

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Die Lindenwirtin.

Eine Geschichte von
Hans Kerschbaum.

runten am See, gleich
hübsch schön an der
Straße, damit die
Fuhrleut' auch ein
gutes Tröpfel kriegen;
dort, wo die groß-
mächtigen Linden
stehen und darunter
die langen Wirts-

haustische — dort ist die Lindenwirtin daheim.

Die Lindenwirtin — na und — ?

Mein Freund, es gab eine Zeit, wo die Antwort schwer gefallen wäre, hätte man sich sein Urteil darnach gebildet, was man über die Lindenwirtin in der Gegend zu hören bekam.

Die Männer, die waren freilich von jeher einig darin, daß sich vorher jeder „sein sauber's Maul soll abmischen“, bevor er von der Lindenwirtin zu reden sich unterstehe; und sie schnaggelten obendrein demonstrativ mit der Zunge, wie sie nicht ungern so zu tun pflegen, wenn sie sich über ein feines Festtagsbratel hermachen.

Aber mein lieber Gott — die Männer! Das sind schon die Wahren! Die nehmen das leichtsinnigste Weib in Schutz, sie verzeihen ihm die schlimmsten Liebestodsünden, — wenn das Weib nur schön und lieb, vor allem aber nicht — ihr eigenes ist!

Na und die Lindenwirtin, die war wohl sauber, das hat ihr der Neid müssen lassen. Und sie war lieb mit den Männern, und sie war keines eigen Weib, — sie war jung und ledig. . . Firaudi! soll da einer nicht mit der Zunge schnaggeln!

Und das war es ja eben, was die weiblichen Bewohner derselbigen Gegend so sehr in Aufruhr gebracht hat. Sie sprachen von einem „höllverschweifelten Rabenbratel, das der Teizel soll holen“, sie nannten die Männer „liebährische Botteln“ und „gottvergeffene Loter, die Tag und Nacht bei der Lindenwirtin hocken“, und ergingen sich weiter über die Lindenwirtin in den grimmigsten Redensarten.

Alein die Lindenwirtin scherte sich weder um der Männer Zungenschnaggeln noch um der Weiber giftiges Geleise; sie war immerzu kreuzfidel lustig und verstand ihre Gäste zu unterhalten wie wohl keine zweite Wirtin im Lande. Die Fuhrleute ließen stundenlang Kopf und Wagen vor dem Wirtshaus stehen, die Bauern ließen von der Arbeit weg, die Jäger und die Wilderer, die Holzknechte und die Kohlenbrenner, die Fischer und die Schiffer und die auf Sommerfrische kommenden Stadtherren, — kurzum: was es halt hin und her Männerleute gab, sie saßen alle gern an der Lindenwirtin grüner Seite, und die lustige Lindenwirtin hatte für jeden ein liebes Wort, ein vielsagen-

des Lächeln. Und wenn sie gar stink die Zither vor sich auf den Tisch legte und zum fröhlichen Saitenspiel sang und jauchzte und jodelte — na, dann war es aus! Alle riß sie mit sich und sie sangen und jauchzten mit ihr, die Alten so gut wie die Jungen:

„Heut gehmers nit ham, heut gehmers nit ham —
Bis daß der Guckguck schreit . . .“

Und da war ein junger Bauer, der hieß der Klosterhofer, dem war das Singen und Jauchzen der Lindenwirtin noch zu wenig, der wollte die ganze Lindenwirtin für sich haben, obichon er sein Eheweib daheim hatte. Er vermeinte, Anlaß genug zu haben, sich eines Nachts an der Lindenwirtin Schlafstubenfenster zu stellen und da zu gurren wie ein verliebter Tauber, daß die goldene Lindenwirtin ein bißchen das Fenster möge aufstun, die Nacht wäre gar so himmlisch wunderschön und er — der Klosterhofer — hätte ihr — der sauberen Lindenwirtin nämlich — was Liebes, was Feines zu sagen.

Aber die Lindenwirtin ließ den verliebten Bauer vor dem Fenster gurren und säufeln und legte sich aufs andere Ohr. Darauf ward dem Klosterhofer die Zeit lang und er stimmte seine Liebeswalze auf einen anderen Ton.

„Aha!“ begann er zu philosophieren, „kann mir's schon denken, warum du nit aufmachen willst, — ist mir ein anderer zuvorkommen — gelt du?!“

Damit hatte der Klosterhofer das Zauberwort gesprochen, auf das hin der Lindenwirtin Kammerfenster aufsprang.

„Sollst dich schämen, Klosterhofer, mir so was zu sagen!“ kam es heraus. „Zwiefach sollst du dich schämen: bist ein Eh'mann, — geh heim zu deinem Weib!“

Bevor der wein- und liebesberauschte Bauer sich noch recht besinnen konnte, trachte das Fenster wieder zu. Als ob ihm die Lindenwirtin einen Krug kalten Wassers übergegossen hätte, so abgekühlt stolperte er davon. An den Linden, wo er kurz vorher an der Lindenwirtin Seite gesessen, wo er mit ihr gesauht und gejodelt, gescherzt und gelacht hat, wo er seinen Arm ihr traulich um den samtweichen Nacken gelegt, — da blieb er einen Augenblick stehen.

„Sakrametten!“ murmelte er. „Heut hat sich einer verchnitten — heut wohl, heut!“ . . .

Der Menschen Tun und Treiben muß einen Sinn haben.

Aus dem verunglückten Liebeswerben des Klosterhofers wuchs eine saubere Geschichte aus, die gleich am nächsten Morgen ihren Anfang nahm.

Just als die Lindenwirtin am sprudelnden Brunnen stand, die hohlen Hände unter den blinkenden Wasserstrahl hielt und sich das quellende Naß ins Gesicht warf, daß die Tröpflein wie blinkende Perlen davonhüpften, sagt plötzlich jemand hinter ihr: „Schön guten Morgen, Frau Wirtin!“

Wie sich darauf die Lindenwirtin umwendet, lacht ihr der Waldhofer Sid ins Gesicht; so strahlend hat er gelacht wie die Sonne in den blinkenden See.

„Oho!“ verwundert sich die Lindenwirtin. „Bist aber früh dran, du!“

Der Sid drückt ein wenig mit der Rede umeinander wie ein dummer Bub, der nicht recht weiß, was er sagen soll. Dann bringt er's doch zuwege. Ob es der Lindenwirtin denn unlieb wäre, wenn er zu ihr komme, fragt sie der Bursch.

Beileibe nicht, lächelte die saubere Wirtin. Es wäre ihr sogar recht lieb. Einer Wirtin könne das immer nur lieb sein, wenn Gäste zu ihr kämen. Und sie spritzt sich immerzu fleißig Wasser ins Gesicht.

Ums Trinken, meint darauf der Sid, wäre ihm just nicht. Aber das Wasserspritzen könnte die Linden-



Ob mit ihr denn just gar kein geschicktes Wort zu reden wäre, fragt er.

wirtin nun gut sein lassen. Sie wäre so wie so schon mudelsauber.

Das wisse sie ohnehin, scherzt die Lindenwirtin. Aber sie möchte halt noch viel säuberer sein.

Ob mit ihr denn just gar kein geschicktes Wort zu reden wäre, fragt er.

Wenn er just eines wisse, warum denn nicht, sagt sie. Und reißt mit dem Leinen ihr rosiges Gesicht, daß es zu glühen anhebt.

„Der Teufel!“ ruft Sid, „warum du grad mich alleweil foppsst, — und ich tuunt dich so gut leiden, dich!“

„Ich dich ja auch!“ lächelt sie, setzt sich an einen der Tische unter den Linden und streichelt ihr goldbiges Haar zurück.

Dafür möchte er doch einen Beweis haben, verlangt der Bursch.

Ob denn sie von ihm schon einen hätte?

„Du Lindenwirtin, nimm dich in acht!“ warnt der Sid. „Dir zulieb bring' ich einen um . . .“

„Narr du! Das wär' auch weiter 'was Sauber's.“

Halt, denkt sich der Sid, jetzt fehlt nimmer viel. Lindenwirtin, du wirst mein! Und wie die Lindenwirtin fragt: „Du, Sid, magst mir zulieb richtig 'was tun?“ da schreit der Bursch: „Ja — aber natürlich! was soll ich denn?“

„Also, wenn du mir zulieb 'was tun willst,“ sagt die Lindenwirtin, „dann geh jetzt heim!“

„Was? . . . Heimgehen — ich?“ Der Sid schaut verduht drein.

„Ist doch nicht viel verlangt, das?“

„Wohl nit — gewiß nit, — aber ich bleib' lieber bei dir . . . Weißt du, das eine möcht' ich just wissen: ob du mich gut leiden magst?“

„Wie oft willst es denn noch wissen?“ lacht die Lindenwirtin, „einmal hab' ich dir's ja schon gesagt!“

Denkt sich der Bursch: Das ist doch ein pffiffiges Frauenzimmer, diese Lindenwirtin. Und jetzt stehen wir wieder auf dem alten Fleck. Aber wart' nur, ich will noch ein wenig schlauer sein! Der Sid neigt sich über den Tisch und will die Lindenwirtin an sich ziehen. Sie schlägt ihn auf die Hand und weicht aus.

Wenn einer schon janzht: Hurra am Ziel! — dann auf einmal gewahr wird, daß er sich getäuscht hat, das kann einen suchtig machen. Dem Sid blüht es plötzlich auf: Mensch, die foppt dich ja! Und das hat ihn damisch aufgebracht.

„Schlangen!“ zischte er. „Falsche Schlangen! Zum Foppen mußt dir einen Dummern aussuchen!“

„Wird schwer einer zu finden sein.“

Der Teufel! Jetzt will er's doch sehen, was er nutz ist. Gewaltjam will er dem jungen Weib bekommen.

Der Sid erhält einen Faustschlag, daß er zurücktaumelt.

Also auch nicht. Jetzt spielt er seinen letzten Trumpf aus. Was tückisch im Hinterhalt gelauert, das kam jetzt hervor auf leisen Sohlen, Schritt für Schritt, wie die Kaze das Vöglein anschleicht.

„Gelt du, kreuzbrave Lindenwirtin,“ zischelt er und verzieht sein Gesicht zu einer höhnischen Grimasse; „du haltest es halt lieber mit die Eh'männer, du Scheinheilige!“

Die Lindenwirtin stutzt.

„Halt dich zurück, Bub! Nenn mir einen!“

„Kennst ihn ja recht gut, denselbigen, der heut nacht an deinem Fenster ist gestanden . . .“

Die Lindenwirtin muß lachen.

„Narr du! Kann ich dafür?“

Der Sid bildet sich ein, er könne die Lindenwirtin jetzt einwickeln.

„Schau du, mein lieb's Täuberle, du — sei geschick,“ schmeichelt er, „sei lieb ein bissel mit mir, — keine Seel' soll 'was erfahren davon, daß du den Klosterhoser . . .“

„Jetzt gehst mir aber, du — spottschlechter Schelm!“
 Und der Waldhofer Sid ist gegangen.
 „Den Tag tu dir fein anmerken im Kalender!“
 hat er noch zurückgerufen. „Und bleib mir brav
 gesund . . . Pfia! di Gott, liebe Lindenwirtin!“

Das war jetzt eine kurios^{*} verwunderliche Zeit! Im
 Lindenwirthshause gingen fast mehr weibliche als männ-
 liche Gäste ein und aus, — ganz verkehrt zu früher.
 Und es waren ungemütliche Gäste das — sehr un-
 gemütliche! Einer Wirtsstube ist es just nichts Selt-
 sames, Schimpf und Streit zu erleben. Aber jetzt
 — Herdigardio! jetzt ist es ein bißchen arg geworden.
 Das ganze Weibervolk im Umkreis hat gegen die
 Lindenwirtin rebelliert . . . Und wenn die Weiber
 anpacken, — da gibt es nichts zu lachen.

Wie Schmalzfeuer ist es von Haus zu Haus ge-
 flogen, was für eine spottschlechte Person diese junge
 Lindenwirtin sei! Just auf die Ehemänner hätte sie
 es abgesehen und ganz ungeniert lasse sie die lieb-
 närrischen Väter nachts durch ihr Schlafstufenfenster
 aus- und einsteigen. So wurde es von jenen erzählt,
 die es gesehen haben wollten.

Die Einwendung, daß solches kaum möglich sei,
 weil der Lindenwirtin Schlafkammerfenster mit finger-
 dicken Eisenstangen vergittert wäre, versing nicht.
 Werden halt sonstwo hineinsteigen.

Arg haben sie es mit dem jungen Weib getrieben,
 — so arg, daß es sich bei helllichem Tage hat flüchten
 müssen in ein verstecktes Stübchen, wo es sich die
 Tür hat verriegelt, — sie war ihres Lebens im eigenen
 Hause nimmer sicher.

Freilich — ich sag' es ja selber: es ist kein Ge-
 schäft, so ein Wirtshaus, für ein junges, lediges Frauen-
 zimmer, sintemalen wenn's dazu noch so ein mudel-
 sauberes ist, so ein famodes, was heißt: lebenswür-
 diges, wie die Lindenwirtin! Aber was will eines,
 wenn ihm eines schönen Tages so ein flottgehendes
 Wirtshaus als Erbgut von einem braven Dheim
 sozusagen in die Schürze fällt? Und wenn man dazu
 noch eine närrische Freude hat zu dem Geschäfte!

Vor den Männern hat sie ja niemals Angst ge-
 habt, die saubere Lindenwirtin; bei Gott: mit diesen
 ist sie noch allemal fertig geworden, wenn ihr einer
 zu nahe hat kommen wollen . . . Aber jetzt diese
 Weiber, — diese eifersüchtigen Weiber! Der Teufel
 mag mit ihnen den Tanz wagen!

Wer hätte sich das denken mögen, daß der Wald-
 hofers Sid ein solcher Schelm könne sein, — daß der
 solche Geschichten könne anstiften! . . .

Da lebte am schattseitigen Seeufer ein schmucker
 Jägersmann, den sie Frido nannten. Dem war es
 manchmal zu kühe in seinen schattigen Waldesgründen.
 Es überkam ihn öfters heiße Sehnsucht nach warmem
 Sonnenschein, und zu solchen Zeiten stieg er in sein
 Boot und ruderte herüber zum Lindenwirthshaus an
 der Sonnenseite. Und wenn er hier auch im Schatten
 der Linden saß, so wurde ihm dennoch warm bis
 ins Herz hinein, sobald sich die Lindenwirtin an seine
 Seite setzte. Und — alles was wahr ist — die

Lindenwirtin setzte sich gerne an des Jägers Seite;
 und so lange setzte sie sich ihm zur Seite, bis des
 Jägers Frido Herze in hellen Flammen stand . . .
 Und als unten ein Paar bärtiger Lippen sich über
 den kirschroten Mund der Lindenwirtin niederbeugten,
 jauchzte oben im Laub der Linden eine Amsel in den
 lauen Sommerabend hinaus . . .

Und dieser Jäger Frido war nun der einzige, auf
 den die Lindenwirtin traute und baute. Dem schrieb
 sie in ihrer Herzensnot ein Brieflein und schickte da-
 mit ihren Knecht über den See.

Das Brieflein ist bestellt worden, die Lindenwirtin
 aber hat vergeblich gewartet. Den ganzen langen
 Sommertag ist sie am Fenster gesessen und hat hin-
 ausgeschaut auf den See, — der Jäger Frido aber
 wollte nicht kommen.

Also, auch bei ihm haben sie mich schon schlecht
 gemacht — dachte sich die Lindenwirtin. Daß er so
 ohne alles den Lügnern und Verleumdern geglaubt,
 das hat die allezeit lustige Lindenwirtin zu Tode traurig
 gemacht, — so trübsvoll traurig, daß sie die Freude
 am Leben verlor. Sie hat sich in ihrer Todestraurigkeit
 einen festen Hanfstrick in ihre Schlafkammer ge-
 tragen, und ihr Hochzeitskleid, womit sie sich schon
 in den nächsten Tagen hätte schmücken sollen, aus
 dem Kasten genommen. Diese zwei Dinge reimte
 sich zwar nicht, aber die Lindenwirtin hatte immer
 ihren besonderen Geschmack. Zuerst wollte sie sich
 in den schönen blauen See stürzen; bedachte aber,
 daß dabei das schöne Brautkleid verderben wäre und
 die Leute obendrein sagen würden, sie wäre unglück-
 licherweise ertrunken. Nein, das wollte sie nicht; diese
 bösen Menschen mußten sehen, daß sie sie in den Tod
 getrieben haben. Das Hochzeitskleid wollte sie anlegen,
 das Myrtenkränzlein ins Haar flechten und sodann
 ihr junges Leben an den Hanfstrick hängen. So reimte
 sich die Lindenwirtin das in ihrem Leib zusammen.

Aber weiß Gott, dem lieben Herrgott mag es leid
 getan haben um dieses junge herzliche Menschenkind.
 Zum Abend hat er ihr den Jäger Frido geschickt.
 Der Forstdienst habe ihn so lange festgehalten; und
 daß es so arg schlimm stehe um seine liebe Herzens-
 braut . . . Na, es ist nun ja alles wieder gut
 geworden.

Es war ein langes Plaudern an demselbigen Abend
 im Lindenwirthshaus. Und als der Jäger Abschied
 nahm, da küßte er seine Braut und sprach: „Mein
 Lieb, — morgen um die Zeit ist alles vorbei!“ Nach
 diesen geheimnisvollen Worten stieg er in sein Schiff-
 lein und fuhr davon.

Und wie der Teufel schon oft einen hineinreitet!
 Ist in derselben Nacht, kaum daß der Jäger Frido
 auf dem See draußen mit seinem Bote heimwärts-
 rudert und die Lindenwirtin im Bette liegt, an ihr
 Fenster geklopft worden. Weil solches Klopfen an
 ihr Fenster keine Seltenheit ist, will sie es über-
 hören. Da sagt auf einmal draußen eine Stimme:
 „Wächst' doch gern einmal nachfragen, wie's denn
 der sauberen Lindenwirtin alleweil geht!“

„Ei,“ denkt die Lindenwirtin, „diese Stimm’ soll ich wohl kennen, — die gehört dem Waldhofer Sid!“

Sie steigt aus dem Bett, huscht ans Fenster, hebt vorsichtig den Vorhang und lugt hinaus.

Die Stimme des Waldhofer Sid war es und der Bub stand auch draußen. Der Sid war ein geriebener Bösewicht. Der Erfolg seiner Rache wäre nicht voll gewesen, er wollte gerne auch wissen, wie sich bei der Sache die Lindenwirtin befände. Um sie in ihrem Leid noch ein wenig zu höhnen, — diese liebliche Absicht hatte ihn hergetrieben.

Aber jetzt verwundert er sich baß!

So lieb, so süß schmelzend hat die Lindenwirtin zu ihm noch nie geredet.

„Trau dich nur her- vor, Sid, ich beiß’ dich nit!“ hat sie geflüstert.

„S, der Teirel!“

denkt sich der Sid,

„was ist denn das?“

Aber er fühlt sein

schlechtes

Gewissen.

„Wenn ich nur gerade

jetzt wüßte,“ denkt er

weiter, „wie ich drau

bin! Will sie mir viel-

leicht was ins Gesicht

schütten? Will sie gar

am End’ Frieden ma-

chen mit mir? Viel-

leicht ist ihr die Hoch-

nasigkeit schon ver-

gangen!“

„Du Lindenwirtin,“

sagt er freundschaftlich,

bleibt dabei aber noch

vorsichtig hinter der

Mauer, „du kannst

mir’s glauben, ich

möcht’ was geben

drum, wenn wir wie-

der gute Kameraden

würden. . . Daß ich

alles auf gleich bring’

— brauchst keine Sor-

gen haben. . . I sieg’s ja ein: ein bißel zu dick

ist es worden, — so hab’ ich es nicht gemeint. Mußt

aber wissen: Fein bist du schon auch nit gewesen. . .

Also gut, lassen wir das jetzt sein. Ich gesteh’ es

zu, daß ich mich damals geirrt hab’ mit dem Kloster-

hofer. . . sagen wir meinetwegen, ich hätt’ dort

einen Mordsbrauch gehabt, — ich nimm alles auf

mich — und wirst sehn, Lindenwirtin, der Kloster-

hoferin bring’ ich es bei; laß nur mich machen. Und

die andern sollen es auch bald wissen, daß dir kein

Mensch was Schlechtes kann nachsagen. . . Gelt

du Lindenwirtin, wir zwei werden wieder gut Freund!“

Die Lindenwirtin beißt sich in die Lippen und denkt

sich: „Hältst mich für so dumm, wie du selber bist!“

Und in ihrem klugen Kopf ist eine sonderbare Idee erwacht. . .

„Wie mich das freut von dir,“ sagt sie recht herzbe-
weglich, „daß du deinen Fehler willst gut machen. Ich bin freilich auch nicht wenig schuld dran; hab’ es aber richtig wahr nicht so schlimm gemeint. Aber wart, mein lieber Sid, wenn du ein wenig Zeit hast, ich setz’ mich zu dir ans Fenster. . . Nur einen Rock muß ich vorher anziehen und die Strümpf’, wird mir leicht zu kühl sonst am Fenster. . . Na, wo hab’ ich sie denn nur wieder verlegt. . . Wart nur ein wenig, Sid, gleich bin ich fertig. . .“

Der Sid kennt sich gar nicht recht aus; er ist fast verwirrt über so viel unerbittliche Liebenswürdigkeit. Aber er erklärt sich’s damit, daß die Lindenwirtin deshalb umsteck, weil sie ihn fürchtet.

„Die ganze Nacht hab’ ich Zeit für dich!“ stammelt er in seiner Glückseligkeit.

Indessen hatte die pfiffige Lindenwirtin den zähen Hansstrick, woran sie ihr Leben hat hängen wollen, unbemerkt um Tisch und Bettfuß geschlungen; sinkt noch zwei feste Schlingen an den beiden Strickenden gezogen, dann saß sie auch schon am Fenster. Da hat sie mit dem Sid allerlei Liebes zu plaudern angefangen, daß dem Burschen immer schwüler ist geworden. Nicht ein bißchen schämig war sie jetzt, die saubere Lindenwirtin, mit ihrer blendweißen Schulter. . . Der Sid



„Mein Lieb, — morgen um die Zeit ist alles vorbei.“

hat im Liebesrausch geschwelgt.

Daß die Liebe blind macht, das sagt schon ein altes Sprichwort. Aber der Waldhofer Sid hat schon rein gar nichts bemerkt, was die Lindenwirtin hinterm Fenster mankelte; er hatte nicht die blasseste Ahnung davon, daß sie ihm ihren weißen Nacken nur deshalb so sehr hinschob, um seine Aufmerksamkeit von ihren Händen abzulenken, die jetzt keine Zeit hatten zur Abwehr. Und der Sid merkte es in seiner Stockblindheit nicht, wie der Lindenwirtin schöne Augenlein lauerten. . . Immer noch mehr versuchte er sich anzuschmiegen an das eiserne Fenstergreuz, um der Lindenwirtin Wange mit seinen Lippen zu erhaschen.

„Geschick ist dein Fenster just nit zum Brenteln,“ bedauerte er nebenbei, weil er keinen rechten Halt finden konnte. Mit den beiden Ellenbogen mußte er sich ins Eisengitter verhängen, und als er auf diese Weise die Vorderarme hereingestreckt hatte, begann ihm die Lindenvirtin liebevoll die Hände zu streicheln und zu drücken, zuerst die eine, dann die andere, und dabei wußte es das schlaue Weib so fein anzustellen, daß sich dem ahnungslosen Sid auf einmal die Hausschlängen um die Handgelenke so fest zusammenzogen, daß er einen Schreckensschrei ausstieß und mit einem jähen Ruck seine Arme aus dem Gitter ziehen wollte. Damit aber hat er sich die Hausschlängen nur noch fester zugezogen. Kaum daß er mit den Fußspitzen unter sich den Boden recht berührte, so hing er nun fest.

„Auslaßt!“ schrie der Sid und seine Stimme bebte in Todesängsten. „Auslaßt mich — so eine Falschheit. . . Auweh, meine Händ!“

„Schau, Gidele,“ sagt die Lindenvirtin boshaft; „so einen lieben Freund, der es einem so gut tut meinen, den muß man in Ehren halten. Auf den muß man sich fein anschauen, damit er einem nit gestohlen wird!“

Der Bursch beginnt zu zerrn und zu reißen, dann heult er auf in Schmerz und Wut; jetzt kann er weder hinauf an der glatten Mauer noch heraus aus dem Gitter. Dummerweise hat er die Arme so weit voneinander durch die Eisenstäbe gezwängt, daß er, weil er bloß mit den Vorderarmen drinnen ist, mit einer Hand die andere nicht zu erreichen vermag. So hängt er sozusagen zwischen Himmel und Erde und knirscht wie ein überwältigtes Raubtier.

„Auslassen tu mich!“ begann er flehentlich zu wimmern. „Lindenvirtin, mach keine Dummheiten, — laß mich aus!“

„Wart nur noch ein eichtele,“ tröstete ihn die Lindenvirtin, „es ist noch nicht alles; schau, Gidele, ich schick dir meinen Knecht mit dem Dshenziemer, der wird dir Gesellschaft leisten. . . Ist recht ein Kurzweiliger, der Dshenziemer, und der Knecht weiß fein umzugehen damit.“

Na, das war ja recht sauber jetzt! Da ist der Sid dieser schlauen Lindenvirtin in eine schöne Falle gegangen! Nochmal versucht er es mit Gewalt; er stemmt sich. Ist keine Möglichkeit loszukommen. Er heult wie ein Wahnsinniger und gebärdet sich wie ein wildes Tier. Nachdem er sich so ermüdet hat, daß ihm die Schweißtropfen übers Gesicht rieseln, wird er wieder weichmütig.

„Geh, Lindenvirtin, tu mir die Schand nit an! . . . Umbringen tu' ich mich und du hast es auf deinem Gewissen. . . Lindenvirtin, sag' ich, — sei doch nit so herzlos. . . Bitten tu' ich dich: Tu mir die Schand nit an. . . Unsere ganze Familie machst unglücklich. . . Das Gespött von die Leut'. . . Um Gottes willen, laß mich aus. . . Auslaß mich, Lindenvirtin! . . .“

Der Sid begann jämmerlich zu stöhnen und zu winseln.

Aber die Lindenvirtin versicherte den Hausschling noch fester, dann sprach sie: „Tu dich nur trösten, Bub. Schau, mein lieber Sid, du hast mich ja auch ins Gerede gebracht und hast mich bei den Leuten schlecht gemacht. Hättest du danach was gefragt, wenn ich mich darüber hätt' umbracht? Und schau doch, du lieber Bub: heut bist du noch herkommen, mich zu verhöhnen. . . Ich kann dir's ja gar nicht genug abkehren, dir, du guter Freund, was du mir Liebes angetan, daß mich die verrückten Weiber gesteinigt hätten, wenn ich mich erwischen hätt' lassen. . . Tu dich jetzt nur schön gedulden, Gidele, bis dich die Leut' hängen sehen in der Fallen. Sie sollen's auch wissen, was für ein Heiliger du bist!“

Der Bursch hat ganz zerknirscht seine Schuld einbekannt. Nur barmherzig möge sie sein, die liebe Lindenvirtin, und die Hände möge sie ihm um Gottes willen freimachen.

Aber die Lindenvirtin sprach ihm weiter Trost zu: „Weißt, mein lieber Sid, morgen um diese Zeit bist du wieder ein freier Mann. Also sei g'scheit: Schön brav sein und schön warten. Nichts dauert ewig, und zum Aufstehen wird's auch bald Zeit.“

Indessen hat sich die Lindenvirtin bräutlich angekleidet. Was hatte sie vor?

Ghe sie aus ihrer Schlafstube trat, sagte sie noch: „Wenn die Zeit um ist, wird dich mein Knecht aus deinem Fegfeuer erlösen. Ein bissle mußt noch Buße üben. . . Und jetzt psiat dich Gott, Sid, laß dir die Weil' nicht lang werden!“

Der Lindenvirtknecht hat von seiner Herrin Weisungen erhalten und zuletzt hat sie ihm noch ein weißes Blatt Papier eingehändigt. Als der Knecht die in großen Buchstaben darauf geschriebenen vier Worte gelesen und den Zweck des Papiers erfahren, da hat er gekräht vor Lachen.

Die Lindenvirtin aber hat sich in ein Boot gesetzt und ist damit hinausgefahren auf den See. . .

Der Knecht ist mit dem Dshenziemer um das Haus herumgewandert.

„Na, das nimmt sich ja recht gut aus, dort am Fenster! Der Sid hängt ja dort wie ein abgestochenes Kalbel. . . Wart, Bürschel, dir will ich schon die Lebensgeister aufstifeln!“ Der Knecht geht allmählich auf den Sid los.

„Schau, schau, — was treibt denn der Waldhofer Sid da an der Lindenvirtin Fenster — ha? Was treibt er denn?“ frozzelt ihn der Knecht. „Möcht'st nit hamgehn, Sid? Schau, die Leut' gehn schon ins Tagwerk aus — und du stehst da wie ein Schelm. . . Ja, Mensch, hast denn du gar keine Schand' im Leib!“

„Verhöhn mich nur du aa noch!“ wimmert der Sid erbärmlich. „Wird schon noch Zahntag kommen. Wart's nur, i verlag' euch.“

„Recht hast, Bub, so was laßt sich kein ordentlicher Mensch nicht gefallen!“ höhnt der Knecht und zeigt dem Sid den Dshenziemer. „Schau, Gidele, schau her da! Magst ihn verkosten, den? Mein

Lieber, das ist dir ein Guter, — macht jeder einen hellen Zuchezzer, der ihn verspürt!“

„Meinetwegen — erschlagt's mich. . . Is mir eh schon alles eins jetzt,“ schluchzt der Bursch ergeben.

„Na weißt, Bub,“ meint der Knecht, „so a fünf- undzwanzig, die wären dir jetzt gesund, — verdient hast sie dir wohl, du Schelm, du! Aber die Lindenwirtin hat ein gutes Herz. Sie will es nit, daß ich dir's herunterfalz' — recht gern möcht' ich dir die Wohlthat erweisen, kannst mir's glauben. Aber ich halt' mich nach der Lindenwirtin ihren Auftrag. . . Da schau' dir jetzt einmal das Fleckel Papier an! Kannst lesen, was drauf steht — is nit viel — dein Todesurteil bloß. . . Mußt es schon erlauben, daß ich dir — auf der Lindenwirtin Befehl — das Urteil hinten an die Hosen anhäng' — weißt, Sid, damit dich die Leut' gleich von hinten erkennen!“

Der Sid hat mit sich alles geschehen lassen. Seine Kraft hatte er lange schon nutzlos vergeudet. Sonach war's dem Lindenwirtknecht ein leichtes, dem Gefangenen den Zettel hinten anzuhängen, worauf zu lesen stand:

„Ich bin ein Verleumder!“

Dann sorgte der Knecht für das notwendige Publikum.

Bald standen um den Waldhofer Sid herum mehr Menschen, als im Lindenwirts haus Platz hätten finden können. Und das läßt sich denken, was das jetzt für eine Metten war!

Als der Zweck, der öffentliche Pranger, erreicht war, hat der Lindenwirtknecht den verfluchten Hansstrich abgesehnt. Der Sid fiel wie ein Birnsack um. Dann raffte er sich aber mit Gewalt auf und hinkte mit seinen elend verrenkten Gliedern unter dem Hallo der Zuschauer von dannen. Auf das Papier mit der ehrenhaften Charakterbezeichnung hat er in seiner Zerknirschung ganz vergessen; er ist damit heimgehumpelt . . .

Und die Lindenwirtin?

Gegen Mittag hin brachte der Schiffer-Hans ein herrenloses Boot ans Ufer. In diesem Boot fand sich ein breiter Florentinerhut, den man als der Lindenwirtin Eigentum erkannte. Auch das Boot war jenes, womit frühmorgens das junge Weib im Hochzeitskleid auf den See hinausgefahren war. . .

Jetzt machten die Leute lange Gesichter und die Kunde flog von Haus zu Haus: Die Lindenwirtin ist ins Wasser gegangen!

Die tugendsamen Ehefrauen, die noch in den letzten Tagen die schlimmsten Dinge über die Lindenwirtin erzählt, sie ein höllverschwefeltes Rabenbratel hin und her genannt, die bekamen nun Gewissensbisse, sintemalen sich jetzt auch die Sache mit dem Gewährsmann Sid von einer andern Seite ansehen ließ.

„Unrecht hat er ihr getan, der Verleumder!“ zeterten sie.

„In den Tod hat er sie gekehrt, der schlechte Loter, der scheinheilige!“

Mit Vergnügen wollten sie über den Sid herfallen. Aber der lag ohnehin marodig daheim im Heu.

So nun die arme Lindenwirtin tot war, ist sie auf einmal ganz unschuldig gewesen. Alle, die ihr unrecht getan, bedauerten es zutiefst. Die ganze Schuld schoben sie jetzt dem Waldhofer Sid zu. Und etliche weinten ihr bittere Tränen nach. Mein Gott und Herr! Sie war ja doch so eine liebe, gute Seele, diese lustige Lindenwirtin, und jetzt liegt sie drunten tief im See.

Die Nacht dieses ereignisvollen Tages war einem heiteren Sommermorgen gewichen. Auf dem stillen Alpensee glitt langsam ein Kahn dahin. Darinnen saß ein junges Paar, das ließ sich wiegen und schaukeln im Spiel der Wellen und fuhr dem Lindenwirts hause zu.

Eratet ihr's? — Die Lindenwirtin war's im Hochzeitskleid.

Den Myrtenkranz trug sie noch im goldigen Haar und ihr zur Seite saß der Jäger Frido, der junge Lindenwirt, der ihr's gelobt, sie zu beschirmen gegen



Sonach war's dem Lindenwirtknecht ein leichtes, dem Gefangenen den Zettel hinten anzuhängen.

jegliches Ungemach, das böse Menschen ihrem lieben Nächsten so gerne bereiten.

„Was? Die Lindenwirtin ist wieder da?“ ging's unter den besorgten Ehefrauen neuerdings los. „Na, richtig wahr: die haltet wohl die ganze Welt zum Narren! . . .“

Soll ich noch weiter erzählen? Soll ich berichten davon, wie die pffiffige Lindenwirtin gelacht hat über den „marodigen“ Sid und über den Possen, den sie

den Leuten mit dem herrenlosen Boot gespielt, in-
dessen sie sich drüben in der Schloßkirche mit ihrem
Frido zum Lebensbunde verbinden ließ? . . . Soll
ich's verraten, wo sie zu finden ist, diese tapfere
Lindenwirtin; an welchem Alpensee das Lindenwirts-
haus zu wonniger Raft einladet im Schatten der
mächtigen Linden? . . .

Soll ich? . . . Lieber nicht. Die Lindenwirtin
könnte gar noch böse werden. Und das ist gefährlich,
wie ihr wißt!

Im Kampfe mit dem Würgengel.

Von A. Theinert.



Uns fünf hatte der Zufall
zusammengeführt; nicht
zwei waren miteinander
oder auf Verabredung
nach Lugano gekommen;
erst dort hatten wir uns
kennen gelernt, bald aber
gute Kameradschaft ge-
schlossen. Hinter jedem
unserer kleinen, national
gemischten Gesellschaft
lag ein bewegtes Leben,

keiner, der nicht wenigstens in drei Erdteilen sich
herumgetummelt, schwere Stürme durchwettert und
in drei oder mehr Sprachen seinen Gedanken Aus-
druck geben konnte. Wenn wir an den Abenden auf
der Veranda des Hotels um unseren runden Stamm-
tisch beim Weine saßen, wurde deutsch, französisch
oder englisch geplaudert und erzählt, aber alle ver-
standen einander.

Der Senior unserer Tafelrunde war Doktor Mc
Pferjon. Mit Obersturnang aus der englischen Armee
geschieden, führte er jetzt ein nomadisierendes Jung-
gesellenleben; jeden Sommer hielt er sich ein paar
Monate in der Schweiz auf. Eine Reihe von Jahren
hatte er in Ostindien gedient, und eine seiner Er-
innerungen aus jener Zeit gebe ich hier wieder, mög-
lichst wortgetreu, wie er sie uns erzählt hat.

„Jemand wird halt hin* müssen,“ bemerkte Leut-
nant Stevens, und die Blicke der meisten in unserem
Klubtotal anwesenden Offiziere richteten sich fragend
auf mich.

„Natürlich 'n Doktor,“ ergänzte ein anderer;
„fragt sich nur welcher.“ Und wieder schauten sie
mich an.

„Hm, da hat der Kommandant das letzte Wort
zu sagen,“ brummte ich. Sie lachten. Sie wußten,
daß es mir zustand, denjenigen meiner Assistenten
zu bezeichnen, der nach Marut geschickt werden sollte.

Ich hatte rasch Karriere gemacht und war, nicht
viel über dreißig Jahre alt, schon Chefarzt, nicht
nur der Brigade, deren Stab und Gros in Barrapur
lag, sondern des ganzen zugehörigen Militärbezirks,
eines Stück Landes so groß wie Schottland. Heute
gehört es als integrierender Bestandteil zum indischen

Kaiserreiche, damals war die Souveränität noch eine
offene Frage zwischen England und einem sehr selbst-
bewußten Radscha, eine Frage, deren Lösung zunächst
von den an Ort und Stelle gesandten Zivilbeamten
versucht werden sollte.

In dem vierzig und etliche Kilometer von Barra-
pur entfernten Marut standen, als detachierter Posten,
zwei Dragonerschwadronen unter dem Kommando
von Oberstleutnant Grant. Der hatte durch eine
Stafette gemeldet, unter seinen Leuten sei eine Epi-
demie ausgebrochen, und Benton, der junge Doktor
des Postens, sei als einer der ersten davon hin-
gerafft worden.

Grant bat dringend um schleunigen Ersatz. Ein
von ihm an mich persönlich gerichtetes Schreiben
gab einen sehr verworrenen Bericht über die Sym-
ptome der Krankheit, ich aber wußte gut genug, um
was es sich handelte.

Im Hauptquartier selber verfügte ich nur noch
über zwei Assistenten. Einer von ihnen mußte nach
Marut, und welcher, darüber durfte eigentlich gar
kein Zweifel obwalten: Robert Gilmore, kurzweg Bob
genannt, war an der Reihe, ihn trafs. Damit wurde
dem jungen Manne Gelegenheit geboten, sich aus-
zuzeichnen und sein Avancement zu fördern, wenn
er nicht, wie Benton, der Pflichterfüllung zum Opfer
fiel. Daß Bob, der in England tüchtig studiert
hatte und seine Sache verstand, keinen Augenblick
zaudern würde, dem Rufe zu folgen, daß er's sogar
gern tun würde, das wußten wir; mochte man ihm
sonst vorwerfen, was man wollte — und Ursache
dazu gab's — ein Feigling war er nicht. Aber sein
Vater war der Kommandeur der Brigade; da lag
der Haken.

Während wir noch die Sache erörterten, trat eine
Ordnanz in den Saal und wandte sich an mich:
„Der General wünscht Sie zu sprechen.“

Ich stand auf und warf die eben erst angezündete
Manila in den Aschenbecher.

General Gilmore's Wohnung lag im Mittelbau
des indischen Palastes, der einem halben Hundert von
Beamten und Offizieren Quartier bot und für dessen
Benutzung die englische Regierung eine hohe Miete
zahlte. Wir standen mit dem Radscha nicht auf dem
Kriegsfuß — bewahre! Es sollte ihm ja nur auf
diplomatischem Wege ein freiwilliger Verzicht auf
die Hoheitsrechte nahegelegt werden. Unsere Brigade
war kein Okkupationskorps, sie bildete nur das, aller-
dings sehr reichlich bemessene Ehrengelüste der Zivil-
beamten. Altbewährte Methode das! In der Regel
fügen sich die braunen Herrschaften nach einer Weile,
will's aber einmal einer partout nicht tun, bleibt er
starrköpfig, — na, da wird ihm halt der Standpunkt
auf weniger höfliche Manier klargemacht: an Stelle
der Diplomaten treten die bereitgehaltenen Bajonette.
Altengland kommt immer obenauf.

Als ich über den Hof schritt, hörte ich, daß jemand
mir folgte, und mich umwendend, stand ich Fiß
gegenüber. William Fitzgerald, für die Kameraden
einfach Fiß, war mein Seniorassistent, ein tüchtiger,

erfahrener Arzt und ein prächtiger Mensch; hoch und schlank gewachsen wie eine Tanne, bärenstark und dabei geschmeidig wie ein Panther; Herzensgüte, gepaart mit unbeugsamer Willenskraft lag im Blick der seelenvollen blauen Augen.

„Hören Sie, Major,“ — das war mein damaliger Rang — „geben Sie mir die Chance,“ redete er mich an.

„So, Sie möchten nach Marut, möchten für Bob eintreten?“ erwiderte ich. „Daraus wird nichts, so weit 's von mir abhängt!“

Fitz zupfte an seinem Schnurrbart. „Es ist ein harter Schlag für den General. Wir dürfen ihm kaum zumuten, den Sohn auf den gefährlichen Posten zu schicken.“

„Dienst ist Dienst, Fitz. Sie wissen, die Reihe ist an Bob. Der Alte tut mir leid, aber ich darf



Ich war nicht sonderlich überrascht, als mir Hetty Chester den Weg vertrat.

und will mich davon nicht beeinflussen lassen. Warum hat er den Sohn hierher versetzen lassen, jetzt muß er auch alle Folgen mit in den Kauf nehmen.“

Fitz schaute zum Sternhimmel auf; dann wandte er sich schweigend und ging.

Um die Wohnung des Generals zu erreichen, mußte ich einen langen Korridor passieren, und ich war gar nicht sonderlich überrascht, als mir aus einer Fensternische heraus Hetty Chester den Weg vertrat. Daß in dem sich vorbereitenden Drama diese junge Dame eine Rolle spielen würde, durfte ich nach dem, was ich in den letzten Wochen beobachtet hatte, mit ziemlicher Bestimmtheit voraussetzen.

„Wie lauten die Nachrichten von Marut?“ fragte sie in erschrocken großer Unruhe.

Ihr Vater, einer der Zivilbeamten, konnte nicht der Gegenstand der Besorgnis sein; für diesen Herrn kam Marut nicht in Frage.

„Schlimm,“ gab ich ihr zur Antwort. Sie schrat zusammen und erblaste. „Was ist's für eine Krankheit?“

„Das kann ich nicht sagen, Miß Hetty. Grant hat mir da eine lange Epistel geschrieben, aus der

ich nicht klug werde. Die Symptome, die er schildert, gehen über meinen Horizont.“

„Ach!“ rief sie, „Sie wollen's nur nicht eingestehen: Sie wissen's ganz gut, — in Marut wüthet die Cholera!“

„Schon möglich,“ erklärte ich kurz.

„Wer muß hin?“

„Die Entscheidung darüber liegt nicht bei mir allein!“

„Und wenn Sie allein zu bestimmen hätten?“

„Dann würde ich selber gehen.“

Ihr Gesicht verlor einen Augenblick den Ausdruck ängstlicher Spannung. An diese Möglichkeit hatte sie noch nicht gedacht.

„Aber Sie sind unentbehrlich hier,“ murmelte sie nach einer Weile.

„Niemand ist unentbehrlich. Doch darauf kommt's im vorliegenden Falle nicht an, es handelt sich da um die Dienstroutine. Einer der beiden Assistenzärzte muß die Aufgabe übernehmen.“

„Welcher?“ fragte sie mit geheuchelter Gleichgültigkeit.

Welcher? Das war genau die Frage, die auch mich seit einer halben Stunde beschäftigte, nur gerade jetzt nach einer neuen Seite hin. Geseht den Fall, Hetty Chester hätte zu bestimmen, welchen von den beiden jungen Männern würde sie nach Marut schicken?

Unter meinem forschenden Blick senkte sie die Wimpern und zog fröstelnd das nur lose umgeworfene Tuch fester zusammen.

„Die endgültige Entscheidung liegt nicht bei mir,“ wiederholte ich. „Der Kommandant hat das letzte Wort.“

„Er wird den Sohn nicht der Gefahr aussetzen wollen, und —“ Sie stockte.

Ich zuckte die Achseln. „Ich muß jetzt zum General, Miß Hetty. Adieu!“

Das Mädchen verharrete regungslos auf ihrem Platze, eine weiße, geisterhafte Erscheinung in dem vom Mondlicht durchstuteten Gange.

Ich fand den Kommandanten allein an seinem Eßtisch sitzend, mit einem gefüllten, noch unberührten Weinglase vor sich.

Es war mir bisher noch nie so recht zum Bewußtsein gekommen, daß General Gilmore auf der Schwelle zum Greisenalter stand. Sein kurzgeschorenes Kopfhaar und der borstige Schnurrbart waren freilich schon längst ergraut, aber der Mann hatte immer frisch und munter ausgesehen, hatte sich stramm und aufrecht gehalten. Heute kam er mir ganz verfallen vor.

Gilmore war erst im reiferen Alter in den Ehestand getreten und seine Frau bei der Geburt des ersten und einzigen Sohnes gestorben. An diesem Sohne, der in England erzogen, nach Absolvierung seiner medizinischen Studien nach Indien zurückgekehrt und als Assistenzarzt in die Armee getreten war, hing der alte Herr mit einer wahren Affenliebe. Der tüchtige, in allen Lagen scharf blickende und richtig urteilende Offizier war blind und taub den

Schwächen und Fehlern seines Sohnes gegenüber, er hielt ihn für einen Ausbund aller guten Eigenschaften; ihm zuliebe würde er, fürchtete ich, seinen strengen Grundsätzen untreu, unter Umständen vielleicht ehr- und pflichtvergeffen werden können. Dieser Gedanke hatte mich schon manchmal gequält, und ich hätte viel darum gegeben, wenn Robert Gilmore, anstatt auf Betreiben seines Vaters nach Barrapur veretzt zu werden, in Dahli, seiner ersten Garnison, geblieben wäre. Seit einem Dezennium war ich General Gilmores Brigade zugewiesen und ihm vielfach zu Dank verpflichtet; er war mir mehr als ein guter Vorgesetzter, er war mir ein väterlicher Freund. Seit etwa einem Jahre gehörte Bob meinem Sanitätskommando an, und in dieser Zeit hatte ich, so weit ich's vor meinem Gewissen irgend verantworten konnte, vieles übersehen oder vertuscht, wofür dem jungen Leichtfuß der Kopf gründlich hätte gewaschen werden sollen. Fitzgerald hatte mich dabei unterstützt, wir beide hatten darauf Bedacht genommen, daß dem Sohne des Vaters, den wir hochschätzten, die rauhe Seite des Dienstes möglichst wenig fühlbar gemacht wurde. Bob, durch die Verhättselung des Vaters ein unbewußter Egoist, war mit der für solche Leute charakteristischen, sehr bequemen Blindheit begabt, die es ihn gar nicht merken ließ, wenn andere ihm zumommende widrige Arbeiten übernahmen.

„Böje Geschichte das!“ redete der General mich an, mit der Hand auf den vor ihm liegenden Bericht von Marut weisend.

„Ja.“

Er schob mir die Papiere zu und deutete auf einen Stuhl.

„Setzen Sie sich. Hat Benton noch vor seinem Ende an Sie geschrieben?“

Ich reichte dem General den Anfang eines an mich gelangten ärztlichen Rapportes, — den Anfang, denn das Schriftstück enthielt nur vier Zeilen; der Schreiber hatte mitten in einem Satze aufgehört, die Feder war ihm entfallen, der Bürgengel hatte ihn gepackt. Ich gab dem General auch den vom Oberstleutnant Grant an mich persönlich adressierten Brief, und er las beides durch.

„Was ist's?“ fragte er plötzlich, mit unetst flackernden Augen zu mir herüberblickend.

„Auf Grund des vorliegenden Materials kann ich eine bestimmte offizielle Meinung nicht abgeben.“

„Und inoffiziell?“

„Ich fürchte, es handelt sich um Cholera.“

Der General nahm das volle Weinglas in die Hand, aber die Hand zitterte, und er stellte das Glas wieder ab. Die Lippen unter dem grauen Schnurrbart zuckten.

„Etwas muß geschehen für die Garnison in Marut,“ erklärte er endlich.

„Ja.“

„Wir müssen ihnen einen Doktor schicken.“

„Ja.“

„Wen?“ fragte der alte Herr mit unsicherer Stimme.

„Die Reihe ist an Robert Gilmore.“

Ich glaube, er hatte keine andere Antwort von mir erwartet, er mußte es wissen, daß ich keine andere geben, daß ich auch ihm zuliebe an der Dienstordnung nicht rütteln durfte.

Er gab sich einen Ruck und warf den Kopf in den Nacken; er wollte sich zwingen, fest zu bleiben, aber der Versuch scheiterte, er konnte es nicht über sich gewinnen, ohne weiteres zuzustimmen, wie's sich gehörte hätte.

„Ist Bob der Aufgabe gewachsen?“ fragte er nach längerer Pause.

„Auf Ehre und Gewissen darf ich nicht das Gegenteil behaupten.“

„Donnerwetter!“ polterte der General, „gibt's denn da keinen Ausweg?“

„Ich wüßte nur einen.“

„Welchen?“

„Daß ich selber nach Marut gehe.“

„Um, — aber Sie wissen, daß sich das mit Ihrer Stellung als Chefarzt nicht in Einklang bringen läßt, daß ich's nicht zugeben darf, — leider,“ murmelte er noch vor sich hin, aber ich hörte auch dieses letzte Wort.

Die darin liegende Erbärmlichkeit widerte mich an. Die Angst um den abgöttisch geliebten Schlingel von einem Sohne machte diesen sonst so furchtlosen Mann zu einem Schwächling. Für sich selber hätte er nicht das kleinste Opfer angenommen, für den Sohn das größte; für ihn erniedrigte er sich. Mich würde er ohne Besinnen nach Marut haben ziehen lassen, wenn das mit den Rang- und Dienstverhältnissen nur irgend verträglich gewesen wäre.

Zu Worte kam ich nicht mehr — die Türe wurde heftig aufgestoßen, und Bob stürmte, ganz disziplinswidrig, unangemeldet herein; er durfte sich eben alles erlauben.

Der Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn wollte ich nicht als Zeuge beizohnen. Meine Erklärung hatte ich abgegeben; wie der General sich dazu stellen würde, blieb abzuwarten. So salutierte ich denn und ging.

Als ich eine halbe Stunde später in der Apotheke mit zwei Lazarettgehilfen Arzneien für Marut verpackte, gesellte sich Fitz zu uns.

„Ich gehe nach Marut,“ meldete er. „Ich habe mich freiwillig dazu erboten und der General ist einverstanden.“

Schweigend nahm ich die Meldung entgegen; vor den Gehilfen durfte ich meine Meinung nicht laut werden lassen. — Was steckte hinter der Sache? — Wo lag die Erklärung? — Etwa in dem „Où est la femme?“

Fitz hatte mich nicht zum Vertrauten gemacht, aber daß er Hetty Chester liebte, davon war ich überzeugt. Ob auch das Mädchen es wußte, ob sie seine Liebe erwiderte, darüber war ich mir noch nicht klar geworden. Ihr Herz war nicht mehr frei, das hatte ich längst erkannt, man liest das ja in den Augen eines Weibes; aber zu ergründen, wem die Liebe gilt, ist nicht so leicht. Das habe ich bei

anderen beobachtet und einmal auch an mir selber erfahren. Ich glaubte der Begünstigte zu sein, und einen harten Kampf har's gelöst, den Irrtum zu verwinden, in dem ich befangen gewesen. Seit her habe ich mich nicht mehr zum Versuchskaninchen hergegeben, bin der holden Weiblichkeit möglichst aus dem Wege gegangen und gedente als Junggefelle ans Lebensende zu kommen. Ein rollender Stein bin ich immer gewesen, an mir ist wenig Moos hängengeblieben, und wenn von dem wenigen etwas weggerissen wird, will die wunde Stelle nicht ver- narben. William Fitzgerald war einer der wenigen Menschen, die feste Wurzeln in meiner Seele geschlagen, und der Gedanke, ihn verlieren zu können, tat weh.

„Wann brechen Sie auf?“ fragte ich.
 „Marischorder lautet für heute abend. Ich nehme nur einen unserer Sichts mit und ein Packpferd.“
 Er schaute nach der Uhr. „Halb neun; um neun Uhr reite ich ab.“

„Ich werde Sie ein Stück begleiten, wir können dann ungestört alles besprechen.“

Er nickte und ging, seine Vorbe- reitungen zu treffen.

Kaum war Fitz draußen, da tauchte Bob Gilmore auf und fing schweigend an, uns zu helfen.

„Schneulich!“ murmelte er nach einer Weile. „ne Affenschanke ist's; finden Sie's nicht auch?“

„Ja, schmächtig!“ Ich glaube er verstand nicht, wie ich's meinte. „Komme mir vor wie 'n dummer Junge,“ schmollte er. „Warum läßt der Alte mich nicht fort? Warum gibt er Fitz die Chance, die dem dienstlichen Turnus nach mir gehört?“

Darauf hatte ich keine Erwiderung; mir war die ganze Geschichte zum Ekel. Ich gab die nötigen Weisungen und ließ Bob mit den Gehilfen allein.

Schlag neun Uhr schwangen Fitz und ich uns in die Sättel. Ein Duzend Offiziere waren herausgekomen, Fitz Adieu zu sagen und ihm lachend „Gut Glück“ zu wünschen. Sie nahmen die Sache von der leichteren Seite. Warum sollten sie auch nicht? Wie oft waren diese Männer in den Kugelregen gestürmt, wenn wir Ärzte ungefährdet hinter der Front standen. Jetzt war's halt mal umgekehrt, jetzt war die Reihe an einen von uns gekommen, dem Tode direkt ins Auge zu schauen. Selbstver- ständliches Soldatenlos, weiter nichts!

Fitz und ich hatten gelernt, scharf zu reiten, und scharf ritten wir in jener Nacht durch die schlafende mit Wohlgeruch geschwängerte Tropenlandschaft, der Sitt, mit dem Packpferde am Leithalfter, zwanzig Schritte hinter uns. Der Boden war sandig, die Huffschläge nur als schwaches, dumpfes Tudd-tudd-tudd vernehmbar.

Ich wartete auf meinen Gefährten, das Schweigen zu brechen, der aber schaute, in Gedanken versunken, starr vor sich hin.

„Hören Sie, Fitz,“ fing ich endlich an, „Sie haben dem alten Herrn da keine Guttat erwiesen. Auch wenn Sie heil und gesund von Marut zurückkommen, wird er mit seinem Gewissen sich nie abfinden, keinem von uns beiden je wieder offen und frei ins Gesicht schauen können. Er hätte als Ehrenmann und Soldat es nie und nimmer zulassen sollen, daß Sie für Bob in die Bresche gesprungen sind.“



Mitternacht war nicht mehr fern, als ich mit Fitz noch einen Händedruck wechselte.

Fitz schüttelte den Kopf: „Sie wissen ja nicht —“ Er stockte, dann fuhr er fort: „Wenn ich im Kampfe mit der Seuche unterliege, wenn sie mich zur Strecke bringt, dann lassen Sie in niemandem, verstehen Sie wohl, in niemandem den Glauben aufkommen, ich sei nach Marut gegangen aus Lebensunlust. — Das ist's nicht. Ich habe nicht anders gekonnt, ich bin darum gebeten

und auch sonst durch Umstände und Verhältnisse zu dem Entschluß gebracht worden, die Sache auf mich zu nehmen; es sprechen da Rücksichten mit, die ich jetzt nicht erörtern kann.“

Ich wollte mich nicht in sein Vertrauen drängen, ließ den Gegenstand fallen, und das Gespräch lenkte ins Geleise der Fachsimpelei. Ich wußte mehr über Cholera, hatte reichere Erfahrung in der Behandlung der schrecklichen Krankheit gesammelt als mein jüngerer Kollege und Kamerad, und wir vertieften uns gänzlich in medizinische Fragen.

Mitternacht war nicht mehr fern, als ich mit Fitz noch einen Händedruck wechselte, mein Pferd herum- warf, und nach Barrapur zurücktrabte. Unterwegs überlegte ich, was im Hauptquartier vom ärztlichen Standpunkt aus anzuordnen sein würde. Cholera in Marut, das konnte Cholera in dem ganzen Bezirk bedeuten.

* * *

Bald nach drei Uhr morgens ritt ich durchs Tor des Palaſthofes. Die Bajonette der Schildwachen glänzten im Mondſchein, und ein unbewaffneter Mann ſchritt barhäuptig im Hofe hin und her. Als er das Trappeln der Pferdehuſe hörte, kam er auf mich zu. Zuerſt hielt ich ihn für meinen Diener, erkannte aber dann Robert Gilmore. Jetzt rannte auch der Diener, der, meiner Rückkehr harrend, wahrſcheinlich eingenickt und eben erſt aufgewacht war, heran, mir das Pferd abzunehmen.

„Kommen Sie nach dem Lazarett,“ ſagte Bob, noch ehe ich aus dem Sattel war, mit gepreßter Stimme.

„Was gibt's?“

„Ich kann's nicht ſagen, ich bin noch im unklaren über den Fall.“

Wir eilten nach dem langen einſtöckigen Gebäude, das für Spitalzwecke eingerichtet worden war, und dort führte Bob mich nach der Abteilung, die ich für Inſektionskrankheiten beſtimmt hatte. Nur eines der Betten war belegt. Der Patient, ein Gorkaſoldat, lag, das ſah ich auf den erſten Blick, im Sterben. Nach kurzer Unterſuchung wußte ich, woran ich war: auch in Barrapur hatte die Cholera ihren Einzug gehalten.

General Gilmore ſtellte jetzt ſeinen Mann. Alle Schwäche war abgeſtreift, die Sorge um den Sohn in den Hintergrund gedrängt. Ihn fern von ſich auf einem gefährlichen Poſten zu wiſſen, das hätte der Vater nicht ertragen können; mit ihm vereint derſelben Gefahr ausgeſetzt zu ſein, war für den alten Herrn ein troſtreicher Gedanke.

Robert Gilmore und ich waren die einzigen Ärzte auf dem Platze; bis geſchultes Hilfspersonal von Kalkutta eintraf, mußte mit Anſpannung der ganzen Nervenkraft gearbeitet werden.

Am vierten Tage hatten wir ſchon ein halbes Hundert Cholerafranke unter den Händen. Etliche Offiziere und Unteroffiziere melbete ſich freiwillig zum Sanitätsdienſt und auch zwei Frauen. Die erſte, das junge Weib eines englischen Sergeanten, nahm ich ſofort an, die zweite, Hetty Cheſter, wies ich ab.

„Früher oder ſpäter werden Sie mich ja doch einſtellen müſſen,“ beharrte die junge Dame.

„Weiße es Ihr Vater, daß Sie zu mir gekommen ſind mit dieſem Anſinnen?“

„Gewiß, ich komme mit ſeiner Zuſtimmung.“

Ich ſchüttelte den Kopf und ſchrieb an meinen Rapporten weiter.

„Sie brauchen Hilfe, das können Sie nicht in Abrede ſtellen.“

„Nein, das kann ich wahrhaftig nicht.“

„Aber mich weiße Sie zurück! — Wiſſen Sie, was ich tue, wenn Sie mich nicht wollen?“ fuhr ſie mit feſter Stimme fort: „Ich gehe nach Marut! — Begreifen Sie denn nicht, daß Arbeit, Samariterarbeit hier das einzige iſt, was mich abhalten kann, nach Marut zu eilen oder — wahnsinnig zu werden?“

Ich legte die Feder hin und muſterte das Mädchen. Unzweifelhaft war's ihr bitterer Ernſt mit dem, was ſie ſagte.

„Gut, Miß Hetty,“ erklärte ich nach kurzem Beſinnen, „teilen Sie ſich mit Frau Watſon in den Dienſt auf Nummer vier.“

Hetty ging und ich nahm meine Liſten wieder vor. „So iſt's alſo doch Fiß!“ murmelte ich vor mich hin.

Als Robert Gilmore von der getroffenen Anordnung erfuhr, wollte er dagegen proteſtieren. „Das iſt keine Arbeit für eine junge Dame wie Hetty Cheſter,“ ſagte er zu mir. „Wie konnten Sie's nur zu-laſſen!“ Und bald machte ich die Beobachtung, daß er, ſoweit er's einrichten konnte, die ſchwerſten Fälle von Nummer vier fernhielt.

Das Lazarettperſonal durfte mit der Außenwelt nicht direkt verkehren, es blieb iſoliert, und wenn ich auf meinen Kunden nach Nummer vier kam, war Hetty's erſte Frage immer die, ob Nachrichten von Marut eingelaufen ſeien.

Wir hatten von dort ſeit etlichen Tagen nichts vernommen, ich konnte alſo keine Auskunft geben.

„Haben Sie denn gar keine Ahnung, wie's in Marut ſteht?“ fragte Hetty wieder einmal.

Ich zuckte die Achſeln. „Fißgerald iſt ein tüchtiger Doktor und ein ganzer Mann. Er wird ſeiner Aufgabe im vollſten Maße gerecht werden, aber ſich ſelber auch möglichſt Sorge tragen. Er hat nicht nur die Pflicht, er hat auch den Wuñſch, ſein Leben zu erhalten.“ Und ich richtete die Vorſchaft aus, die Fiß mir während unſeres Mittes aufgetragen hatte. Ich war jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, wen er mit dem betonten „Niemand“ gemeint hatte.

Am neunten Tage nach dem Ausbruch der Epidemie trat Bob frühzeitig in mein Arbeitszimmer. Er ſah jammertlich aus.

„Ich wüñſchte, ich wäre nach Marut gegangen,“ erklärte er. „Schlimmer als hier kann's dort auch nicht ſein.“

Blößlich ſchwankte er und fuhr, dumpf aufſtöhnend, mit der Hand nach der Hüfte.

„Ich hab's!“ hauchte er mit matter Stimme.

Es war wirklich ſo; das Choleraſpenſt hatte ihn gepackt.

„Begleiten Sie mich nach Nummer vier,“ bat er. Ich tat ſo und brachte ihn dort zu Bett. Frau Watſon hatte eben den Dienſt übernommen, erſt gegen Abend kam Hetty wieder an die Reihe.

Ich ſorgte für Robert Gilmore, ſo gut ich konnte, ich ſchenkte ihm mehr Aufmerkſamkeit als den anderen Kranken. Handelte es ſich doch hier um ein Leben, deſſen Aufgabe es war, an der Rettung anderer Leben mitzuwirken. Doch der Fall war einer der ſchwerſten, und ich erkannte bald, daß der Würgengel dieſe Beute ſich nicht würde entreißen laſſen.

Der Tag ging zur Neige, der Abend kam und mit ihm Hetty Cheſter.

Als sie ins Zimmer trat, leuchtete es auf in Bobs Augen. Ich glaube, er hatte sich mit Ausbietung aller Willenkraft gezwungen, so lange zu leben, bis das Mädchen um ihn sein würde, das er liebte, so wie er mit seinem leichten, leichtsinnigen Naturell überhaupt lieben konnte.

Zehn Minuten vor Hetty's Kommen hatte ich ein Billett an den General geschickt, und gegen acht Uhr trafen wir auf der Veranda zusammen. Ich durfte dem Vater die Wahrheit nicht verhehlen, ich mußte bekennen, es stehe schlimm, sehr schlimm. Er wollte ins Krankenzimmer, aber ich wehrte ab. Erst nachdem ich ihn hoch und heilig versprochen hatte, ihn beim Eintritt der Krisis sofort rufen und ans Bett des Sohnes treten zu lassen, ließ er sich zum Fortgehen bewegen.

Als ich mich umwandte, stand ich Hetty gegenüber. „Wird er sterben?“ fragte sie.

„Ja.“

„Ganz gewiß?“

„Ja, ganz gewiß!“

Sie schaute mich eine Weile unschlüssig an, wie wenn sie gern noch etwas gesagt hätte, aber sie schwieg.

Ich war aufs äußerste erschöpft und ließ mich in einen bequemen Lehnstuhl auf der Veranda fallen.

„Ich möchte gern ein Stündchen ruhen,“ erklärte ich.

„Thun Sie das,“ stimmte sie bei. „Sie haben's nötig.“

„Rufen Sie mich, wenn's zu Ende geht.“

Sie nickte und ließ mich allein. In der nächsten Minute war ich fest eingeschlafen.

Ich mußte lange geschlafen haben, denn als ich, ich weiß nicht durch was, ermuntert wurde, war's Nacht geworden; im Hofe draußen alles still.

Ich sprang auf und trat an das bis zum Boden reichende offene Fenster und schaute ins Krankenzimmer. Überrascht prallte ich zurück.

Hetty kniete neben Bob Gilmores Bett. Sie hatte sich über ihn gebeugt, und ich sah, daß sie ihn küßte.

Die erste Überraschung machte bald der Bewunderung Platz, als mir das Verständnis für die Szene aufdämmerte.

Hetty hatte mit weiblichem Instinkt längst herausgeföhlt, daß Bob sie liebte, und jetzt wollte sie ihm die letzten Augenblicke versüßen, wollte ihn in dem Glauben an Gegenliebe sterben lassen.

Ich zögerte nicht länger und ging hinein.

Das Mädchen wandte sich um und warf mir einen beredten Blick zu. Lange konnte es mit dem Kranken nicht mehr dauern, das Lebenslicht war dem Verlöschen nahe. Ich rief eine der Schildwachen im Hofe an und gebot dem Manne, schleunigt den General zu holen.

Noch während ich sprach, hörte ich Husgetrappel.

Ein Sikh ritt durch das Thor, und ich rannte ihm entgegen. Der Reiter saß ab, salutierte und überreichte mir ein seinem Turban entnommenes Schriftstück.

Ah! Endlich wieder einmal Nachricht von Marut! Ich trat unter die nächste Laterne und las. Die Note war von Fitz geschrieben und enthielt nur wenige Worte: „Wir haben den Bürgengel besiegt. Alles geht gut hier. Ich komme, in Barrapur zu helfen. Werde dort sein bald nach dem Überbringer dieser Zeilen, dem ich in einer Stunde nachreite.“

Auf dem Rückwege zum Lazarett überholte mich der General, zusammen traten wir an das Bett des Sohnes und schweigend standen wir beiden Männer und das Mädchen dort, das Ende zu erwarten.

Bob Gilmores Augen schweiften unstill in der Runde, auf Hetty blieben sie hasten; sprechen konnte er nicht mehr.

Da wurde der Vorhang eines Fensters von draußen zur Seite geschoben und Fitzgerald trat leise herein. Mir nickte er zu, mit Hetty wechselte er einen langen Blick. Der General, der mit gesenktem Kopfe den sterbenden Sohn anstarrte, hatte noch gar nicht bemerkt, daß wir jetzt zu viert das Bett umstanden. Ein schwaches Zucken ging durch den vor uns liegenden Körper, die Augen brachen.

„Es ist vorbei,“ flüsterte ich, nachdem ich die Hand auf die Brust Robert Gilmores gelegt hatte.



Hetty's blondes Köpfchen schmiegte sich an Fitzgeralds Brust.

Der General blickte auf und gerade in Fitzgeralds Gesicht. Eine Weile schauten die beiden sich auf den Grund der Seelen, — was sie da lasen, ging nur sie an.

Als ich mich anschickte, den schwankenden alten Herrn hinauszuweisen, lagen die Hände der zurückbleibenden jungen Leute ineinander; Hetty's blondes Köpfchen schmiegte sich an Fitzgeralds Brust.

Robert Gilmore war der letzte, der dem Bürgengel erlag, die Seuche hatte ausgetobt. Neue Fälle

kamen keine mehr vor, die noch im Lazarett liegenden Kranken genasen, in ein paar Wochen bewegte sich in Barrapur wieder alles im alten Geleise.

Der stolze Radscha nahm schließlich Vernunft an und fügte sich freiwillig den Wünschen der englischen Regierung. General Gilmore war und blieb ein gebrochener Mann; er hat den Tod des Sohnes nicht lange überlebt.

Arthur Chester kam um einen Jahresurlaub ein und reiste mit seiner Tochter nach England; dorthin folgte einen Monat später der ebenfalls beurlaubte Fitzgerald, und dort sind die beiden getraut worden, die am Sterbebette Robert Gilmores fürs Leben sich gefunden hatten.



Das Wunder der heiligen Emerentia.

Von
Hermine
Schüßinger.

vor vielen Jahren, damals, als man noch an Wunder glaubte, stand auf dem einsamen Holzhauser Berg unter der breitästigen

Linde ein weißgetünchtes Wallfahrtskirchlein. In dem spitzen, neugierigen Glockenturm hing ein helles Glöcklein. Das himmelte und sang gar oft vergnügt in die lauen Sommerabende hinein, und war es einmal besonders übermütig — flugs — sprang es an das runde Schalloch und streckte unter dem eisernen Noth seinen zierlichen Fuß hinaus.

Dann nahmen die Burschen in Feldmergelsing die Hütte ab, und die Jungfrauen von Kreuzstachelthal falteten unterm Melken die Hände und beteten andächtig ein Noe Maria. Feldmergelsing und Kreuzstachelthal waren nämlich zwei schmucke Dörfer, das eine rechts vom Holzhauser Berg, das andere links im Thal. Bei der heiligen Emerentia fanden sich die Einwohner der beiden verlassenem Nester alle Sonn- und Feiertage friedlich ein. Sie war ihre gemeinsame Schutzheilige, und wenn im August die überreifen Goldwellen der Felder in lastender Schwüle am Berg hinaufwallten und aus den Höfen das erwartungsvolle Klirren der Sensen klang, dann verließ die Heilige auf den Schultern von sechs Jungfrauen ihren kühlen Schutzort und wandte durch die rascheln-

den Ähren und über die thymiangeschwängerten Wiesen, um die Arbeit ihrer Kinder zu segnen. Auf ihrem Scheitel hatte sie einen Kranz aus blauen, sternblüthigen Zyanen und vollroten Mohrrosen stecken. Ihr voraus gingen die Fahnenträger von Feldmergelsing und Kreuzstachelthal. Beide hielten eine zwanzig Meter hohe Fahnenstange, an deren Spitze ein gesticktes Fähnlein mit goldenen Quasten flatterte. Die Stangen bogen sich oft und schwankten, als wollten sie jeden Augenblick auf die Bauern heruntersinken. Aber diese gingen schweren Trittes gleichmäßig ihrer Wege. Die Fahnenstange war schon seit vielen Jahren der größte Stolz ihrer Dörfer. Von weit und breit lief man zusammen, um die Prozession zu sehen. Mit der Zeit mußten zwei starke Burschen hinter den Trägern gehen und mit einer Hand sie am Kragen festhalten, sonst wären sie schon öfters unter der unruhigen Last umgesunken.

Die Heilige sah mit ihrem gütigen, ein wenig starren Lächeln zu. Gesah es doch nur ihr allein zu Ehren. Die baumelnden Quasten, hoch dort oben in der blauen Luft, waren auch zu schön. Fast glichen sie goldenen Lerchen. Dort am Feldbrande, wo die großen Eichbäume wurzelten und das Wickenfeld von rotvioletten Schmetterlingsblüten förmlich überwuchert war, machte die Gemeinde Halt. Der Herr „Koprate“ las eine Messe ab und die Jungfrauen sangen das Lied vom flammenden Herzen der heiligen Emerentia. Dabei knisterten ihre wachgetränkten Kerzenschleifen, und die kleineren Mädchen streuten Heu und abgerissene Studentennägelein auf den Weg.

Dann ging der Zug wieder einträchtig den Berg hinauf. Die Burschen beteten den Rosenkranz und blickten verstohlen auf die Schürzenbänder der Jungfern, die, steif gestärkt, wie feste Flügel auf den schwarzen Kleidern steckten. Die heilige Emerentia aber thronte majestätisch über allen und ging sichtlich zufrieden mit ihrer Mission in ihr Kirchlein zurück.

Nachher kamen die Feldmergelsinger und die Kreuzstacheltaler in einem gemeinsamen Wirthshaus zusammen, und gegen Abend rauchten oder tanzten sie — je nachdem.

Das ging so viele Jahre, und die heilige Emerentia hatte ein schönes, friedliches Leben, so wie es eben nur gebenedeite Heilige führen. Sie brauchte ja nichts zu tun als zu lächeln und die Hände auszustrecken, und dafür bekam sie alle Jahre ein neues, goldenes Gewand und viele wächserne Füße, Hände und Augen. Am Sonntagmorgen schwang ihr der kleine Ministrant von Feldmergelsing den silbernen Weihrauchkessel, und der Herr Lehrer von Kreuzstachelthal saß hinter dem hölzernen Posauenenengel auf der Orgel droben und spielte fromme Weisen in dem alten, knarrenden Gestühle. War es gar ein blauer Sonntag im Mai, so stellte man ihr silberflechtige Birken um den Altar und die zitternden, jungen Blätter dufteten gar lieblich zu Ehren der guten Heiligen.

Eines Tages im Herbst jedoch brach ein hartnäckiger Streit aus zwischen den Feldmergelsthalern und den Kreuzstachelhalern. Es handelte sich um eine große, schöne Waldwiese zwischen den beiden Dörfern. Die Feldmergelsthaler behaupteten, mehr Recht darauf zu haben als die Kreuzstachelhaler. Man ging zum Notar nach Wolfsrathausen, lehrte jedoch zurück, ohne sich geeinigt zu haben. An Hefern hüben und drüben fehlte es nicht. Der Streitteufel saß diesmal den Bauern böß im Nacken.

Der Herr „Koprater“ versuchte alles, um seinen sonst so mächtigen Einfluß geltend zu machen. Seine fleißig ausgeüßelten Argumente prallten ebenso ab, wie die stets bereitgehaltenen wuchtigen Drohungen.

Schließlich mußte es die heilige Emerentia erleben, daß bei der Sonntagsmesse die Bärenwieser Wab'n, ein zahnluckiges Schwammerlweib, als einzige Feldmergelsthalerin in der Kirche kniete, während auf der Kreuzstachelthaler Seite bloß der halbblahme Hackltoni kauerte, der älteste Knecht des Dorfes, der beim Huberbauern das Gnadenbrot aß.

Da schlug der Herr Lehrer zornig den Orgeldeckel zu, und der Herr „Koprater“ riß seufzend die Stola und das gestickte Messgewand herunter. Am nächsten Tag wollte er sich in die Postkutsche setzen und nach München fahren, um höherenorts die Sache wieder ins Geleise zu bringen. Das schien jedoch länger zu dauern, als er dachte, und in dem vereinsamten Kirchlein weinte und klagte die verlassene Heilige um ihre verblendeten Schützlinge. Kein Kreuzstachelthaler und kein Feldmergelsthaler kam mehr herauf, aus lauter Angst, einen Bauern vom andern Dorf zu treffen. So legte sich nach und nach ein feiner Staub über die symmetrischen goldenen Falten der Heiligen. Das friedsame, ewige Licht flackerte noch ein paar mal auf und erlosch, denn kein Mesner goß Öl auf das zuckende Döchtlein.

Santa Emerentia kam die große Einsamkeit entseßlich vor. Sie sehnte sich nach Weihrauch und Orgelspiel und nach den in dumpfer Ehrfurcht erschauenden Bauern. Statt ihr Schicksal mit Würde und Fassung zu ertragen, weinte sie oft wie ein Kind. Sie hätte gern alle wächsernen Füße und Hände zurückgegeben, nur um wieder ihre Kinder um sich sehen zu dürfen.

So war allmählich der Winter hereingebrochen. An den Kirchenfenstern spannten sich von einem Bleigestäng zum andern lauter zackige Eisblätter. Sternblumen sprangen dazwischen heraus wie überreife Distelköpfe mit vielen fliegenden Samentörnern. Zuweilen in der stillen Nacht, wenn der Mond durch die Altarfenster trübe Lichter auf den Boden malte, knisterten und tickten die Kristalle leis und fein. Aber die Heilige hielt ihr goldenes Gewand ans Gesicht gepreßt, und die Tränen rannen darüber herunter wie lauter bleiche Wachsperlen. —

Den Holzhauser Berg herauf lag meterhoher Schnee. Ein paar Raben flogen krächzend darüber, und ihre schweren Flügel hinterließen manchmal weiße, kleine Killen. Die beiden feindlichen Dörfer

lagen tief, samtweich eingebettet im Tal. Wenn nicht am Mittag ein blauer, künfelnder Rauch aufgestiegen wäre, hätte man glauben können, sie schliefen. Aber ihr Haß glimmte unentwegt weiter unter der Winterdecke. Nur ein Wunder konnte ihn erstickten.

Wenn ein Kreuzstachelthaler einem Feldmergelsthaler beim Holzlesen oder bei den Wildständen begegnete, so spuckte ein jeder aus und drehte dem andern wild den Rücken zu. Es war ein bößer, heidnischer Geist über die Bauern gekommen. Aber der Herr „Koprater“ wollte es ihnen schon zeigen. Auf Weihnachten würde er mit dem Bischof erscheinen und dann sollten die Dörfler ihre Wunder erleben. Jene hörten die Nachricht, die ihnen der hinkende Briefträger von Wolfsrathausen überbrachte, mit spöttischem Achselzucken an. Wenn das Wunder nicht vor ihren eigenen Augen passierte, so konnte sich sogar der Bischof umsonst bemühen.

In einem der hintersten Häuser von Feldmergelsthal nun lebte die Steckenbäuerin mit ihrer Tochter, der blonden, rotbackigen Rosina. Die Rosina war eine gar fromme Jungfrau. Sie hatte sich bei der letzten Kirra von Kreuzstachelthal ein Holzbild der goldenen Emerentia gekauft, und wenn ihr etwas auf dem Herzen lag, so kniete sie davor nieder und betete recht inbrünstig zu der lächelnden Heiligen. Die Heilige war ihr auch wohl gewogen. Sie lief



Wenn ihr etwas auf dem Herzen lag, kniete sie vor dem Holzbild nieder.

die Ruh der Steckenbäuerin öfters glücklich kalben, und als das gute Tier alt wurde, löste die Rosina auf dem Viehmarkt eine recht hübsche Summe dafür. Die Heilige tat noch mehr. Sie verschaffte ihr auf ihr unausgesetztes, drängendes Bitten sogar einen

Schab. Und das war kein Geringeres als der Kaver des Hintermüllers drüben in Kreuzstacheltal.

Aber nun waren böse Zeiten über die Liebenden hereingebrochen. Die Rosina lag oft am Abend vor dem Bild der Heiligen und versprach ihr hoch und teuer einen recht dicken Wachsstock, wenn sie ihr nur ihren Kaver wieder verschaffen wollte. Dabei rang sie verzweifelt die Hände und schneuzte sich oft, denn es war kalt in dem kalten Kämmerlein. Der Kaver seinerseits warf sich nachts unruhig in seinem Bett herum und träumte von jenen Zeiten, da er die

Eutern gezogen, bis der weiße Strahl auf den Boden des blankgeschuerten Kübels trommelte. In einem unversehene Augenblick jedoch hatte er das derbe Mädchen in den Arm gedrückt und ihr einen schallenden Kuß gegeben. Sie mußten beide daraufhin so sehr lachen, daß die Steckenbäuerin mit der Laterne kam und ihnen verwundert ins Gesicht leuchtete.

Am Abend vor Weihnachten hingen graue Schneewolken über dem Wallfahrtskirchlein, und bald fing es leise an zu schneien. Die Rosina kniete wieder zitternd vor dem Heiligenbild. Da durchfuhr sie ein blitzschneller Gedanke. Ganz gewiß erhörte sie die Heilige nicht, weil sie so lange nicht mehr oben in der Kapelle gebetet hatte. Rasch sprang sie auf, nahm ein wollenes Tuch und eine Laterne, und als die Steckenbäuerin zwischen den rottarierten Rissen schnarchte, stapfte sie heimlich in dem tiefen Schnee den Holzhauser Berg hinauf. Ein scharfer Wind strich ihr entgegen und machte ihre Augen tränen. Aber sie watete unerdrossen weiter. Bei jedem Schritt sank sie bis über die Knie in die flaumige Masse. Vielleicht hatte die Heilige nun gerade deshalb ein Einsehen.

Endlich war sie, halb krabbelnd und rutschend, droben angelangt. Das Haar hing ihr aufgelöst in dicken Strähnen um die Backen, und die Schneesterne schmolzen und rannen daran herunter. Mit zagendem Herzen ging sie zur Türe. Die stand halb angelehnt und eine kalte Zugluft strömte ihr entgegen. Jesus Maria! Vor den Füßen der Heiligen brannte ein trübes Öllicht. Das strich in vielen Schatten an ihrem goldenen Gewand hinauf und machte ihr hölzernes Lächeln zu dem eines lebenden Gesichtes. Die Rosina blieb atemlos stehen. Ihr Busen hob und senkte sich in stiegenderm Jagen. Ihre Augen suchten heiß im Dunkeln. Dort hinten in der Ecke kniete eine menschliche Gestalt. Der Schreck fuhr ihr in alle Glieder. Sie suchte am Rosenkranz herum und bekreuzte sich wohl zwölfmal. Aber dann stieg doch etwas wie Neugier in ihr auf. Vorsichtig schritt sie den Gang vor. Da erhob sich die kauernde Gestalt, und „Jesusa! D' Rosina!“

„O heilige Emerenz! Mei Kaver!“
Die Heilige hatte die Hände segnend ausgestreckt. Sie freute sich ja so sehr, daß wenigstens zwei Menschenkinder den Weg heraufgefunden hatten. Aber dann mußte sie die Augen schließen. Was da vor ihren Füßen auf dem harten Betschemel sich abspielte, ziemte sich nicht für die Augen einer geweihten Kirchenheiligen. Da sah der Kaver wie einstens auf dem Stühchen im Stall und die Rosina hatte ihr glühendes Gesicht auf seine Schultern gepreßt. Er strich ihr zuweilen mit der Hand täppisch auf den Nacken und flüsterte: „Daß i di nur wieder hab', Rosinerl! Siegst — böss is also aa d'r Heilig'n ihr Verdienst. I hab' mir allwei' denkt, 's Bet'n drunt nützt nix. Muast amol aufstiege'n und 's drob'n probier'n.“

Endlich standen die beiden auf. Über Rosina war plötzlich der Gedanke gekommen, daß sie sich



„Jesusa! D' Rosina!“

Rosina noch ungestört küssen und in die Backen zwicken durfte. Doch die beiden Dorfbürgermeister hatten geboten, daß jeder Verkehr zwischen Feldmergelsing und Kreuzstacheltal aufhöre, und der Gemeinbediener schnüffelte nur zu eifrig nach.

So rückte Weihnachten merklich näher. Die Rosina stand von früh bis nachts mit aufgekrempten Armeln vor dem mehlbestäubten Bactrog und buk Birnenbrot und süße Zelten. Wenn ihre muskulösen, frebsroten Arme in den Teig hineinfuhren, fiel manch salziges Tränlein mit unter die Weinbeeren und Sukeln. —

Der Kaver half nur verdrossen in der Mühle seines Vaters mit. Er dachte meist ans vergangene Jahr. Da war er eines Abends zu der Rosina in den dunklen, feuchtwarmen Stall geschlüpft, um ihr melken zu helfen. Er hatte sich zu ihr auf einen niederen Schemel gesetzt und kräftig an den

an einem geheiligten Ort besanden. Sie rückte rasch ihr Nieder zurecht und knixte etwas verlegen vor der Heiligen. Dann nahm sie zum Andenken an die Stunde eine von den grellroten Papierrosen mit, die in einer grüngelbten Moosgirlande die Nische der Heiligen umgaben.

Stumm wölbte sich draußen der unendliche, weite Himmel über den schlafenden Dörfern. Aus dem Sternengewimmel schnellte dann und wann in weitem Bogen eine blitzende Schnuppe und verlösch lautlos in der schwarzen Nacht. Die knorrige Linde vor dem Wallfahrtskirchlein hatte an jedem Astlein kristallene Schichten angelegt. Ihr dicker Stamm warf einen blauen, gigantischen Schatten auf das Schneefeld. —

Das große Wunder der heiligen Emerentia — es war geschehen. Die Heilige ist in der kalten Winternacht den Berg heruntergewandelt, zuerst nach Feldmergelfing und dann nach Kreuzstachelthal. Ein verirrter Hüterbub, der die Straße am Eichenwäldchen daherkam, hat sie gesehen. Sie trug einen langen, silberdurchwirkten Schleier und wandelte groß und mächtig mit zwei brennenden Kerzen durch den Schnee. Vom Himmel fielen hundert blitzende Sternschnuppen herunter und die schlossen sich über ihrem Haupte zu einem blendenden Heiligenschein. Ihr goldenes Faltengewand war mit lauter Rosen überzogen, und als sie ins Dorf trat, da fing das Glöcklein oben von selbst an zu läuten. —

Der Hüterbub warf sich erschauernd in den Schnee, und als er aufblickte, war sie verschwunden. Aber im Morgengrauen unterchied er eine schmale Spur den Berg herunter bis zum Haus der Stettenbäuerin. Nun rannte er von Hütte zu Hütte, und eine große Schar aufgeregter Weiber klopfen die Rosina heraus. Und die Rosina — o Wunder — wußte jedes Wort noch, das die himmlische Erscheinung zu ihr im Traum gesprochen. Es waren lauter Worte des Friedens und der Veröhnung, welche die Weiber heulen machten und die Männer verlegen vor sich hinblicken hießen. — Als die Sonne höher stieg, da fanden die Mädchen von Feldmergelfing eine glutrote Rose im Neuschnee.

Gepriesen sei die hehre Emerentia! Sie vollbrachte in jener Nacht ein zweites Wunder. Sie ließ aus ihrem silbernen Schleier lustige, dicke Flocken taumeln — auf eine zweite Fußspur, die ganz dicht neben der ihrigen herlief — bis — an die Kammer der Rosina. Aber von diesem Wunder wußten nur zwei Menschen etwas. Und die schwiegen.

Als der Herr „Koprater“ und Seine Hochwürden der Herr Bischof am Weihnachtsabend im klingenden Schlitten von Wolfratshausen herüberkamen und ein jeder schweigend seine blitzenden Donnerworte memorierte, da sahen sie in den Kirchenfenstern am Holzhauer Berg einen hellen, breiten Schein fluten. Drinnen spielte der Lehrer von Kreuzstachelthal eine gar liebliche Weihnachtsmelodie, und in dem Betstühlen knieten lauter einträchtige Feldmergelfinger und Kreuzstacheltaler und warteten auf den Herrn

„Koprater“, damit er ihnen die Messe lese. Und die heilige Emerentia lächelte dazu und hielt ihre Hände segnend über ihre wiedergefundenen Kinder.

Obsternte.

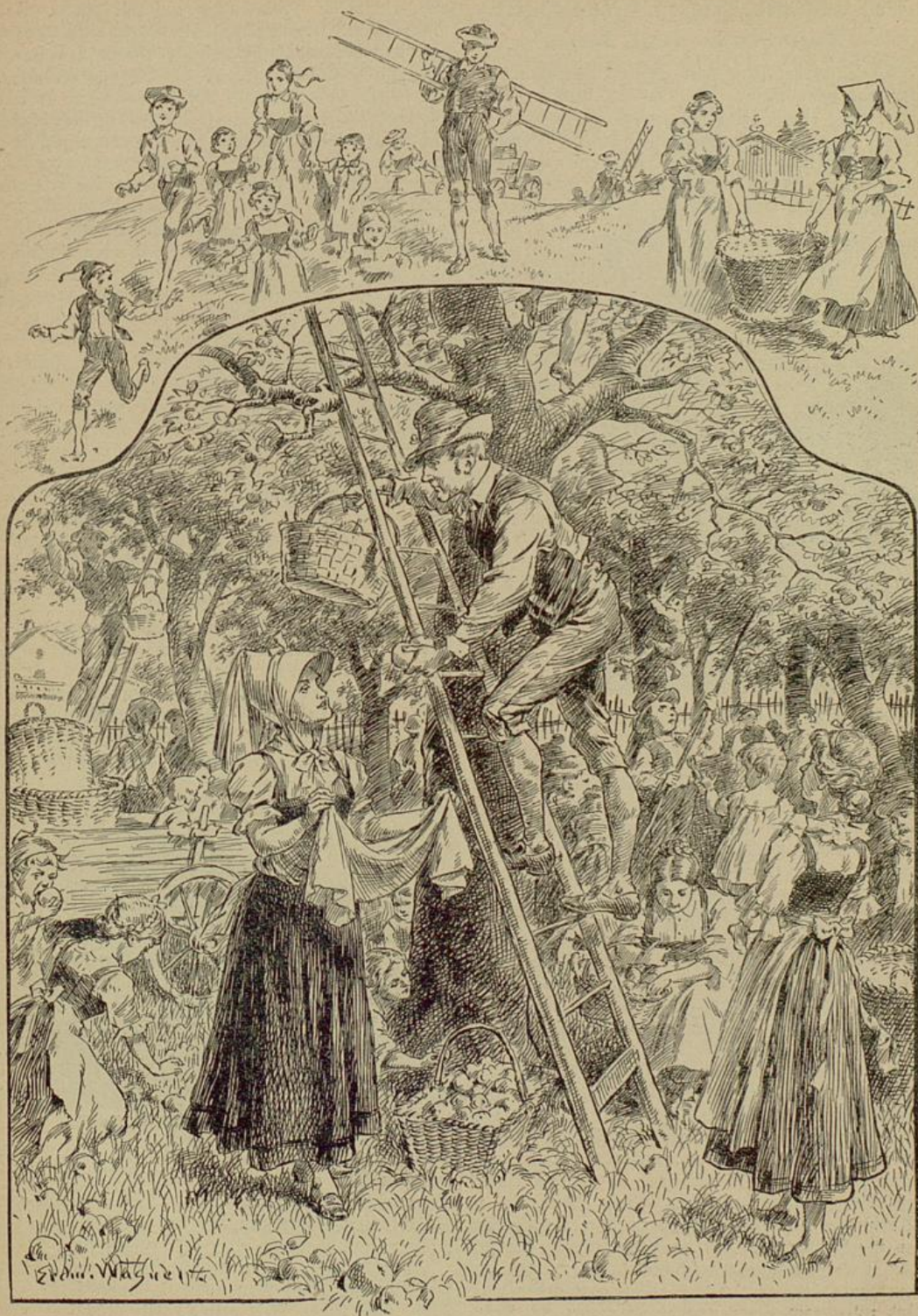
Mutter, Mägde, Knechte, Kinder!
Heute wollen wir die Birnen
Und die reifen Äpfel pflücken!
Gut besorgt sind Ros und Rinder.
Drum beeilt euch, Burschen, Dirnen;
Kommt, zu pflücken gibt's, zu bücken.
Hakt die Leitern von dem Giebel,
Säcke schafft und Korb und Kübel,
Kommt, die rotgebräunten Wangen,
Die so schön im Grünen hangen,
Will ich euch herunterlangen.

Ha, die Bande! Weit voraus sind
Schon die Tini und der Marten,
Hinterdrein die Schulkamraden,
Nachbarskinder. Mancher Sauswind
Ist dabei, der in den Garten
Eigner faust sich eingeladen.
Lehnt die Leitern! Mir gebt eine!
Toni, nimm die Baby-Kleine
Auf den Arm und hab vor allen
Acht, daß ja nicht von den drallen
Früchten auf den Kopf ihr fallen.

Nehmt das Körbchen hier hinunter;
Leert es, ohne sehr zu pressen,
In den großen Korb am Wagen.
Heda! Marten, nicht zu munter!
Jedes kann nach Lust hier essen,
Und du darfst den Franz nicht schlagen.
Mutter, breite doch die Schürze
Aus; zwei Äpfel, voll der Würze,
Möcht' ich dir nur anvertrauen.
Prächtig, wie Natur zu bauen
Sie verstand, aus Licht und Tau.

Wilhelm, höher euch zu wagen,
Rat' ich nicht, der Ast kann brechen.
Eieber wollen wir die obern
Schütteln. Hilf der Toni tragen,
Marten! Brecht doch mit dem Rechen
Nicht den Zweig! Genug erobern
Kömt ihr noch, und alle Taschen
füllen und vom Besten naschen,
Wenn für alle meine Gäste
Wilhelm schütteln wird die Äste.
Erntetag gleicht frohem Feste!

Mandauer



Des deutschen Bauern Heimatstätten.

Von Dr. D. Doering in Dachau.

Alles Ding hat seine zwei Seiten, manchmal auch noch ein paar mehr. Da war ich neulich einmal wieder mit einem alten Bekannten ins Gespräch geraten, — er ist in einem mitteldeutschen Dorfe ein Bauer und mag sich auch gern so nennen hören. Legt keinen Wert auf die Anrede Landwirt oder Ökonom. Und weil er bei seinem alten Stolze be-



Strasse in Arenshausen (Kreis Heiligenstadt).

harvt, so ist's wohl zu erklären, daß er auch oft ein tüchtiges Wort für die Trefflichkeit der guten alten Zeit einlegt. Sonderlich jener, die seine Vorfahren seit Jahrhunderten auf demselben Hofe durchlebt haben, wo er heute noch sitzt, im selben Hause sogar. Denn es steht die Jahreszahl 1526 daran. Und dies hat damals ein Urahn gebaut, nachdem ein noch viel älteres an selber Stelle niedergebrannt war. Wer das Alter seines Geschlechts in so ferne Vergangenheit mit Ehren zurückverfolgen kann, wie möchte es ihm verdacht werden, wenn er sich manchem Herrn von Adel ebenbürtig dünkt, und stolz und ein wenig einseitig dabei ist. Die Zeit der guten, tüchtigen Altvordern ist ihm kurzweg die gute, alte Zeit. Sie bleibt es für ihn auch, mag gleich mein alter Freund, da ich ihm mit Beweismaterial zu Leibe rücke, widerstrebend einräumen, daß es nicht in allen Stücken mustergültig zugegangen ist. Dennoch haben seine Vorfahren schwere Zeiten zu überstehen vermocht, und gerade damals dies schöne Haus gebaut, das noch jetzt steht, als eben der Sturm des Bauernkrieges über Deutschland hingebraust war. Er hatte Schaden genug getan und doch noch lange nicht so viel, als nachher der Greuel des Dreißigjährigen Krieges. Nur wenige Bauerngeschlechter in deutschen Landen sind imstande gewesen, all solchem Unheil und Anprall standzuhalten. Auch selbständig zu bleiben und den Rücken nicht zu beugen gegenüber der zunehmenden Willkür der Landesfürsten, die fast alles zu unwürdiger Knechtschaft brachten, was auf dem Lande bis dahin noch selbständig geblieben war. Und zuletzt kamen gar noch die Franzosen, um Keh-

aus zu halten. Das alles ist über die deutsche Bauernschaft, über die deutschen Dörfer dahingegangen, und gleichwohl spricht jener Mann von guter, alter Zeit! Dabei weiß er die Vorzüge der neuen sehr wohl zu würdigen, den Nutzen, den sie ihm wirtschaftlich bringt, genau zu schätzen, verschließt sich nicht gegen die Erkenntnis, wie brauchbar z. B. die neuen landwirtschaftlichen Maschinen sind. Hat sich sogar verschiedene davon für schweres Geld angeschafft. Er hat es ja dazu, gottlob. Aber deshalb widerspricht er sich keineswegs. Denn auch er hat seine Kenntnisse von der Heimat, von ihren Bräuchen und Sitten, von ihrer Geschichte. Zumeist zwar weiß er nur, was sich in neuen Zeiten zugetragen hat, bis hinauf zu dem, was der Großvater noch erlebt und berichtet hat. Und das verschmilzt mit seinen eigenen Jugenderinnerungen. Noch sieht er sich zwischen diesen Gärten und Hecken als Bubchen herumtoben. Dort in jenem Hofe wohnte sie, die er als sein Weib heimgeführt hat. Dort auf dem Acker unter der Linde hat er mit ihr getanzt. Und vom Turm des Kirchleins, das fast so alt ist, wie es eine deutsche Geschichte gibt, haben die Glocken festlich und feierlich in sein Leben hineingeklungen. Wüßte er von deutscher Dichtung, er verstünde wohl den tiefen Sinn, den unser Schiller aus ihrem Klange, aus ihrem wechselvollen Gesange herausgehört hat. Aber das weiß mein alter Freund, daß sein Dorf in all seiner ursprünglichen Gestalt ihm teuer ist, und er hat es auch bewiesen. Es war ein harter Kampf, den es unlängst gegeben hat, als die Kirche abgerissen werden sollte, und sie eine neue bauen wollten, nicht einmal an dem alten Platz, sondern draußen vor dem Dorfe, wo sie nichts zu suchen hat, und hätte er nicht sein ganzes Ansehen eingesetzt, so wäre es auch geschehen. Ich muß auch noch lachen,

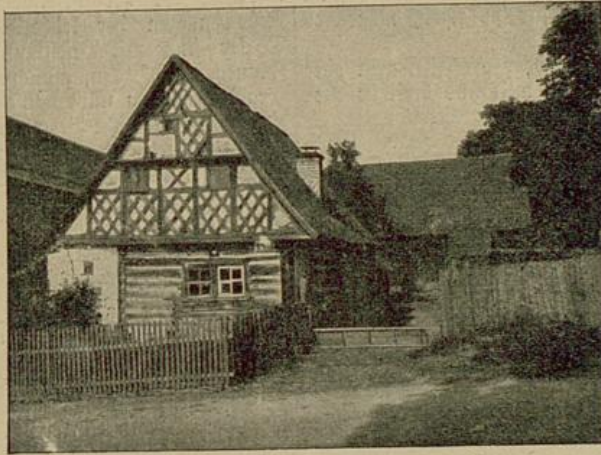


Gasthof zum Adler in Stetach i. R. (Baden).

wenn ich daran denke — er hat es mir in seiner kräftigen Art geschildert —, wie er einmal einen biedermännisch dreinschauenden Herrn hebräischer Abkunft hinauskomplimentiert hat, der bei ihm nach Möbeln und Hausrat alter Zeit fragen kam.

So steht dieser Mann da als Verkörperung alten Herkommens, alten Bauernstolzes, unverfälscht sich selbst und seiner Art getreu. Ein tüchtiger, ein

Kluger Mann, auch darum, weil er gern bereit ist, anderer Leute geistige Überlegenheit anzuerkennen, und nur für eins ohne Verständnis — für die Pietätlosigkeit, die rings um ihn sich zu verbreiten beginnt. Mitten in die Dorfstraße hat einer von den reichen Bauern sich ein Wohnhaus setzen lassen, das er in prozigem Tone seine „Villa“ nennt, ein Ding mit einem Giebel aus gelbem Sandstein, die Mauern aus roten Ziegeln. Niemand im Dorfe besitzt bis jetzt so etwas. Vorn ist ein Gärtchen, von einem dünnleibigen, eisernen Zaun eingefast, darin sind mit gelbem Sand bestreute Wege. Die sind so krumm gezeichnet, wie kein Bäcker seine Brekeln schöner machen kann. In jeder Ecke steht eine Moe-pflanze aus Blech, und gar in der Mitte ist ein Springbrunnen mit einem Gnom. Auch ein Reh fehlt nicht, das ganz vollkommen wäre, wenn es nicht aus Ton bestünde und mit Ölfarbe bemalt wäre. Das Vorbild dieses maßgebenden Dorfbewohners hat auch einige andere nicht ruhen lassen. Auch sie haben statt ihrer altpäterischen Häuser Neubauten errichtet, doch da es am Gelde gefehlt hat, sie nicht verputzt, und begnügen sich damit, sie in unfertigem Zustande stehenzulassen. Der freundliche hebräische Herr hat bei ihnen williges Gehör gefunden. Zwar zahlte er spottwenig für die alten geschmückten und bemalten Möbel, für die zinnernen Teller und Schüsseln, aber dergleichen ist ja auch unmodern. Und das Geld reichte darnach gerade, um in der Stadt im Warenhause zeitgemäße Dinge zu erstehen. Man hätte keinen Grund, mit ihnen unzufrieden zu sein — im Gegenteil, sie sind ja so



Banernhaus in Reizengeshwenda (Prov. Sachsen).



Gehöft in Reindorf bei Suhl (Thüringen).

modern, ganz großstädtisch — wenn nicht leider an einem Stuhl schon ein Bein ab wäre, und die Schranktür besser schloße. Über das alles spricht mein alter Freund mit Bitterkeit. Das Schlimmste aber ist, daß in den letzten Jahren eine Anzahl kleiner Leute ihr bescheidenes und hübsches Hab und Gut verlassen haben, um nach der unfernen Stadt überzusiedeln. Die Frau des einen von diesen war neulich einmal wieder draußen und erzählte, in welcher Weise ihre Lage sich seitdem verändert habe. Auf dem Dorfe hatten sie ehemals ein Häuschen für sich mit einem Garten ringsum, auch etwas Kartoffelland fehlte nicht. Alle Jahr hatten sie ihr Schwein fett gemacht und ihre Hühner und Gänse gut verkauft. Jetzt wohnen sie in einem Stadtiertel mitten zwischen argem Volk, in einem Hofgebäude vier Treppen hoch, und sind eber imstande, so viel Mietgeld aufzubringen, als für eine Stube und Kammer nötig ist. Dem Manne ist die Sache ziemlich gleichgültig, aber seiner Frau nicht. Betrübt sächlich sie über den alten freundlichen Dorfanger, ihre blaßwangigen Kinder hinterher. Man jah ihnen die Entbehrungen an. Der Boden der Heimat ernährt sie nicht mehr. Der mittelmäßige Verdienst in der Stadt geht durch teure Preise dahin und für allerlei früher unbekannte Luxusausgaben und fade Vergnügungen, die der Ehegatte sich leistet.

Wie hoch, wie edel ist der Hang zur Heimat! So sehr auch die Landflucht um sich greift, er ist doch immer noch vorhanden. Ich weiß ein Dorf an der Elbe, dort steigt alljährlich das Wasser des Flusses gewaltig. Einen Meter hoch steht dann wohl die Flut in der Dorfstraße und plätschert in

den Häusern. Dann ziehen die Bewohner ins Bodengeschloß, können auch nicht in die Kirche gehen, weil um die Bänke das Wasser fließt. Und doch behalten sie ihre Heimat lieb, murren nicht und ziehen nicht fort. Denn es ist ja die Stätte ihrer Vorfahren, der Ort, wo sie selbst geboren und erwachsen sind. Und darum ist dies Dorf für sie schön, mögen es auch andere Leute nicht einsehen.

Ob der Heimatsort klein oder groß ist, arm oder reich, ob die eigene Scholle weit und breit ist oder



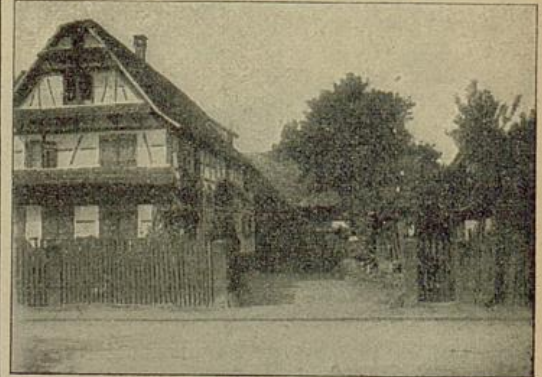
Wasenweller am Kaiserstuhl (Baden).

nicht, und ist sie auch noch so winzig, dennoch ist der Mann, dem sie gehört, auf seinem Grunde ein Herr. In der Stadt aber wird er ein gleichgültiges Mitglied der ganzen Masse. Daß aber der Antriebs, das Dorf zu verlassen, nicht überhandnehme, dazu ist es sonderlich nötig, es vor Entstellungen und äußerlichem Verderb zu schützen. Einfachheit und Schlichtheit, wo sie wohnen, da wohnt auch tüchtiger Sinn, der seinen eigenen Wert kennt. Verschleppt sich städtischer Tand und falsche Eleganz aufs Dorf, so ist's ein Zeichen, daß die alte Tüchtigkeit vor dem modernen Scheinwesen in Aufsechtung gerät. Unser Bauernstand ist eine der wichtigsten Säulen unseres deutschen Staatswesens. Darum soll er treu bedacht sein, seine Eigenart zu wahren. Sie trägt einerlei große verwandtschaftliche Züge im ganzen weiten Vaterlande, mag sie auch in den vielen Volksstämmen mannigfaltig genug sein. Die deutsche ländliche Siedelung, das deutsche Dorf ist von all diesen Eigenarten das Spiegelbild.

In den einsamen weiten Flächen des deutschen Nordwestens liegen seit uralten Zeiten die vereinzelt Höfe. Rings dehnt sich das braune Heidefeld, dunkle Nadelgehölze unterbrechen die Einförmigkeit. Hier und da ragt eine kleine Kirche, aus Findlingssteinen erbaut. Einsam träumt der schlichte Hof. Alles Leben von Mensch und Tier, auch die Ernte ist unter einem Dache vereinigt. Durch den großen Eingang betritt man den langgestreckten Raum, der die Diele genannt wird. Rechts und links steht das Vieh und blickt die Ankömmlinge verwundert an. Am Ende der Diele ist der Herd, an dem die Haus-

frau ihren Platz hat, dahinter sind die Wohnräume. Häuser dieser niedersächsischen Art finden sich nicht selten auch gesellig in Dörfern vereinigt. Denn auch in deutschen Nordwesten gibt es schon seit Urzeiten geschlossene Dorfsiedelungen, die ja auch vielerlei Vorzüge vor der vereinzelt Lebensweise haben. Schon wegen der leichteren Verteidigung. Viele Dörfer sind mit Befestigungen umgeben, oft mit Zäunen, mit Hecken, manchmal auch mit Wall und Graben. Dann nützt das gesellige Wohnen auch für die gemeinschaftliche Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Die Kirche und der Platz mit der Dorfsinde, unter der man Gericht gehalten und sich beraten hat, sind dicht beieinander, und in begreiflicher Nähe steht dann auch das Wirtshaus. Ob es ein solches im deutschen Dorfe von jeher gegeben hat, ist übrigens gar nicht gewiß, denn der Bauer hat sich seinen Wein und sein Bier selbst zubereitet. Wie kurz ist es überhaupt her, seit es noch Bauernhöfe gab, die fast nichts kauften, sondern für alle und jede Lebensbedürfnisse selbst sorgten.

Wir wandern weiter und sehen an der unteren Elbe die friesischen Dörfer mit ihren Fachwerkhäusern. Ein großes Strohdach zieht sich drüber hin, bunte Ziegelmuster beleben die langgestreckten niederen Wände. Im norddeutschen Tieflande, in jenen Gegenden, die von weiten Wäldern und zahllosen Seen durchsetzt sind, wo in alten Zeiten die verschiedenartigsten Volksstämme durcheinandermogten, ja gar in neuerer Zeit sich so manches fremdländische Element eingeschlichen hat, bilden die Dörfer einerseits lange Straßen, andernteils aber auch Kreise, die nur an einer Stelle einen bequemen Zugang haben, und



Gehöft in Drusenheim (Ostpreußen).

die man den alten slavischen Ansiedlern zuschreibt. Inmitten dehnt sich der Dorfsanger, im Reich spiegeln sich die Gehöfte, die von mächtigen Bäumen umrauscht sind. Breit und behaglich liegen diese Dörfer in ihren ebenen Gegenden da, unbehindert können sie sich ausdehnen, viel anders als jene im Gebirgslande, wo die Natur mannigfaltige Schranken setzt. Das Dorf des Gebirges folgt dem bewegten Laufe der Gebirgswässer; Berg und Wald bilden den malerischen wirkungsvollen Hintergrund. Hier in den

Mittelgebirgsländern hat sich die ursprüngliche, echt deutsche Bevölkerung noch unverfälscht erhalten, während draußen in den Ebenen mehr das slawische Element vorherrscht. So sind auch die mitteldeutschen Dörfer stattlicher, oft mahnen sie fast an kleine Städte. Freundlich sind die Dörfer der weinfrohen Gegenden



Rathhaus in Heinrichs (Reg.-Bez. Erfurt).

am Rhein, an der Mosel und in der fröhlichen Pfalz, mit ihren wohlhabigen Häusern, in denen sich viele alte Freiheit besser gehalten hat als anderswo. Und wie lieblich malerisch sind die thüringischen Dörfer mit ihren bunten Fachwerkbauten. Ein Rathhaus, wie es etwa das Dorf Heinrichs bei Meiningen besitzt, findet man nicht leicht wieder. Auch die Wirtschaftshöfe mit den gegen die Straße gefehrten Giebeln sind behäbig; malerisch schaut die Dorfstraße drein, recht als Zeugnis des Wohlstandes, den die alte Zeit mit ihrem Ackerbau, die neue mit ihrer gewerblichen Tätigkeit geschaffen hat. Denn Thüringen ist in moderner Zeit reich an Industrie aller Art. Gar merkwürdig wirken im östlichen sächsisch-thüringischen Gebiete jene ganz aus Holz gebauten Dorfhäuser, bei denen das Untergeschoß durch herausgerückte hölzerne Säulen seinen Halt gewinnt. Es ist kein Vorteil, daß neuerdings an vielen Orten jener Gegend neue Häuser nicht in derselben alten Art erbaut werden dürfen. Man übertreibt auch da einmal wieder, wie so oft, die Furcht vor der Feuergefahr. Sie hat auch unsere Dörfer fast durchweg der alten schönen Strohdächer beraubt. Neuerdings kommt man erst wieder davon ab, und hat sogar jetzt eine Art von Strohdächern erfunden, die so gefahrlos ist, daß jede Versicherungsgesellschaft sie ohne Bedenken annimmt. Wenn man so wollte, müßte man auch den prächtigen Holzhäusern im Hochgebirge den Gar-

aus machen. Und wie schön wirken sie nicht, wenn sie im einsamen Gehölz auf Wiesen und Almen oder gesellig beieinander im gastlichen Dorfe den Wanderer begrüßen, mit ihren reizend geschnitzten Galerien, mit ihren Bemalungen an Wand und Giebel, und mit dem leuchtenden, bunten Schmuck von Nelken und Geranien, alles als gäbe es in dieser Gegend nichts als Fröhlichkeit und Leichtherzigkeit. Und doch verklären die schweren Steine, mit denen das Dach belegt ist, mit was für furchtbaren Stürmen und Naturgewalten der Bauer des Hochgebirges zu kämpfen hat. Endlich richten wir unsere Schritte zum Südwesten unseres Vaterlandes, kommen nach Baden, wo der „Hinkende“ seine Heimat hat, und freuen uns von Herzen der prächtigen Dörfer mit ihren mächtigen Rußbäumen, mit ihren Denksäulen, und empfinden Genugthuung über die Bewunderung, die die charaktervollen Häuser des Schwarzwaldes in aller Welt genießen. Man könnte sie wohl ihrer Art wegen für recht uralt halten, es ist wohl auch etwas Wahres daran, aber ihr eigentliches stolzes Aussehen verdanken sie doch erst dem Emporkommen der Bauernschaft in den beiden letzten Jahrhunderten. Auch hier wieder sehen wir ein gar wertvolles Stück vaterländischer Eigenart und Würde.

Beherrige, deutscher Bauer, wie hoch die Pflicht ist, sie dir zu bewahren, dir dein Bestes nicht nehmen zu lassen, nämlich das Erbe deiner Väter, sondern durch Festigkeit und Treue dich solchen Besitzes wert zu halten. Da sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

„Glaub' s' sicherlich!“

Nach alten Familienerinnerungen von J. Wilhelm.



ie Adventszeit des Jahres 1792 war angebrochen. In den evangelischen Gotteshäusern Deutschlands drang das Adventslied Paul Gerhards himmelan: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir.“ Aber in der freien Reichsstadt Frankfurt und in

ihrer Umgebung war es damals keine fröhliche Adventszeit. Seit sechs Wochen war Frankfurt in den Händen der Franzosen. Nachdem General Custine Mainz eingenommen, war sein Auge nach Frankfurt gerichtet gewesen, das er mit sicherem Blicke als den Stützpunkt für weitere Unternehmungen erkannt hatte und das ihm die Straße nach der fruchtbaren Wetterau, nach Darmstadt und Kassel eröffnen sollte. Hatte man anfangs Frieden geheuchelt und behauptet, man wolle nur Lebensmittel und Holz gegen bare Zahlung erbiten, so legte man jetzt, nachdem man ohne Schwertstreich sich der Stadt bemächtigt und inmitten derselben die französischen Geschütze aufgestellt hatte, die Maske ab. Man warf der Stadt vor, sie habe sich der französischen Emigranten angenommen, sie unterstützt und damit sich einer feindseligen Handlung gegen die französische Nation schuldig gemacht. Geführt von Mainzer Klubisten, jenen franzosenfreundlichen Deutschen, und von ihnen verhetzt, forderte man die ungeheuerliche Kriegsentschädigung von zwei Millionen Gulden!

Eine Schar von 2000 Mann französischer Truppen, zumeist in zerlumpten Uniformen, kontribuierte die große Stadt, unbekümmert um die drohende Haltung des Mittelstandes, zumal der Fleischer, die sich zusammengetan hatten und mit langen Messern bewaffnet und von großen Fanghunden begleitet waren, und der Sachsenhäuser Schiffer, die von altersher keine Furcht kannten. Fehlte doch jede Organisation, durch welche die vorhandenen Kräfte gegenüber den Franzosen nutzbar gemacht werden konnten.

Nun geschah es am 2. Dezember, dem ersten Advent, daß plötzlich mit dem Glockengeläute und dem Gemeindegelänge sich das Knattern von Flintenschüssen und dumpfer Kanonendonner mischte und schnell die Kunde sich verbreitete, auf der einen Seite seien es die Hessen, auf der andern die Preußen, die wider die Stadt anstürmten. Rasch entleerten sich die Gotteshäuser und wurden die Straßen menschenleer.

In der reformierten Kirche waren von Gemeindegliedern nur noch zwei weibliche Wesen, die im ersten Gedränge das Gotteshaus nicht hatten verlassen wollen, anwesend und berieten sich mit dem Geistlichen, was sie tun sollten. Schon schlugen mehrfach Kugeln in die Häuser ein und hie und da krepiereten Granaten, um überallhin Angst und Entsetzen zu verbreiten.

„Ich kann nur zum Bleiben raten, Frau Kopfermann,“ wendete sich der greise Pfarrer an die ältere der beiden Damen. „Es ist zu hoffen, daß die Hessen bald die von den Feinden schwach besetzte Stadt einnehmen und Ordnung schaffen!“

„Und doch ist es besser, Herr Pfarrer, wir gehen,“ antwortete diese. „Mein Mann würde sich zu sehr um mich und Magdalenen ängsten, wenn wir so lange ausblieben und er keine Ahnung hätte, ob wir gesichert sind. Auch mich verzehrt die Angst, zumal unser kleiner Nikolaus krank zu Hause liegt.“

Jetzt hörte man die Stimme des Kirchendieners: „Die Metzger haben die Wache am Friedberger Thor

gestürmt und das Thor geöffnet. Die Hessen sind hereingedrungen. Sie machen alles vor sich nieder. Eben marschieren sie, vom Volk geführt, nach dem Allerheiligenthor.“

„Lassen Sie mich, Frau Kopfermann,“ sprach der Pfarrer, „einmal selbst draußen nachsehen, wie es steht. Es ist an mir, zu sorgen, daß Sie ungefährdet heimkommen.“

Draußen füllten Volkshaufen, jauchzend und Hurra rufend, hessische Krieger in ihren hohen Bärenmützen mit den weißen Stirnblechen, vor ihnen französische Soldaten auf der Flucht, die Straße. Es schien ein Durchkommen für einzelne Frauen unmöglich. Von einem Trupp Metzgergesellen geführt, kam eben ein hessischer Offizier daher. Er sah den Geistlichen an der Pforte des Gotteshauses und wandte sich an ihn: „Suchen Sie Hilfe, hochwürdiger Herr? Soll ich Ihnen Geleite geben lassen in das Pfarrhaus?“

„Ich komme schon durch, kann auch noch etwas warten,“ erwiderte er. „Aber da sind zwei Damen, die sich sehnen heimzukommen und doch kaum ohne Geleite ihre Wohnung werden erreichen können!“

Der Offizier näherte sich grüßend den beiden Damen. Er war ein hochgewachsener, schöner junger Mann; die linke Wange war mit einem Taschentuch verhüllt, der Kragen seiner Uniform von Blut getränkt.

„Ich muß leider,“ so sprach er, „meinen Soldaten nach, aber ich will Ihnen, meine Damen, einige von den braven Leuten, die mich geführt, mitgeben.“

„Aber Sie sind selbst verwundet,“ erwiderte Frau Kopfermann, und ihre Tochter fiel ein: „Sie bedürfen der Hilfe mehr als wir.“

„Es hat nichts zu bedeuten, mein Fräulein. Nichts als ein Streifschuß. Wäre er freilich zwei Zoll mehr nach rechts gekommen, dann stände ich nicht mehr hier. Nehmen Sie getrost die Führung der Leute an; es sind tapfere Männer, die sich nicht fürchten und, schon ehe wir etwas tun konnten, die französische Wachmannschaft am Friedberger Thor überrannt haben.“

Der junge Offizier verabschiedete sich mit ehrfurchtsvollem Gruße von den beiden Damen, die nun, geleitet von mehreren jungen Männern, nach ihrer Wohnung auf dem großen Hirschgraben eilten.

Es war kein angenehmes Wandern. Noch herrschte viel Gedränge des Volkes. Hie und da stieß man auf die Leiche eines französischen Soldaten. Die Granaten hatten vielfach in den Häusern eingeschlagen und die Dächer zerrissen. So begrüßten nach all dem Traurigen, das sie gesehen, die Damen ihr Heim mit doppelter Freude. Dort stand schon der Hausherr mit dem Diener an der Türe, eben gerüstet, den Seinen entgegenzugehen und sie nach Hause zu geleiten.

„Welche Angst haben wir um euch ausgestanden,“ so empfing Herr Kopfermann die Ankommenenden. „Warum bin ich auch nicht mit euch zur Kirche gegangen!“

„Du konntest ja nicht, da Nikolaus krank liegt. Wie steht es um ihn? Hat er sich nicht zu sehr geängstet?“

„Nun wir haben etwas Not mit ihm gehabt, als er das furchtbare Schießen hörte; aber er besitzt, so jung wie er ist, so viel Selbstlosigkeit, daß er nichts dagegen hatte, als ich das Vorhaben aussprach, mit Franz nach der Kirche zu eilen, um euch heimzuleiten.“

„Das gute Kind,“ sagte die Mutter und eilte die Treppe hinan, um nach dem erst vierjährigen Söhnchen zu sehen. Dort ward ihr ein stürmischer Empfang von dem Kinde, das bewegt die Arme nach der ankommenden Mutter ausbreitete.

„Gott sei gelobt,“ sprach die Mutter zu den Anwesenden, „daß wir beisammen sind. So sehr wir uns freuen wollen, daß unsere deutschen Brüder Sieger blieben, so muß man doch Mitleid haben mit den armen zerlumpten Franzosen, die gegenüber den kräftigen Hessen widerstandslos sind.“

„Ja weißt du,“ fiel der Hausherr ein, „daß auch wir einen Verwundeten bei uns haben? Als der Straßenkampf losbrach, schwankte ein verwundeter Franzose durch die Straße und sah sich überall ängstlich um. Franz stand gerade an der Türe. Da nahm er sich des Armen an, der nahe am Umstürzen war, zumal die Nachbarn sagten, die Hessen würden ihn schwerlich schonen, da sie zu erbittert seien wegen des nutzlosen Widerstands der Franzosen und der dadurch verursachten Hinopferung ihrer Brüder. Ich ließ ihn also hereinführen. Er hat eine Kopfwunde und sitzt in der Küche, wo ihn unsere Katharine verbunden und mitleidig mit einer warmen Suppe erquickt hat.“

„Recht getan, mein lieber Mann. Frankfurt wird unter diesen Greueln des Krieges der altgewohnten Mildtätigkeit auch gegenüber den Franzosen nicht vergessen. Ich will nachher einmal nach ihm sehen. Aber nun laßt uns zu Tische gehen, es verlangt auch mich nach einem Teller warmer Suppe.“

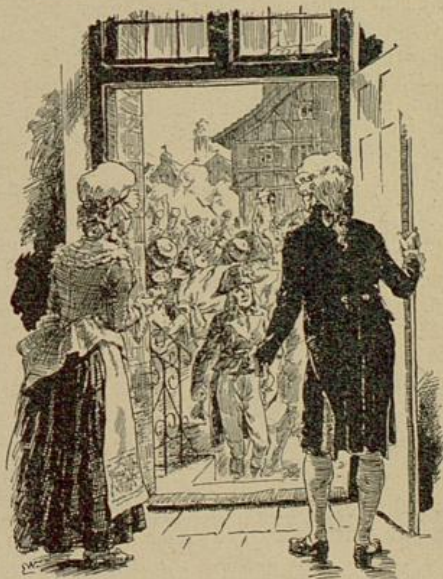
Doch eine ruhige Mahlzeit sollte es nicht werden. Draußen auf der Straße zogen lärmende Volkshaufen einher. Sie waren nicht aus dem Bürgerstande, der von altersher eine ruhigere, bedächtige Art hatte, sondern Gejellen, Arbeiter, Schiffer. Laut erschallten die Rufe: „Hurra die Hessen! Der König von Preußen soll leben! Tod dem Custinus!“

Als der Hausherr an das Fenster trat, rief ihm ein Metzgergeselle, seine Mütze schwingend, von der Straße her zu: „Die Hessen haben fast alle Franzosen am Main zusammengewürdet, dort bringen sie schon die Gefangenen. Sie wären alle verloren gewesen, wenn nicht ein hessischer Leutnant seine Leute zurückgehalten hätte. Der Offizier hat aber auch etwas abgekrigt durch einen Schuß aus dem Hause. Dafür haben aber auch die Hessen den schurkischen Meuchelmörder massakriert!“

Da kamen sie an, die Gefangenen, geführt von einer Kolonne hessischer Soldaten. Man hatte den Franzosen Säbel und Gewehre abgenommen, und triumphierend schmückten sich damit junge Bürgersöhne, denen man die Waffen zur Ablieferung an das hessische Kommando gegeben hatte. Die Ge-

fangenen waren zumeist Nationalgardien, junge bartlose Leute in zerlumpten Kleidern der verschiedensten Farben. Die einen hatten Trikotosen, die anderen solche von weitem Schnitt; einen Teil der Gefangenen sah man in Lederschuh, andere in Stulpenstiefeln oder Holzschuh.

Frau Kopfermann und Magdalene waren erblickt, als sie von der Verwundung des hessischen Leutnants hörten. Stand ihnen doch die stattliche Gestalt ihres jugendlichen Helden, der so freundlich für ihre sichere Heimkehr gesorgt, lebendig vor Augen. Angstvoll pochenden Herzens, bleichen Antlitzes hatte Magdalene in die Ferne geblickt. „Dort oben,“ rief sie, „kommt ein Zug; sie tragen jemanden. O Gott, wenn er es wäre! Wenn er nur mit dem Leben davontkommt!“



Vier Soldaten tragen auf einer Tischplatte den verwundeten Offizier.

Langsam nahte sich ein kleiner Zug. Vier Soldaten trugen auf einer Tischplatte mit darüber gebreitetem Mantel den verwundeten Offizier, der bleich mit geschlossenen Augen dalag. Nebenher ging der Feldscher, der das Fortbringen des Verwundeten überwachte. Herr und Frau Kopfermann waren nach unten gegangen und an die Haustüre getreten, als eben der Zug sich nahte und der Feldscher fragte, ob er nicht ein Glas Wein haben könne, den Verwundeten, der sehr schwach sei, etwas aufzumuntern.

„Bringen Sie ihn,“ sagte der Hausherr, „hier ins Haus, statt ihn noch weiterzutragen.“

Der Arzt nahm das freundlich an, da ein längerer Transport des Offiziers doch gefährlich sein konnte, und sorgsam brachten die Träger den Verwundeten in ein rasch geöffnetes Fremdenzimmer, während der Hausherr leise nach dem Bestinden des Patienten fragte.

„Es läßt sich Gewisses noch nicht sagen. Es kommt alles darauf an, ob durch die Kugel Herz oder Lunge verwundet sind und in welchem Maße. Es ist eine heimtückische Kugel gewesen, die den Athnungslofen, der ein weißes Tuch schwenkend, seine Leute von weiterem Vordringen zurückhielt und ganz ungedeckt war, aus ziemlicher Nähe traf.“

„Gestatten Sie,“ erwiderte der Kaufmann, „daß ich meinen Hausarzt Dr. Mertens zu Ihrer Unterstützung herbeirufen lasse?“

„Gern und mit Freuden! Ich werde doch, da an den Toren noch viele Verwundete liegen, kaum lange hier bleiben dürfen.“

Der Diener Franz ward augenblicklich zu dem Hausarzte geschickt, der auch als Operateur einen guten Ruf hatte, und schon nach einer kurzen Besprechung schickten sich die beiden Ärzte an, die Wunde zu untersuchen. Herr Kopfermann blieb im Nebenzimmer, um das Ergebnis der Untersuchung abzuwarten, während die Hausfrau sich nach oben begab. Dort fand sie Magdalenen bleich wie eine Lilie in einem Sessel sitzend.

„Lebt er noch?“ so fragte sie angstvoll die eintretende Mutter.

„Gewiß. Eben untersuchen ihn die Ärzte, und bald werden wir hören, ob größere Gefahr für ihn vorhanden ist. Aber, Kind! Woher die Aufregung? Kaum erkenne ich mehr meine sonst so starke Magdalene.“

Es verging eine bange Stunde. Endlich hörte man den Hausvater kommen. Sein Angesicht war ernst. „Die Ärzte haben die Kugel entfernt. Sie hat die Lunge gestreift. Doch sind sie der Hoffnung, daß die Wunde heilen und bei großer Ruhe und Vorsicht die Gefahr für das Leben vorübergehen wird. Und denkt euch: der Verwundete heißt Consbruch und war bis voriges Jahr in Brighton bei seinem Oheim. Also offenbar ein Neffe meines langjährigen Geschäftsfreundes, des Bankiers Consbruch. Der Feldscher jagte mir, sein Vater sei Offizier in heftigen Diensten gewesen und in Amerika gefallen, wohin der heftige Landgraf seine Soldaten in dem Kriege Englands gegen Amerika verkaufte. Der Leutnant sei im vergangenen Jahre zurückgekehrt, um den Fußstapfen seines Vaters zu folgen. Der Franzose ist leicht verwundet und wird heute abend weggebracht. Den jungen Helden behalten wir am besten hier, der größeren Obhut wegen.“

Frau Kopfermann drückte ihrem Gatten bewegt die Hand: „Wir wollen ihn pflegen, so gut wir können, und Gott möge alles zum Besten lenken. Ich will sogleich den alten Müller an der Katharinenpforte kommen lassen, der ein guter Krankenpfleger ist. Er wird doppelt nötig sein.“

Es war ein schöner Lenz, der im Jahre 1793 angebrochen war. Schon Anfang März hatte die Jugend Frankfurts auf der nahegelegenen Bornheimer Heide Weilchen gesucht, und die Frankfurter Bürger hatten ihren beliebten Spaziergang nach

Bornheim machen können, um dort ihren Nationaltrank, den Apfelwein, zu schlürfen. Ende Februar war Leutnant Consbruch von seinem Krankenlager aufgestanden, um einige Stunden im Zimmer am Fenster zuzubringen. Dann war ihm ein kurzer Spaziergang durch den geschützten Hausgarten gestattet worden. Nun sollte er zum erstenmal einige Stunden im Familientreibe verweilen dürfen.

Im Wohnzimmer war der Kaffeetisch gedeckt, als der Genesende eintrat, ein Mann von anmutiger Haltung; schöne blaue, wohlwollende Augen strahlten aus seinem Angesichte. Ehrfurchtsvoll beugte er sich zum Handkuß vor den Damen. Dann wandte er sich mit dankenden Worten an die Hausfrau.

„Gnädige Frau! wollen Sie gestatten, daß ich auch Ihnen, wie ich es Ihrem Herrn Gemahl schon getan, innigsten Dank abstatte für all die Liebe und Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen. Ich bedauere in tiefster Seele, daß ich in Ihr stilles Haus soviel Unruhe gebracht, aber wohin der Soldat in den Kriegstagen kommt, bringt er leider fast überallhin Unruhe mit.“

„Das ist nicht der Rede wert, Herr Leutnant,“ erwiderte Frau Kopfermann, „was wir getan. Wir hätten es jedem deutschen Mann getan; um so lieber war es uns, Ihnen einige Hilfe bieten zu können, der Sie damals uns so freundlich beigestanden.“

„Und,“ sagte der Leutnant, den mit Blumen geschmückten Tisch überschauend, „wie gütig haben Sie stets meinen Krankentisch geschmückt. Täglich sah ich neue Blumen. Selbst Ihr Treibhaus haben Sie offenbar beraubt. Glauben Sie wohl, daß der Hinblick auf die blühenden Pflanzen mir mehr genügt hat, als alle Mixturen des Arztes? Wenn ich denke, wie mein guter seliger Vater gewiß so vieles entbehrt hat im fremden Lande, dann tritt mir die Wehmut ans Herz über dem, was mir geboten ward.“

„Und ich habe dir,“ fiel der kleine Nikolaus ein, „täglich, während du schliefst, Blumen gebracht. Die Weilchen habe ich selbst gepflückt, aber zu dem letzten Strauße von Kamelien hat mir Magdalene geholfen und die Blumen geschnitten.“

Der Offizier beugte sich hernieder zu dem Kinde und drückte einen Kuß auf sein Haupt, während ein dankbarer Blick das erröthende Mädchen traf.

„Sie sprachen von Ihrem Vater,“ sagte der Hausherr, „wie ich hörte, lebt auch Ihre Mutter nicht mehr, so daß Sie früh verwaißt sind.“

„Meine Mutter ward mir schon in meiner ersten Jugend, als ich erst drei Jahre zählte, entzissen. Ich erinnere mich ihrer kaum. Mein guter Vater kämpfte in Amerika unter den heftigen Truppen, die für England angeworben waren. Er wurde in der Schlacht bei Trenton verwundet und starb nach wenigen Tagen. Sein Bild steht mir, obwohl er schon seit sechzehn Jahren tot ist, noch treu vor Augen.“

„Aber Sie haben Verwandte in England, die sich Ihrer, wie ich vernehme, freundlich angenommen?“

„Ja, ein Bruder meines Vaters lebt in Brighton in England. Er ließ mich, da er damals mit Kant-



heit in seiner Familie zu kämpfen hatte, noch zwei Jahre in Kassel in einer Pension. Dann holte er mich, nachdem er Witwer geworden, nach Brighton. Er hat," so schloß der Offizier mit bewegter Stimme, "treulich wie ein Vater sich meiner angenommen."
 "O, ich kenne ihn wohl," erwiderte der Kaufmann,



Im Wohnzimmer war der Kaffeetisch gedeckt, als der Gesehene eintrat.

„wenn auch nicht persönlich, so doch durch Geschäftsverbindung, in der ich mit ihm stand.“

„Hatten Sie denn nicht Lust, Herr Leutnant, in das Geschäft Ihres Oheims einzutreten und Kaufmann zu werden?“

„Alle Achtung vor dem kaufmännischen Berufe! Aber ich habe mich doch nicht heimisch darin gefühlt. Es ward mir angedeutet, daß ich einst, da mein Oheim keinen Sohn hat, die Firma weiterführen könne; aber wenn ich den Säbel meines Vaters sah, den ich mir als sein letztes Vermächtnis mit nach England genommen, dann zog es mich immer wieder zu dem väterlichen Berufe hin. Da nun ein Freund meines Vaters bei mir anfragte, ob ich nicht in Hessen Dienste nehmen wolle, unser Landgraf habe für die Söhne seiner gefallenen Offiziere besonderes Interesse, da zog es mich mit fast unwiderstehlicher Gewalt zurück zur alten Heimat. Gestern schrieb ich an meinen Oheim und teilte ihm meine Verwundung mit. Ich fürchte, daß das ihm Anlaß geben wird, aufs neue Versuche zu machen, mich nach England zu ziehen.“

„Vorläufig bleiben Sie noch einmal in Frankfurt und halten sich recht ruhig,“ fiel eine Stimme hinter der Gesellschaft ein. Es war die des Hausarztes, der unvermerkt eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte. „Sie bedürfen vorerst noch der Schonung, Herr Leutnant. Fürs Spätere ist der Gedanke, nach England zu gehen, gar nicht zu verwerfen. In etlichen Monaten, wenn es einmal wärmer geworden und ein gutes Segelschiff mit rascher Fahrt zu benutzen ist, dann wird der längere Genuß der reinen Seeluft Ihre völlige Herstellung nur beschleunigen.“

Der Offizier nahm eine etwas bedenkliche Miene an.

„Gern gehe ich, wenn nicht besondere, ernste Gründe vorliegen, nicht nach England. Nur mit Überwindung großer Schwierigkeiten konnte ich Offizier werden; nun würde man mich wieder in das Kontor stecken wollen. Mein Vater hat kämpfen müssen in einer wenig gerechten Sache auf Seiten Englands gegen das amerikanische Volk, das uns Deutschen nie ein Leid zugefügt hatte, und daß dafür sein teures Blut geflossen, ist einer der bittersten Tropfen in dem Leidenskelche, der mir bei seinem Hingang gereicht worden ist. Aber wer kann sagen, ob nicht bald ein ernster, gerechter Krieg uns anbrechen wird? Der Franzmann, der jetzt einzelne Teile Deutschlands bedroht, kann bald lüstern werden, seine Arme weiter auszustrecken und den Bestand des ganzen deutschen Reiches zu bedrohen. Soll doch vor kurzem noch der französische General Custine zu Bürgern Frankfurts gesagt haben: Ihr habt neulich einen deutschen Kaiser gekrönt. Ihr werdet keinen mehr krönen!“

„Es ist wahr, was er Ihnen gesagt,“ erwiderte Herr Kopfermann. „Der Franzose hatte gemeint, für seine freche Bemerkung bei den Frankfurtern denselben Beifall zu finden, wie er ihn auf ähnliche Redensarten bei den Mainzern gefunden. Aber die Frankfurter ließen sich nicht fangen; er konnte nur verhaltene Wut auf dem Angesichte unserer braven Bürger lesen. Es ist ja unser Unglück, daß bei so vielen Deutschen die Liebe zum Vaterlande ganz erstorben ist.“

„Wohl, ein großes Unglück!“ fügte der Arzt hinzu. „Aber woher soll die Liebe zum deutschen Vaterlande kommen angesichts des Erbfehlers der Deutschen, in der Zerklüftung der einzelnen Stämme einherzugehen? Steht nicht der Hesse gegen den Bayer, der Schwabe gegen den Preußen? Lebte der Alte Fritz noch, er würde wohl heut die Deutschen zusammenhalten und der Keckheit dieser windigen Franzosen ein Ziel setzen. Meinen Sie nicht auch, Herr Leutnant?“

„Ja, Gott wolle es geben, daß aus diesem frechen Einfall der Franzosen in deutsche Lande eine edle Frucht ersprieße und die deutschen Fürsten insgesamt sich wieder auf ihre hohe Aufgabe besämen! Mit welcher Freudigkeit würden wir alle die Tegen schwingen, wenn die deutschen Brüder geeint zusammenständen in dem Kampfe für Deutschlands Ehre und Freiheit. Auf dem Griffe des Säbels meines Vaters habe ich den Ort, wo er acht Tage vor seinem Tode gekämpft, eingravieren lassen. Wie ganz anders würde es aussehen, wenn statt des amerikanischen Trenton darauf stände — Noßbach, wo der Alte Fritz die Franzosen so jämmerlich verhauen hat!“

„Würden Sie uns nicht den Säbel Ihres seligen Vaters einmal zeigen?“ fragte Frau Kopfermann, und der Leutnant erhob sich, um die Waffe herbeizuholen, auf deren Griff eingegraben stand: „W. Gonsbruch. Trenton. 26. Dezember 1776.“ Alle betrachteten sie mit großer Aufmerksamkeit, besonders auch der kleine Nikolaus, der sich noch einmal die eingegrabenen Worte wiederholen und erklären ließ.

*

*

Der Mai war gekommen und hatte mit warmem, erquickendem Strahle auch in das Herz Magdalens hineingeleuchtet. Wie draußen alles sproß und grünte, überall im Erdboden schlummernde Keime wach wurden, so war auch in ihrem Herzen mehr und mehr die Liebe wach geworden. Leutnant Gonsbruch hatte zwar schon seit Wochen das gastfreie Haus verlassen. Er hatte, nachdem er immer mehr genesen, nicht länger die gebotene Gastfreundschaft genießen zu dürfen geglaubt und sich in einer nahegelegenen StraÙe sein Unterkommen gesucht. Aber er war fast täglich Gast in seinem alten Quartier, und so geschah es, daß bei dem fast täglichen Umgang, den der Offizier und Magdalene miteinander pflogen, die jungen Herzen sich immer mehr zueinander fanden. Wie er die tüchtige Bildung, die feste Gesinnung und doch zarte Mädchenhaftigkeit der ausblühenden Jungfrau bewundert hatte, so blickte das Mädchen mit vermehrter Innigkeit auf den jungen Kriegsmann hin, in dem sie mit der Festigkeit eines frühe gestählten Charakters Klarheit des Geistes und Feinheit der Sitten geeint fand. War es nicht natürlich, daß beide mit stillem Bangen dem Tage entgegen schauten, da das Glück des Beisammenseins aufhören sollte? Denn von dem Oheim war ein Brief eingetroffen, daß sein Neffe bald die völlige Genesung in England suchen sollte.

Den Eltern Magdalens war, was in den Herzen der jungen Leute vorging, nicht verborgen geblieben, und sie hatten es nicht gerade mit besonderer Freude gesehen. In der alten Handelsstadt war es festgegründetes Herkommen, daß die Kinder der Großkaufleute die Ehegefährten in dem eigenen Stande suchten und in Frankfurt selbst sich den Hausstand gründeten.

Aber Herr und Frau Kopfermann hatten ihre Magdalene zu lieb, als daß sie einer Herzensneigung derselben mit Strenge hätten entgegenreten können. Die Mutter hatte wohl in einer stillen Stunde mit der Tochter gesprochen, daß dem Vater eine Verbindung Magdalens mit einem jungen Kaufmann, der sich der Tochter näherte, angenehm sei; aber sie sah den bittenden, flehenden Blick in den Augen ihrer Magdalene, die sonst so kühn und wagemutig in die Welt geschaut hatten, und sie brach das Gespräch ab.

Ende Mai war endlich der gefürchtete Tag des Scheidens nahe herbeigekommen. Da hatte die Familie Kopfermann, die lange ihren früheren Gast nicht mehr an ihrem Tische gesehen, zum Abschied einen Auszug nach Bergen verabredet. Auch Dr. Mertens und seine Frau waren eingeladen, in einem Krenser nach dem bei den Frankfurtern beliebten Ausflugsorte mitzufahren. Die Fahrt verlief ziemlich einförmig. Das Geklapper des Wagens, der dröhnende Hufschlag der Pferde auf den holperigen Wegen ließen eine angeregtere Unterhaltung nicht zu.

Anders ward es, als man in dem freundlichen Gasthof von Bergen angekommen war. Die jungen Leute waren mehr zusammengedrückt und man kam

in lebhaftere Unterhaltung, wenn auch hie und da vermerkbar ward, daß der Ernst des Scheidens die Herzen bewegte.

Der Leutnant hatte erzählt, daß die hessischen Truppen nicht allzuweit von Bergen auf einer Anhöhe am Tage vor der Erstürmung Frankfurts ihr Lager gehabt hätten, und es wurde vorge schlagen, dahin die Schritte zu lenken. Wie man nun so dahinschritt, erläuterte der junge Offizier seiner Begleiterin die vormaligen Stellungen der hessischen Truppen.

„Dort drüben,“ sagte er, „haben wir kampiert,“ und dabei deutete er auf eine naheliegende Höhe. Aber plötzlich gab er dem Gespräch eine andere Wendung: „Wie man doch in der Welt umhergeworfen wird! Vor acht Monaten noch in der Champagne in einem unrühmlichen Feldzug, dann die Erstürmung von Frankfurt, und morgen schon wieder auf der Reise zurück nach England.“

„Sie werden eine schwere Reise haben; aber die frische Seelust wird Ihnen gewiß gut tun und die letzten Reste der Krankheit von Ihnen wegnehmen.“

„Ich spüre eigentlich nichts mehr von Schwäche; wenn ich nicht Urlaub hätte, viel lieber bliebe ich hier, wo ich von Ihren teuren Eltern so viel freundliches Entgegenkommen und Liebe in den Tagen meiner Erkrankung genossen. Aber, wenn ich leiblich fern bin, mein Herz bleibt hier, alle meine Gedanken werden täglich nach Frankfurt zurückgehen.“

„Welch schöner Strauß!“ fuhr der Leutnant fort, auf die Blumen hinweisend, die Magdalene im Gehen gepflückt hatte. „Möchten Sie mir nicht zur Erinnerung an unser Zusammensein, zur Erinnerung an den heutigen Tag einige geben? — Nicht den ganzen Strauß, wie Sie wollen, nein, nur etliche. Diese blauen.“ Magdalene nahm bewegt die gewünschten Blumen aus dem StrauÙe heraus und gab sie ihm.

„Es sind Vergiftmeinnicht,“ sagte der Leutnant. „Kann ich hoffen, daß Sie des Namens dieser lieben Kinder Floras gedenken, wenn ich ferne bin.“

Erötend neigte die Jungfrau das schöne Haupt. „Ich gehe weg, zumal ich auch meinen zweiten Vater in Brighton, der mir so viel Liebe erwies, sprechen muß. Darf ich, wenn ich einige Tage dort war und mit ihm Rücksprache genommen, an Ihre teuren Eltern schreiben?“

Ein leises Ja war die Antwort.

Inbrünstig küßte der Offizier Magdalens Hand. Es war noch keine wirkliche Verlobung, die stattgehabt. War es doch in der damaligen Zeit strenge Sitte, daß zuerst die Einwilligung der Eltern eingeholt wurde, ehe die Brautleute einander ein bindendes Jawort geben konnten. Aber vor ihrem Gewissen fühlten sich die beiden nach dieser Aussprache fest aneinander gebunden und einander verpflichtet. Beglückt kehrte das junge Paar nach dem Gasthof zurück. Dort setzte sich die Unterhaltung fort, lebhaft bei der Gruppe der Alten — mit einem wehmütigen Beisichimmen im Gesprächswechsel des jungen Paares. Ein Gruppe von Schulkindern zog, ein Volkslied

singend, vorbei. Durch die Weise angeregt, ward der junge Offizier, den man im Besitz einer wohlklingenden Stimme wußte, von allen zu einem Vortrag gebeten. Er zierte sich denn auch nicht. „Die Volkslieder haben mich immer besonders angezogen, und meinem Oheim mußte ich sie oft zur Erinnerung an die deutsche Heimat singen. Gern komme ich Ihren Wünschen nach. Doch hätte ich gern Begleitung auf dem Instrument. Könnten Sie, Fräulein Magdalene, mir dieselbe gewähren?“



Magdalene nahm bewegt die gewünschten Blumen aus dem Strauße heraus und gab sie ihm.

Sie nickte, nachdem er ihr eine Weise genannt, und nach einem kurzen Vorspiel sang der Offizier:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!
Hab' dich von Herzen lieb,
Glaub's sicherlich!

Du hast das Herze mein,
So sehr genommen ein,
Daß ich kein' andre lieb'
Als dich allein!

Schon in der zweiten Strophe hatte die Begleitung geschwiegen, so bewegt war Magdalene. Nie war ihr das Lied so mächtig in die Seele gedrungen wie jetzt, da der Geliebte es sang. Auch die Augen der Anwesenden waren feucht geworden. Fühlten sie, daß der Jubel des Vortrags eine tiefere Bedeutung innewohnte? . . .

Still ward die Rückfahrt angetreten. Leutnant Consbruch verabschiedete sich am Kopfermannschen Hause mit vielen heißen Danksgesängen für alles, was ihm geschehen, von den Anwesenden. Magdalene's Hand hielt er etwas länger in der seinigen. Nur zwei Worte flüsterte er der Jungfrau aus dem

gesungenen Liede zu: „Glaub's sicherlich!“ Aber sie fühlte, wie diese bescheidenen Worte vollends zwei Seelen dauernd verknüpften.

Vier Monde waren dahingegangen; die Verhältnisse in Frankfurt waren in ruhigere Bahnen eingelenkt, die Geschäfte Merkurs belebten sich. Der fleißige Bürger konnte wieder sorgloser seinem Gewerbe nachgehen. Aber das Geschehene hatte nun einmal über das Kopfermannsche Haus einen trüben Nachklang gebreitet. Wohl saßen in den Kontoren zahlreiche Kaufmannsdiener wie früher an ihrer Arbeit, und in die Magazine brachten große Frachtwagen die Waren von anderen Handelsplätzen herein. Im Kreise der Familie selbst war es jedoch merkwürdig anders geworden. Die sonst so muntere Magdalene war still geworden und saß unter den Jahren meist in Gedanken verloren. In der ersten Zeit nach der Abreise Consbruchs hatte sie oft in ihrem Zimmer vor dem Globus gestanden und hatte die Reise des Geliebten nach England verfolgt. War sie allein und unbeobachtet, dann war oftmals das Lied von ihren Lippen gedrungen: „Ach wie ist's möglich dann,“ und mit besonderer Innigkeit hatte sie die Worte gesungen: „Glaub's sicherlich.“ Nach ihrer Berechnung mußte nun Consbruch schon längere Zeit in Brighton angekommen sein.

Aber warum schrieb er nicht? Täglich hatte sie auf den alten Briefträger, der die Briefschaften der Eltern in die Wohnung brachte, gewartet, ob er kein Schreiben aus England bringe, oft hatte sie den Vater darauf angesehen, ob er ihr nichts mitzuteilen habe. Aber umsonst. Der Vater hing seinen Gedanken nach, oft klagend, daß der Krieg, die Unruhen in Frankreich dem Handel doch tiefere Wunden geschlagen hätten, als man geglaubt. Die Veränderung, die in dem Gemütszustande seiner Tochter vorgegangen, bemerkte er kaum.

Nur dem sorgenden Auge der Mutter konnte es nicht entgangen sein, daß Magdalene von Tag zu Tag stiller geworden war. Nun saßen sie eines Mittags an einer Näharbeit, Magdalene wie gewöhnlich in wehmüthvoller Träume verloren.

„Mein Kind,“ sprach da die Mutter, „welche Veränderung ist mit dir vorgegangen? Kaum kenne ich mehr meine Magdalene, deren Stimme früher uns so fröhlich entgegenklang. Willst du dich nicht deiner Mutter offenbaren, vor der du nie ein Geheimniß hattest?“

Magdalene weinte still.

„Hängt es mit dem Weggang des Leutnants zusammen? Ich will nicht annehmen,“ fuhr die Mutter fort, „daß du dich heimlich mit ihm verlobt hast. Das tut meine Magdalene nicht. Du weißt, wie es bei uns Sitte ist, daß die Eltern zuerst ihre Zustimmung geben müssen, und wir würden es nicht verstehen, wie unsere Tochter so gegen alle Überlieferung handeln könnte. . . Du schüttelst das Haupt. Aber hat er dir vielleicht bestimmtere Andeutungen gegeben, daß er dich liebe und um dich bei uns werben werde?“

Ein Tränenerguß war die Antwort. Weinend barg Magdalene ihr Haupt an der Mutter Brust. „Verlobt haben wir uns nicht. Aber er jagte mir, sobald er in England sei und mit seinem Oheim gesprochen, wolle er an meine Eltern schreiben, und ich gab dazu meine Einwilligung. Nun ist er schon lange Zeit in Brighton, und keine Nachricht kommt. Denn der Vater würde sie mir gewiß nicht vorgehen haben.“

„Nein, mein Kind, das würde er nicht getan haben, wenn er auch nicht mit besonderer Freude eine Offiziersheirat begrüßen würde. Ein Brief ist nicht eingetroffen. Es wird ja wohl so sein, daß sein Oheim ihn überredet hat, den kriegerischen Beruf aufzugeben und in sein Geschäft zu treten, daß er wohl auch die Verbindung mit einer Engländerin für ihn wünscht. Er hat dir wohl nicht geradezu ein Versprechen gegeben?“

„Das hat er nicht getan, aber er hat mir doch gesagt, es bedürfe nur einer kurzen Rücksprache mit seinem Oheim, daß er an euch schreiben werde. Und nun schweigst er! — O, wie habe ich ihn geliebt! Wie konnte er so handeln!“

Die Mutter drückte die Tochter an ihre Brust. „Es ist mir leid, mein Kind; aber solche Erfahrungen von Sinnesänderung machen gar viele junge Mädchen. Hatte er sich nicht geradezu gebunden, so mußte er wohl dem Willen seines Oheims, der Vaterstelle bei ihm vertreten, nachgeben. Du wirst das verschmerzen müssen, armes Kind!“

Nach einer Pause sagte die Mutter: „Magdalene, du bist noch jung. Du wirst überwinden und dein Herz neuer Liebe öffnen. Siehe! es hofft auf deine Hand der junge v. Bergstadt. Dem Vater wäre er ja ein sehr angenehmer Schwiegersohn.“

Magdalene schüttelte weinend das Haupt.

„Er ist ja von zarter Gestalt und äußerlich nicht mit dem lebensfrischen Offizier zu vergleichen. Aber er ist ein untadelhaft braver junger Mann und tüchtig in seinem Beruf.“

„Sprich nicht, Mutter. Ich kann es nicht ertragen.“

„Nun du wirst nicht gedrängt. Laß erst einige Zeit vorübergehen. Allmählich wirst du ruhiger.“

Die Mutter hatte recht. Magdalene ward ruhiger. Aber es war eine Eisesruhe, die sich über ihr Gemüt lagerte. Denn sie hatte zu hoffen aufgehört. Der Geselligkeit aber hatte sie sich nicht ganz entziehen können. Und ob sie an den Festlichkeiten in anderen Häusern teilnahm oder ob solche im elterlichen Hause stattfanden, überall zeichnete der junge v. Bergstadt die gefeierte Schönheit Frankfurts aus. Sein Benehmen ließ es klar erkennen, daß eine tiefe Neigung ihn erfüllte. Sie munterte ihn nicht auf, aber sie wies ihn auch nicht, wie früherhin, zurück.

Die Mutter hatte eines Tages ein ernsteres Gespräch mit ihr. Der Vater habe gesagt, daß der Bantier v. Bergstadt wegen der Neigung seines Sohnes zu Magdalene mit ihm gesprochen. Habe er auch nicht geradezu angehalten, so habe er doch nahegelegt, daß seine förmliche Werbung für den Sohn vor der Thüre stehe.

„Ich halte es nicht für recht, daß ich mein Jawort gebe, da mein Herz ihm nicht mit ganzer Liebe entgegen schlägt. Ich achte ihn, aber die volle Liebe, wie ich sie gegenüber einem Bräutigam für nötig halte, kann ich ihm nicht schenken.“

„Er hat das aber längst bemerkt. Wenn er trotzdem nicht nachläßt, so begnügt er sich vorläufig mit deiner mehr auf Achtung gegründeten Liebe. Der Vater wünscht sehr dein Jawort. Der alte Herr v. Bergstadt steht, wie du weißt, in enger Geschäftsverbindung mit ihm und hat ihm gesagt, wie das ganze Glück seines ältesten Sohnes in einer Verbindung mit dir liege.“

Magdalene seufzte. „Wenn er mich lieb hat, so will ich ihm in Gottes Namen die Hand reichen. Ein volles wahres Glück kann ich doch nicht mehr finden. Auch auf gegenseitige Achtung gegründete Ehen sollen ja glückliche werden können. Doch um eines bitte ich: es muß eine stille Verlobung und eine stille Hochzeit ohne viel Gepränge werden.“

So ward denn die Verlobung gefeiert im engsten Kreise der beiden Familien. Und es schien, als ob ein rechtes Glück daraus erwachsen solle. Vermißte man auch bei den Brautleuten zärtliche und innigere Liebe: sie fanden doch immer mehr Zuneigung füreinander, wie es naturgemäß zwischen braven Gemüthern, die im täglichen Verkehr einander mehr und mehr schätzen lernten, stattfinden mußte; man konnte meinen, es sei in dem Herzen Magdalenes die Erinnerung an das Frühere erloschen.

Es sollte jählings anders werden. An einem schönen Mittag ward sie in das Wohnzimmer entboten, wo sie die Eltern mit ernster Miene zusammensitzend traf.

„Magdalene,“ so begann der Vater, „es ist heute morgen eine Nachricht eingetroffen, die wir dir nicht vorenthalten dürfen und die du hoffentlich mit Ruhe aufnehmen wirst. Es ist ein Brief aus England gekommen.“

Die Tochter faltete erbleichend die Hände: „Ist er tot?“

„Nein, Leutnant Consbruch ist auf der Überfahrt schwer erkrankt; er wurde am Lande in ein Spital gebracht, und erst vor sechs Wochen war er soweit, daß er die Reise zu seinem Oheim fortsetzen konnte. Es sind Schicksalsfügungen, daß er zu spät mit seiner Werbung kommt, und du wirst dich geduldig in das Geschehene geben.“

„O Vater, du wirst ihn doch nicht zurückweisen? Noch bin ich unverheiratet, und die Verlobung läßt sich leicht lösen.“

„Sie läßt sich nicht lösen. Ein Eheversprechen ist etwas Heiliges. Dazu handelt es sich um eine der ersten Familien Frankfurts, die nicht verletzt werden darf. Der Hochzeitstag ist schon festgesetzt. Welches Aussehen würde es geben, wenn du, wenn wir jetzt zurückträten. Ich stehe in enger Geschäftsverbindung mit Herrn v. Bergstadt, und nicht bloß dieses Haus, sondern alle meine Geschäftsfreunde würden sich entfremdet von mir wenden.“

„Mein Kind,“ fuhr die Mutter fort, „gib dich in Gottes Willen. Es fällt kein Haar von unserem Haupte ohne seinen Willen!“

Magdalene barg das Antlitz in den Händen. Sie sah ein, daß nichts mehr zu ändern sei. Zum zweiten Male begrub sie ihre teuersten Lebenshoffnungen.

Eine stille Hochzeit ward gefeiert. Die schöne neunzehnjährige Braut ließ nichts von jugendlicher Freude sehen. Aber sie ging gefassten Herzens zum Altar und mit gefasstem Herzen antwortete sie ein „Ja“ auf die Frage des Geistlichen und reichte ihre Hand zur Einsegnung des Ehebundes.

Eine Reihe von Jahren war dahingeflogen. Dentwürdige Jahre. Napoleon Bonaparte schwang seine Geißel über den Völkern; vor allem aber lastete seine Zwingherrschaft auf Deutschland. Die alte deutsche Krönungsstadt hatte als solche zu sein aufgehört. Es gab keinen deutschen Kaiser mehr, der gekrönt werden konnte. Die frühere Selbständigkeit Frankfurts war zu Grabe getragen. Frankfurt ward mit Wschaffenburg, Mainz, Regensburg und der Grafschaft Weiskraut Großherzogtum, und in ihm residierte als Großherzog und Primas des Rheinbundes der frühere Bischof von Mainz Karl v. Dalberg, den Napoleon mit scharfem Blick als ein geeignetes Werkzeug seiner Politik erkannt hatte.

Auch das Haus auf dem Großen Hirschgraben hatte sozusagen ein anderes Gesicht bekommen. Magdalene hatte einen zufriedenen Hausstand gehabt; aber das Glück, Kinder zu besitzen, war ihr verjagt geblieben. Doch so schwer sie diesen Mangel empfand: sie hatte nicht träge die Hände in den Schoß gelegt. Der mildtätige Geist des Elternhauses hatte auch in ihrem und ihres Gatten Haus seine Stätte gefunden. Kein Armer ging unbeschenkt von ihrer Thür; manche stille Träne ward von ihr getrocknet.

Da hörte eines Tages Frau Magdalene von einem heftigen Offizier, der wegen schwerer Verwundung frühe hatte verabschiedet werden müssen. Man hatte ihm, da er mittellos war, eine Flucht Zimmer in dem unfern von Frankfurt gelegenen Schloßchen Richtenberg zur Wohnung überlassen, und dort war seine Gattin verstorben, und der Ehemann war mit sechs kleinen Kindern zurückgeblieben. Sie überzeugte sich von der bedrängten Lage des Mannes und nahm dann in Übereinstimmung mit ihrem edlen Ehegatten die beiden jüngsten Töchterchen an Kindes Statt an, und eine derselben war die Mutter des Verfassers dieser Erzählung. Für die Erziehung der anderen Kinder versprach sie nach Kräften zu sorgen. Ob es allein ihr Wohlthätigkeitssinn war, der sie hierin leitete, ob nicht auch in etwas das einen Einfluß übte, daß es gerade ein heftiger Offizier mit seinen Kindern war, dem sie Wohlthat erweisen konnte, das hat sie niemandem gesagt. War es der Fall, dann ist es ihr selbst nicht klar bewußt gewesen; denn von der Stunde an, da sie ihrem Gatten die Hand zum Ehebunde gereicht, hatte sie ihm auch mit voller Seele angehört und jeden Gedanken, der etwa zu Consbruch

zurückföhrte konnte, verbanni. Jedenfalls ist sie die trenneste Pflagemutter ihrer Kinder geworden.

Inzwischen liefen die Weltgeschichte ihren aufgeregten Gang. Eisen lastete auf Frankfurt die Gewalt Napoleons. Eine schwere Besteuerung war unter Dalberg auf den Frankfurter Kaufmannsstand gelegt worden, und als nun die Kontinentalsperrre kam, ward davon Frankfurt vor allem betroffen. Des hohen Zolls wegen konnten die Kaufleute keine Waren nach Frankreich ausführen, wurden aber mit französischen Waren überchwemmt. Im Jahre 1810 brach ein Heer von französischen Zollbeamten in der alten Mainstadt ein. Massen von bezahlten und versteuerten Fabrikartikeln wurden als sogenannte englische Waren beschlagnahmt und für Rechnung der französischen Kassen versteigert oder verbrannt. Dazu fanden neue Erpressungen bei den Begüterten statt. Zahllose Geschäftszusammenbrüche waren die Folge.

Alle die schweren Leiden und Bedrängnisse, die täglichen Sorgen hatten dem alten Herrn Kopfermann das Herz gebrochen; er war Ende 1810 gestorben, und wenige Monate später schloß sich ihm sein Schwiegerjohn, der Teilhaber seines Geschäftes gewesen, im Tode an. So ward Magdalene früh eine Witwe. Sie und ihre Mutter beschloßen, die Handlung, deren Betrieb unter den damaligen Verhältnissen doch keinen Gewinn versprach, vielmehr den Bestand des vorhandenen Vermögens weiter schädigen konnte, eingehen zu lassen. Nikolaus Kopfermann hatte die Abwicklung der zu ordnenden Geschäftsverhältnisse übernommen. Da kam ein neuer Schlag.

Frankfurt hatte Truppen zu den Kämpfen Napoleons mit Preußen und Rußland stellen müssen, es war dann gezwungen worden, ein Bataillon auszuheben, das dem Gewaltthaber zur Unterwerfung der Spanier dienen sollte. Kaum waren die Truppen aus Spanien zurückgekehrt, als Bonaparte eine neue Blutsteuer forderte. Zwei Bataillone sollten ausgerüstet werden zum Kampfe gegen Rußland.

Seither hatten die Reicheren bei den Aushebungen Einstreher stellen können. Aber woher sollten in jener Zeit Einstreher genommen werden? Keine Zahlung war groß genug, daß sich die Geringbemittelten zu einem Feldzug nach dem unwirlichen Rußland bewegen ließen, zudem durch das Volk die Ahnung ging, dieser Kampf werde für den kriegsgeübten Feldherrn ungünstig ausfallen. So kam es, daß auch Nikolaus Kopfermann ausgehoben wurde, und keine Bitten seiner Mutter, da er doch der einzige Sohn einer Witwe sei, hatten den geschmeidigen Diener Napoleons, den Großherzog, veranlassen können, die getroffene Maßregel zu ändern.

Im Februar 1812 war das Bataillon, dem Nikolaus eingereiht war, aus der Vaterstadt ausmarschirt. Es hatte zunächst sein Standquartier in Königsberg gehabt. Von dort waren im Oktober die letzten Briefe von Nikolaus eingelaufen, daß die Division Loison, zu der die Frankfurter gehörten, demnächst

nach Rußland nachrückten werden. Von da an fehlte jede Nachricht. In den maßgebenden Kreisen des großherzoglichen Hofes gefiel man sich noch in dem Gedanken, Napoleon sei, wie gewohnt, siegreich. Hatte er doch nur Siege über die Russen verkünden lassen. Und als das 29. Bulletin vom 3. Dezember, das endlich den Mißerfolg der französischen Waffen zugeb, erschien, erklärte Dalberg daselbe für eine Fälschung. Erst Ende Dezember, als man hörte, Napoleon sei Mitte des Monats im Sechsspänner nach Paris durchgereist, sicherte die Wahrheit durch. Wo aber die Frankfurter geblieben, wo die einzelnen Angehörigen der beiden Bataillone, darüber konnte man nichts erfahren.

Es war am 10. Januar 1813, als ein hochgewachsener Krieger auf der Straße von Lyl her vor den Toren von Königsberg ankam. Man sah ihm den Offizier an, obgleich seine Uniform kaum mehr etwas von dem Range, den er bekleidete, von der Waffengattung, der er angehörte, erkennen ließ. Haar und Bart waren verwildert, das Angesicht legte Zeugnis ab von den furchtbaren Entbehrungen, die er durchgemacht. Müde schlich er dahin, auf einen Stab gestützt, ob er schon einen Degen an seiner Seite trug. Erstaut merkte er auf die Bewegung, die in der Stadt war. Überall herrschte Freude und Jubel unter der Einwohnerschaft, Hochrufe erschallten auf den König, auf York, auf die russische Armee. Er hielt einen Bürgermann an und fragte ihn, was geschehen sei, und er hörte die Kunde, daß der französische Marschall Macdonald, der an der Grenze gestanden, den Rückzug angetreten und von den Russen verfolgt werde, der Preußengeneral York aber von Macdonald sich getrennt und mit seinem Hilfskorps auf Seite der Russen getreten sei, daß überallher Freiwillige zu Yorks Fahnen strömten.

Ein Freudensturm ging über des Offiziers Angesicht. So war denn die ersehnte Stunde da!

Mit klopfendem Herzen begab er sich zur Kommandantur, um eine Audienz bei General York nachzusuchen. Er mußte lange warten. Ordonnanzten kamen auf Ordonnanzten, Edelleute, die Freiwillige anmeldeten, und sie alle gingen vor. Endlich ward der Offizier hereinbefohlen.

Er stand vor dem General, der, hochgewachsen wie er selbst, ihn mit scharfen Augen ansah. Ganz der eierne York, wie ihn seine Soldaten nannten.

„Wer sind Sie?“

„Ich bin Oberst Consbruch vom achten Armeekorps und komme, um mich zum Eintritt in die preussische Armee zu melden!“

„Aus welchem Lande stammen Sie?“

„Ich bin Hesse von Geburt und bin in westfälischen Dienst übernommen worden.“

„Und was treibt Sie, jetzt gegen Frankreich zu kämpfen?“

„Die Liebe für mein deutsches Volk, General! Ich habe immer mit Verbitterung auf französischer Seite gestanden. Ich habe Dörenberg beneidet, als er den

leider gezeigten Zustand in Westfalen ordnete. Aber was tun? Ringsum war alles auf rheinbündlerischer Seite. Ich ward mit in das Verhängnis gezogen, aber diese Waffe gehört dem Vaterland! Ich habe in Rußland gekämpft, nicht für die Sache, nur für mein Leben.“

Des Generals Augen sprühten Feuer.

„Kamerad, Sie sind mein Mann. Das ist das Material, das ich brauche. Können Sie sich ausweisen über Ihren seitherigen Rang?“

Der Offizier zog eine Anzahl Papiere hervor, auch Orden, die er auf den Schlachtfeldern erhalten. Er habe sie nicht an der Brust mehr tragen wollen, da er sich ihrer schäme.

„Die Stellung, die Sie hatten, werde ich Ihnen nicht mehr geben können. Die Freiwilligen, die ankommen, bringen zumeist Offiziere a. D. mit, die wieder eintreten wollen.“

„Geben Sie mir jeden Rang, der Ihnen paßt. Ich bin bereit, als Unteroffizier mitzukämpfen.“

„Da fällt mir ein,“ erwiderte York, „daß in der Umgebung von Gumbinnen, von Tilsit viele versprengte Deutsche sein sollen. Ich darf nach dem Abkommen mit den Russen mich rekrutieren und neu organisieren. Reiten Sie dahin und raffen Sie zusammen, was Sie an weisfähigen Leuten finden, die ein Herz haben für Preußen, für Deutschland. Dann bekommen Sie ein Bataillon oder ein Regiment zu führen. Darf ich fragen, ob Sie bei Kasse sind, um sich zu equipieren und ein Pferd zu kaufen?“

„Ich habe noch einige Friedrichsdor. Leider habe ich meinen Kreditbrief verloren und ich muß erst nach England schreiben, um von meinem Oheim einen anderen zu erhalten.“

„Ich werde Ihnen eine Verbürgung auf ein hiesiges Bankhaus, von dem Sie Geld nehmen können, ausstellen. Hier habe ich noch Kredit; bei meinem König — und das strenge Auge ward feucht — „leider eben keinen.“

„General, der wird bald wieder da sein. Ich danke für all Ihre Güte und will alsbald Ihrem Befehl folgen.“

„Gott geleite Sie auf Ihrem Wege,“ sagte York, ihm die Hand reichend. „Und nicht zuwiele Anstrengungen auf einmal! Schlaf und gute Ernährung sind Ihnen nach Ihrem Aussehen offenbar noch recht nötig.“

Zwei Tage später ritt ein Reiter auf einem starken Rosse aus Königsberg hinaus. Er trug Militärhosen, aber einen einfachen Rock, bedeckt von einem starken großen Mantel. Kaum hatte er die Landstraße erreicht, als schon ein Pitelt Kosaken ihn anhielt, die einen Trupp Gefangener vor sich hertrieben. Als er aber den Ausweis des Generals York, wonach der vormals westfälische Oberst Consbruch jetzt für Preußen angeworben sei, vorzeigte, salutierte der Offizier und ließ ihm Platz machen.

Yorks Name und seine Heldentat des Übereinkommens von Taurvoggen waren schon allenthalben bekannt.

Oberst Conbruch machte darum unter den Deutschen, die noch halbwegs diensttüchtig waren, eine reiche Ernte. Wie mit einer Stimme entschlossen sie sich, in preussische Dienste zu treten. Sie ordneten sich, von den russischen Offizieren freigelassen, um unter des Obersten Führung in den nächsten Tagen abzumarschieren.

Aus einem kleinen Hause trat in armseliger Uniform ein Hauptmann aus dem früheren Regimente Conbruchs. Der die Spuren großen Glends an sich tragende Offizier grüßte seinen Vorgesetzten ehrfurchtsvoll und, als er von Conbruchs Auftrag hörte, bat er alsbald, ihn unter seine Schar aufzunehmen.

Noch währte beider Gespräch, als an der Türe des Häuschens ein Soldat in französischer Uniform, auf zwei Krücken gelehnt, erschien. Er sah bleich und verkümmert aus, sein rechtes Bein hing hilflos herunter. „Einer aus der Division Loison,“ flüsternte der Hauptmann; „er soll ein Frankfurter sein.“

„Wo sind Sie verwundet worden?“ fragte ihn Oberst Conbruch.

„Ich bin überhaupt nicht in den Kampf gekommen. Wir sind am 1. November als Nachschub von Königsberg abmarschiert, und hier kam ich unter das Rad eines Geschützes, daß mir der Knöchel zerbrochen ward.“

„Sie sind ein Frankfurter, wie ich höre?“

„Jawohl! — Aber — wenn die Frage erlaubt ist — wer sind Sie?“ fragte der Soldat bewegt und starrte unverwandt auf den Säbel, auf den sich der Oberst stützte. Diesen Säbel sah ich einmal in meinem elterlichen Hause in Frankfurt. Sie sind doch nicht Leutnant Conbruch?“

„Allmächtiger Gott!“ rief der Offizier erschreckt und blickte in des Verküppelten Angesicht. „Sie sind am Ende der kleine Nikola? Wie kommen Sie hierher? Was machen Ihre Eltern? Ihre Schwester?“

„Mein Vater ist schon lange gestorben, auch mein Schwager. Nur meine Mutter lebt noch mit Magdalenen zusammen.“

Auf weiteres Befragen erzählte er dann, wie er ausgehoben worden sei, wie er schon dreimal von Tilsit nach Haus geschrieben, aber keine Antwort erhalten habe; offenbar könne man jetzt auf eine Beförderung der Briefe nicht rechnen. Auch das Geld sei ihm, nachdem ihm der größte Teil seiner Barschaft gestohlen worden, ausgegangen.

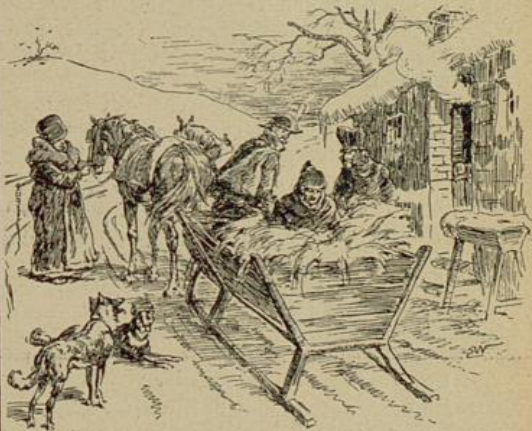
Der Oberst reichte ihm tieferschüttert die Hand. „Vor allem ist es nötig, lieber Nikola,“ sprach er, zum altgewohnten Du übergehend, „daß du möglichst bald in die Heimat kommst, und dafür will ich sorgen. Fühlst du dich stark genug, morgen nach Königsberg fahren zu können?“

Nikolaus nickte bejahend.

Am andern Morgen stand ein Schlitten mit zwei Pferden, an die noch Conbruchs Pferd gereicht wurde, vor der Türe. Auf einem weichen Lager von Stroh und Decken, umhüllt mit einem warmen Pelze, ward der Leidende gebettet. Der Oberst nahm neben ihm Platz und konnte mit Freuden sehen, wie sein Befehlener auf dem bequemen Lager bald in einen tiefen erquickenden Schlaf versank. Zwei Tage nach

wurden in Königsberg gemacht. Von dort schrieb Nikolaus an die Seinen nach Haus und legte ihnen alles Geschehene dar, zugleich angehend, in welcher Zeit er in der Heimat einzutreffen hoffe.

Auf dem Heimweg gab ihm Conbruch zwei Tage-reisen weit das Geleite. Unterwegs fragte er Nikolaus, ob dieser etwas von seinem früheren Verhältnis zu seiner Schwester wisse, und als dieser bejahte, die Mutter habe ihn vor einigen Jahren in alles eingeweiht, schüttete er ihm sein ganzes Herz aus, wie er anfangs, als er die Benachrichtigung von Magdalenen's Verlobung gehört, außer sich gewesen, ja im stillen über Treulosigkeit geklagt, wie er aber



Am andern Morgen stand ein Schlitten mit zwei Pferden vor der Türe.

doch bald sich zurechtgefunden, Magdalenen keine Schuld beigemessen, sondern alles als eine Schicksalsfügung erkannt habe. Wie sehr aber sein Herz allezeit an der Schwester gehangen, das möge er sehen. Er zog eine silberne Kapsel hervor, in der vertrocknete Blumen lagen. Das seien Blumen, die ihm einst Magdalene vor dem Abschiede von ihr geschenkt. Sie seien nicht von seinem Herzen gekommen, und wenn die Kapsel, die sie berge, von einer feindlichen Kugel geschädigt worden sei, die Blumen darin lägen unverletzt, und ihr Name spreche täglich zu seinem Herzen. „Ist es Gottes Wille, daß ich gesund zurückkehre, dann komme ich nach Frankfurt, das sage auch Magdalenen.“

Acht Tage später traf Nikolaus in Frankfurt ein. Wie erschrocken Mutter und Schwester, obwohl sie von seinem Leiden benachrichtigt waren, als der bleiche, die Spuren schwerer Erkrankung an sich tragende Mann aus dem Schlitten in das Haus gebracht ward. Eine Ahnung, daß das Maß der Leiden, das über sie verhängt war, noch nicht erschöpft sei, ging durch ihre Seelen.

Aber als Nikolaus erzählte, was alles Conbruch für ihn getan, was er ihm aus seinem inneren Leben enthüllt, wie er hoffe, nach dem Kriege nach Frankfurt kommen zu können, da falteten die beiden erschüttert die Hände.

Von dem Obersten liefen noch zwei Briefe an Nikolaus ein. Er erzählte von der Begeisterung, die sich in Preußen zeige angesichts der Hoffnung, die Befreiung Deutschlands zu erkämpfen, und schloß ehrsüchtvollste Grüße an Frau Kopfermann und Frau v. Bergstadt an. So sehr auch seine Briefe eine herzliche Liebe für Nikolaus bekundeten: man merkte doch, daß sie mehr für Magdalenen bestimmt seien.

Diese äußerte sich nicht. Ihr Herz ward von Hoffnung und Furcht hin und her geworfen. Es lebte in ihr die alte, nie ganz geschwächte Liebe ihrer Jugendjahre auf und dabei litt sie unter der fortwährenden Befürchtung, daß ihr Jugendtraum auch jetzt nicht zur Erfüllung kommen, daß sie den hienieden nicht mehr sehen werde, an dem ihre Seele hing. Wie vor zwanzig Jahren, so harpte sie wieder auf Briefe von ihm.

Aber umsonst. Ein langes Schweigen folgte.

Endlich Mitte Juni kam ein Schreiben eines Geistlichen aus Bauen an Nikolaus an, das eine erschütternde Nachricht brachte. Er sei, so schrieb der Geistliche, am 24. Mai zu einem preußischen Offizier gerufen worden, der, in der vier Tage vorher stattgehabten Schlacht bei Bauen durch einen Granatsplitter schwer verwundet, sichtlich dem Ende nahe gewesen sei. Nachdem er demselben auf seinen Wunsch das Abendmahl gereicht, habe er von ihm den Auftrag erhalten, seinen Säbel und eine Kapsel mit verdorrten Blumen — offenbar eine Reliquie — an Herrn Nikolaus Kopfermann in Frankfurt zu senden, als das letzte Geschenk des sterbenden Freundes an ihn und die Seinen.

Magdalene verschwand, nachdem sie den Brief gelesen, aus dem Kreise der Ihren. Erst nach zwei Tagen erschien sie wieder erfaßt und gottgegeben. Still ging sie wie zuvor ihren Pflichten nach im Haushalte, in der Pflege der Mutter und des kranken Bruders, in der Erziehung ihrer Töchter. Nach mehreren Monden erlebte sie den tiefen Schmerz, daß ihr Bruder Nikolaus nach langem Siechtum starb, und einige Jahre später verlor sie auch die teure Mutter. So ward ihr Leben immer stiller. Sie lebte ganz den heranwachsenden Kindern, dem Umgang mit wenigen alten Freunden und den Übungen der Wohltätigkeit. Die herangewachsenen Töchter verheirateten sich etliche Jahre später, die eine mit einem rheinischen Juristen, die andere — und das war meine Mutter — mit einem nassauischen Geistlichen, der in den in Frankfurt verlebten Kandidatenjahren viel in das Bergstadtsche Haus gekommen und Frau Magdalens rechte Hand bei den Werken der Barmherzigkeit gewesen war. Die mehr und mehr sich vereinsamt führende Frau löste dann bald ihren Haushalt auf und lebte bei ihren Kindern, vor allem in meinem elterlichen Hause, eine liebevolle Mutter ihrer Kinder, eine liebevolle Großmutter ihrer Enkel.

Als sie starb, zeigte sich recht die große Verehrung, die sie in allen Kreisen genoßen. Es geleiteten sie nicht bloß die Höherstehenden, bei welchen die hochgebildete Frau in großem Ansehen gestanden, zu Grabe,

nein, auch die Ärmsten gaben ihr das Geleite. Da war ein alter blinder Waterloo-Kämpfer, der, von seiner Tochter geführt, mit zum Grabe seiner Wohltäterin ging; alte gebrechliche Mütterchen, die es sich nicht versagen konnten, ein letztes Dankeswort für alles das, was sie getan, ihr nachzurufen. Es war ein Begräbniß wie bei der Tabea der Apostelgeschichte, um welche die Witwen „weinten und zeigten die Röcke und Kleider, die sie von ihr erhalten.“ Bis über ihren Tod hinaus hatte sie für die ihr bekannten Armen der Stadt gesorgt. Noch lange Jahre bis zu ihrem Ende kamen die Armen Sonnabends zu meiner Mutter, um die Wochenunterstützung zu erhalten, die ihnen für Lebenszeit von der Entschlafenen ausgesetzt war.

Erst als ich ein Mann war, hörte ich ihre Lebensgeschichte, und da ging mir auch ein Licht auf, warum sie so bewegt gewesen war und Tränen vergossen hatte, als ich ihr einen Tag vor ihrem Abscheiden als elfjähriger Knabe einen Strauß Bergfahnenmünch, die ich am Bache für sie gepflückt, auf das Krankenbett brachte, und welche Bedeutung der mit einem schwarzen Flor umhüllte Säbel, der an der Wand eines meist in Verßluß gehaltenen Zimmers ihrer Wohnung hing, für sie gehabt hatte!



Sinnsprüche.

Ein jeder lernt auf seiner Lebensreise:
Die Wahrheit ist nur immer eine Waise.
Doch wird sie noch so bitterlich verstoßen —
Sie kommt zurück und klopf ans Pfortchen leise
Dort wieder an — wo man der Obdachlosen
Schon hundertmal versagte Trank und Speise!

Ein Stübchen. Vier schmale Wände.
Das Kind spielt am Tische. Die Frau regt die Hände.
Im Ofen brodelts; rings Sturmgetön;
Der Mann tritt ins Stübchen, mit Schnee behangen.
„Schön guten Abend!“ — Ein Kuß auf die Wangen.
Du Bild der Armut — wie bist du schön!

Otto Fromber.

Ich kaufe Kathreiners Malzkaffee!

Kathreiners Malzkaffee
schmeckt fein —
Und ist gesund für
Gross und Klein.



1

Ich mahle Kathreiners Malzkaffee!

Willst Du was gutes,
Kind,?— so geh'
Und hol' Kathreiners
Malzkaffee!—



2

Ich koche Kathreiners Malzkaffee!

Kathreiners Malzkaffee,
den will ich,
Denn der ist immer
gut und billig!



3

Ich giesse Kathreiners Malzkaffee durch!

Soll'n Eure Kinder
fröhlich gedeih'n,
Schenkt ihnen Kathreiners
Malzkaffee ein!—



4



1

Ich trinke Kathreiners Malzkaffee!

Was ist das? billig,
gesund und fein?—
„Das kann nur Kathreiners
Malzkaffee sein!—“



5



3



2



4



w1



w2



w3

Spielregel:



w4



w5

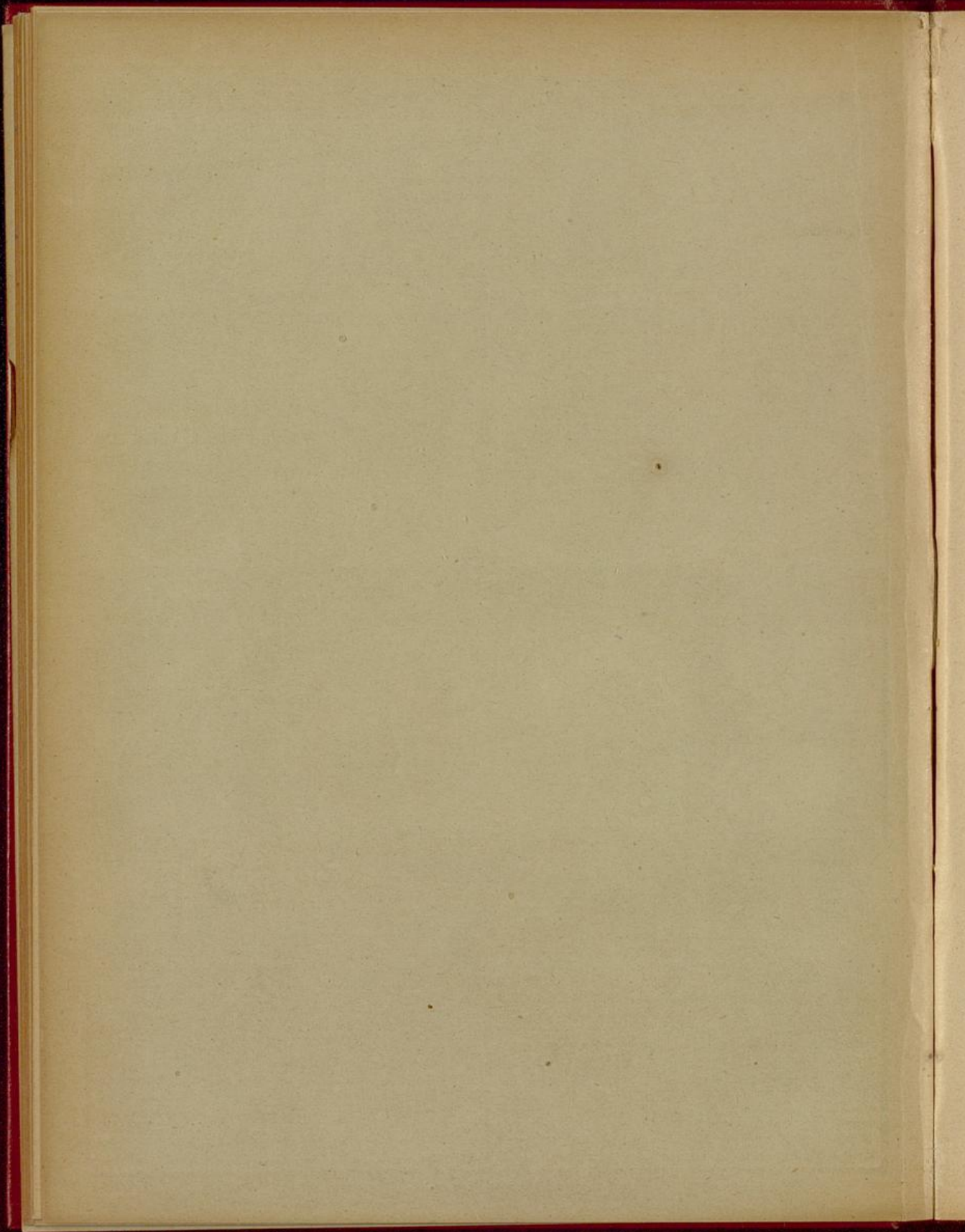


w6

Die 5 Karten sind auszuschneiden, auf 5 etwa doppelt so große Kartons zu kleben und der Reihenfolge nach auf den Tisch zu legen. Ebenso werden die runden Marken („Heinzelmännchen“) ausgeschnitten und auch die 6 Würfelflächen (W. 1—W. 6); mit den letzteren ist irgend ein Würfel zu bekleben. Jeder Spieler erhält ein „Heinzelmännchen“ als Setzmarke. (Wollen mehr als 4 Personen mitspielen, kann man sich weitere Heinzelmännchen leicht anfertigen.) Jeder Spieler muß nun zunächst das „Paket“ würfeln; gelingt ihm dies, dann darf er sein Heinzelmännchen auf die Karte Nr. 1 setzen und muß sagen: „Ich kaufe Kathreiners Malzkaffee!“, hierauf darf er noch mal würfeln. Wenn er das Bild der nächstfolgenden Karte würfeln, dann darf er sein Heinzelmännchen auf diese weiter schieben, muß aber gleich-

zeitig jedesmal den am Kopfe der Karte stehenden Satz sagen, also bei der Kaffeemühle z. B.: „Ich mahle Kathreiners Malzkaffee!“ u. s. w. Wer das richtige Bild nicht würfeln, darf nicht ein zweites Mal würfeln, sondern muß warten, bis bei der nächsten Runde die Reihe wieder an ihn kommt. Wer zuerst mit seinem Heinzelmännchen die Karte Nr. 5 erreicht und sagen kann: „Ich trinke Kathreiners Malzkaffee!“, der hat das Spiel gewonnen.—Wer die Nachahmung würfeln, muß sein Heinzelmännchen um eine Karte zurückschieben; nur dann nicht, wenn das Heinzelmännchen noch auf dem Paket steht. Wer den zur Karte gehörigen Satz („Ich kaufe Kathreiners Malzkaffee“ u. s. w.) zu sagen vergißt, sobald er sein Heinzelmännchen darauf setzt, wird bei der nächsten Runde beim Würfeln übersprungen.

Nachdruck verboten.



Wie man von der Luft leben kann.

Eine Standrede.



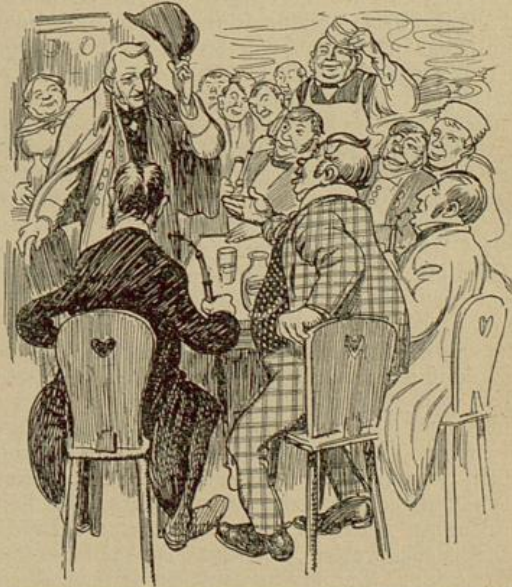
Der Löwenwirt von Bietigheim hatte schon ein paarmal ängstlich zu einem Fenster seiner Wirtsstube hinausgesehen, von dem aus man ein schönes Stück der Lahrer Landstraße überblicken konnte, mit einem Gesicht, als ob er fragen wollte: „Kommt er, oder kommt er nicht?“ Dann zog er einen Brief aus der Tasche, um nachzusehen, ob er sich am Ende doch im Datum versehen

hatte. Aber es stimmte, und als er den Brief wieder eingesteckt hatte und noch einmal hinausjah, flog ein freudiges Lächeln über seine Züge, denn eben bog des Hintenden Chaislein um die Ecke, und jetzt winkte ihm der Hintende auch mit seinem Krückstock zu. „Ich hab's ja gewußt,“ meinte der Löwenwirt, „auf den Hintenden kann man sich verlassen, und wenn er versprochen hat, zu kommen, so kommt er auch, und wenn's Katzen hagelt!“

Ganz so schlimm war's nun mit dem Wetter nicht, schön aber war's auch nicht, ein trüber Sonntag-nachmittag im November, und der Schnee und der Regen wechselten alle zehn Minuten miteinander ab. Um so gemütlicher aber war es in dem großen Wirtszimmer, das dicht von Gästen besetzt war, denn die Nachricht, der Hintende werde zu einer Standrede kommen, hatte sich noch immer als eine Zugkraft bewährt, und alle unsere alten Bekannten waren vollzählig erschienen, der Barbier Peter hatte sich sogar zu Ehren des Tages einen hohen, modernen Stehkragen und eine himmelblaue Krawatte umgebunden, so daß er fast den Kopf nicht bewegen konnte. Nachdem der Hintende die alten Freunde herzlich begrüßt hatte, nahm er oben am Tische Platz und während die Löwenwirtin ihm sein Schöppllein brachte, fing er an, aus seiner Tasche allerlei Fläschlein und Pillverchen auszupacken, so daß der neugierige Peter sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „Aha, heute gibt es etwas zu sehen, Hintender! Am Ende macht

Lahrer Hintender Bote für 1911.

Ihr gar noch Extremamente?“ — „Experimente habt Ihr wohl sagen wollen? Nun, wir werden sehen,“ berichtigte lachend der Hintende. Und nachdem er sich mit einem kräftigen Schluck gestärkt und erwärmt hatte, begann der Hintende seine Standrede wie folgt: Liebe Freunde! Es ist noch nicht viel über hundert Jahre her, daß in Darmstadt einem kleinen Material- und Farbwarenhändler namens Liebig ein Sohn geboren wurde, der in der Taufe den schönen Namen Justus erhielt, denn Justus heißt der Gerechte, und er ist wirklich später auch in seinem Fache der „rechte Mann“ geworden, und wir haben ihm außerordentlich viel zu verdanken, denn er ist der Urheber eines der wichtigsten Zweige der Chemie, d. h. der Lehre von den Stoffen, ihrer Bildung und Umwidmung geworden, nämlich der Agrilkulturchemie oder landwirtschaftlichen Stofflehre. Als der junge Justus in die lateinische Schule kam, machte er aber seinen Lehrern durchaus keine Freude. „Aus dem wird einmal nichts Rechtes,“ meinten sie. Wie diese Professoren geheißten haben, weiß heutzutage wohl kein Mensch mehr; den Namen Justus von Liebig aber kennt jedes Kind. Nun sollte er Apotheker werden, denn „dazu lange sein Latein gerade noch hin,“ meinten seine Lehrer. Aber auch da tat er nicht gut, und als der vorwichtige Lehrling in der Apotheke in Heppenheim an der



Um so gemütlicher aber war es in dem großen Wirtszimmer, das dicht von Gästen besetzt war.

Bergstraße einmal auf eigene Faust chemische Experimente mit Knallsilber machte, flog die Geschichte in die Luft und der erzürnte Prinzipal jagte den ungeratenen Jungen zum Hause hinaus. Nun, das kleine Unglück war vielleicht sein Glück, denn als er hierauf wieder in sein väterliches Haus nach Darm-

stadt zurückgekehrt war, wollte es der Zufall, daß sein damaliger Landesfürst, der Großherzog Ludwig I. von Hessen, Interesse für den jungen Mann gewann und ihn durch seine Unterstützung in den Stand setzte, die Universität Bonn zu besuchen. Zu jener Zeit war aber Paris der Hauptsitz der Naturwissenschaften, und dahin ging nun auch der junge Studiosus Liebig im Jahre 1822. Da hatte er wieder Glück: denn hier lernte er den großen Gelehrten Alexander von Humboldt kennen; auf Humboldts Empfehlung wurde der erst einundzwanzigjährige Liebig zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannt. Bisher hatten sich die Gelehrten meist nur mit den Stoffen der toten Natur, den Mineralien, beschäftigt. Liebig nun war einer der ersten, der auch die Stoffe, die in den Pflanzen und Tierkörpern vorkommen, zu untersuchen anfang, und so ist er allmählich der Vater der modernen rationalen, d. h. der vernunftgemäßen Art der Bodenwirtschaft geworden. Klingt es nun aber nicht merkwürdig, daß ein Mann, der nie einen Pflug oder eine Mistgabel in der Hand gehabt hat, vom Schreibtisch aus dem Landwirt sagen konnte, wie er den Boden behandeln müsse, um ihm dauernd die größte Ertragsfähigkeit zu geben? Auch die Antwort auf die Frage nach der Verwendung des in manchen Ländern — z. B. in Südamerika — beinahe wertlosen Fleisches, das in andern Ländern, z. B. in Europa, ebenso teuer wie vielbegehrt ist, hat bekanntlich ebenfalls Liebig gegeben: seinen Fleischextrakt kennt heutzutage jedes Kind und dem Liebig'schen Ersatz der Muttermilch hat es heute mancher junge Weltbürger, der dies vielleicht gar nicht ahnt, zu verdanken, daß er dem Leben erhalten worden ist. Dreißig Jahre lang hat Liebig an der Universität zu Gießen zum Nutzen und Segen der Menschheit gelehrt und die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in München noch in dankenswerter Weise für das Wohl der Menschheit gewirkt, wo er, nahezu siebzig Jahre alt, im Jahre 1873 gestorben ist. Das sind nun schon wieder über dreißig Jahre her. Und seitdem ist wieder viel Neues und Gutes zum Segen der Menschheit erdacht und erfunden worden. Gegenwärtig ist es bekanntlich die Elektrizität, die fast jeden Tag neue Wunder ans Tageslicht bringt und die sicher noch lange nicht ihren letzten Trumpf ausgespielt hat. Und wenn nächstens der Hinkende einen Brief vom Löwenwirt bekommt, er möge einmal nach Bietigheim kommen, um zu sehen, wie flott sein neuer elektrischer Pflug oder seine elektrische Dreschmaschine arbeitet, so würde ihn das kaum sehr überraschen. Die neueste wirkliche Erfindung aber — und sie ist noch nicht viel über ein Jahr alt, das ist die, daß man auch von der Luft leben kann. Daß das nicht ganz wörtlich zu nehmen ist, das brauche ich nicht zu sagen, und doch ist es zu dreiviertel die reine Wahrheit. Wir wollen nun zunächst einmal untersuchen, was die Luft eigentlich ist, d. h. welche Grundstoffe sie enthält, und dann, was diese Stoffe für unsern Körper für eine Bedeutung

haben. Die Luft nun ist nichts anderes als ein Gemisch von zwei gänzlich verschiedenen, einfachen, d. h. nicht weiter zerlegbaren Gasarten, von welchen man die eine Sauerstoff, die andere Stickstoff genannt hat. Der Sauerstoff bildet dabei den weitaus kleineren Bestandteil, denn auf 100 Raumteile atmosphärischer Luft kommen nur 21 Raumteile Sauerstoff, dagegen 79 Raumteile Stickstoff. Ihr alle wißt nun, daß wir, um leben zu können, durch Atmen unserer Lunge beständig Luft zuführen müssen, aber verbraucht wird dabei nur der Sauerstoff, während der Stickstoff unverändert wieder ausgeatmet wird; unsere Lunge braucht ihn nicht und kann nichts mit ihm anfangen. Für unsere Ernäh-



Wenn der Knöpflebauer mit seinen Ochsen und dem Güllewagen aufs Feld hinausfährt.

rung aber ist der Stickstoff einer der allerwichtigsten und unentbehrlichsten Stoffe, aber auch unser Wagen könnte mit dem reinen, gasförmigen Stickstoff nichts anfangen, er kann ihn nämlich nur in der Form und in jenen Zusammensetzungen mit andern Stoffen verarbeiten, die in den Pflanzen enthalten sind, d. h. in unsern täglichen Nahrungsmitteln. Wenn wir diese Nahrungsmittel nun chemisch zerlegen, so finden wir, daß sie fast ausschließlich aus den Grundstoffen oder Elementen: Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff zusammengesetzt sind. Aber leider sind nun auch die Pflanzen mit wenig Ausnahmen nicht in diesem Stande, den ihnen so nötigen Stickstoff direkt aus dem kolossalen Vorrat, den die Luft bietet, zu entnehmen. Da muß nun der Mensch auf künstliche Weise nachhelfen, und wenn an einem schönen Vormittag der Knöpflebauer mit seinen Ochsen und dem Güllewagen aufs Feld hinausfährt, so weiß er zwar wohl, wie nötig das ist, wenn der Acker etwas tragen soll, aber ich bezweifle, ob er auch weiß, warum dies so ist, und daß das, was er hier dem Acker in einer so duftigen Art zukommen läßt, in der Hauptsache nichts anderes ist, als eben der Stickstoff. Daß wir dies jetzt so genau wissen und noch vieles andere, das eben ist das unsterbliche Verdienst

des Meisters Liebig, von dem ich Euch vorhin erzähle habe. Also der Stickstoff ist es, von dem wir uns fragen müssen: wo nehmen wir nur genug davon her? Denn auch der größte Dunghaufen und die tiefste Güllengrube sind nicht unerschöpflich, wie jeder Bauer weiß. In bezug auf den Kohlenstoff sind wir besser daran: jeder von uns weiß, daß wir beim Ausatmen reichlich wieder Kohlenäure von uns geben, ein Gas, das, wenn es wieder für sich eingeatmet wird, direkt betäubend und vergiftend wirkt, weshalb man auch, wie jeder weiß, keinen Keller betreten darf, in dem sich gärender Wein befindet, ohne ihn vorher gelüftet zu haben, denn bei der Gärung findet ebenfalls eine starke Kohlenäureentwicklung statt. Aber die Kohlenäure ist es auch, die am meisten die Luft verschlechtert in einem Raume, in dem sich viele Menschen gleichzeitig aufhalten. Nun werdet Ihr fragen: Ja, was geschieht denn mit dieser Kohlenäure? Mit der Zeit müßte ja durch das Atmen der vielen Millionen Menschen und Tiere die Luft so verschlechtert, d. h. mit Kohlenäure überfüllt werden, daß man überhaupt nicht mehr atmen könnte, und das ist richtig, besonders wäre es für uns aus dem Grunde fatal, weil die Kohlenäure uns nicht den Gefallen täte, in die Höhe und über die Wolken zu steigen, wo sie uns nichts mehr schaden könnte, sondern sie hat im Gegenteil die Neigung, schön unten auf dem Boden zu bleiben, denn sie ist schwerer als die übrige Luft. Da ist es nun von der Natur gar weise eingerichtet, daß die Pflanzen in bezug auf die Kohlenäure nicht so spröde und kostverächterisch sind wie gegenüber dem Stickstoff: sie nehmen die Kohlenäure willig auf, zerlegen sie unter dem Einflusse des Sonnenlichtes in ihre Bestandteile Sauerstoff und Kohlenstoff, wobei sie den letztern zu ihrem Aufbau benutzen. So reinigen die Pflanzen für uns die Luft, und wir liefern ihnen, ohne es gewöhnlich zu wissen, einen unentbehrlichen Bestandteil ihres Organismus. Wir haben also jetzt in der Hauptsache nur noch für die reichlichere Zufuhr des Stickstoffes zu sorgen, wenn wir volle Ähren und saftiges Viehfutter und Gemüse erzielen wollen. Da ist nun z. B. der Chilekalpeter ein herrliches Auskunftsmitel: der enthält nämlich Stickstoff in einer Menge, daß es eine Freude ist. Das weiß heutzutage jeder Landwirt, und so hat auch der Bedarf an Kalpeter im Laufe der Jahre stets zugenommen: dreißig Millionen Zentner Kalpeter werden bei uns jährlich eingeführt, die einen Wert von 300 Millionen Mark darstellen, und nicht weniger als vier Fünftel davon finden in der Landwirtschaft ihre Verwendung; die Kalpeterlager in Chile sind aber auch nicht unerschöpflich, wie das Stüßlein der Witwe, und wenn sie, wie man berechnet hat, auch noch etwa vierhundert Jahre ertragsfähig sind, so kann es doch sicher nichts schaden, sich beizzeiten nach einem Ersatze umzusehen. Da muß nun wieder einmal die Wissenschaft der bedrängten Menschheit zu Hilfe kommen, und sie hat glücklicherweise auch schon ein Mittel gefunden. Man hat nämlich

schon früher bemerkt, daß sich in der Luft bei starken Gewittern Dämpfe von Kalpetersäure bilden. Die Kalpetersäure aber ist nichts anderes als verbrannter Stickstoff und es handelte sich nun nur darum, ob man nicht auch auf künstliche Weise diesen Verbrennungsprozeß nachmachen könnte. Und das ist nun glücklicherweise gelungen. In großem Maßstabe wurden zunächst solche Versuche an den elektrischen Kraftwerken der Niagarafälle ausgeführt, aber die Sache wollte anfangs nicht glücken. Es heißt sogar, dieser erste Mißerfolg habe seinen Urhebern eine runde Million Dollar gekostet. Das aber hat andere nicht abgehalten, weiter zu probieren, und siehe da, schließlich ist die Sache doch gelungen. Jetzt wird nicht nur in Norwegen, sondern auch schon ganz in unserer Nähe, in der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen am Rhein, durch Verbrennen des Luftstickstoffes Kalpetersäure fabriziert. Wenn ich sage: verbrennen, so muß ich aber auch genauer erklären, worin der Vorgang des Verbrennens eigentlich besteht, denn ich glaube, daß die wenigsten von Euch, den halbstudierten Barbier Peter nicht ausgenommen, eine klare Vorstellung davon haben, was Verbrennen eigentlich ist. Wenn ich hier diesen Papierfölibus anzünde, um meine Pfeife in Brand zu setzen — der Hinkende verband bei diesen Worten das Angenehme mit dem Nützlichen, indem er seine während des Redens ausgegangene Pfeife wieder zum Qualmen brachte — so denkt Ihr wohl, das Papier sei zum größten Teile vernichtet worden, weil nur ein Häufchen schwarzen Kohlenrückstands geblieben ist. Das ist aber keineswegs der Fall; vernichten kann man überhaupt keinen Stoff, sondern nur denselben in eine andere Form umwandeln. Wenn Ihr die Verbrennungsgase, die sich beim Entzünden gebildet haben, die als graues Wölkchen in die Luft gegangen sind, wieder hättet auffangen und wägen können, zusammen mit dem kleinen Kohlenrückstand hier, so hättet Ihr zu Eurer Verwunderung sogar finden müssen, daß die Stoffmenge nicht kleiner, sondern sogar größer geworden ist: es ist nämlich noch ein neuer Stoff beim Verbrennen hinzugekommen, und das ist der Sauerstoff der Luft. Verbrennung ist nämlich nichts anderes als Verbindung eines Körpers mit Luftsaurestoff unter Feuererscheinung, wie z. B. auch die Verwesung eine solche ist, nur daß dort die begleitende Feuererscheinung fehlt. Die Verbrennung kann nun aber eine mehr oder weniger vollkommene oder unvollkommene sein, d. h. speziell in bezug auf den Stickstoff: er bildet mit dem Sauerstoff verschiedenartige Verbindungen, je nach der größeren oder kleineren Menge Sauerstoff, die in dieser Verbindung enthalten ist. So ist z. B. auch das „Stickoxydgas“ von der „Kalpetersäure“ nur dadurch verschieden, daß es weniger Sauerstoff enthält. Es ist aber sehr leicht, wenn man solches Stickoxydgas hat, dieses nun noch vollständig zu Kalpetersäure zu verbrennen; der Appetit ist dem Stickstoff beim Essen gekommen, wie es auch vielen Menschen geht, die nicht gleich anbeißen wollen, und zwar nicht nur beim Essen — sondern

auch beim Arbeiten. Die Bauern lachten. „So, jo, bigott, sell ich wöhr.“ meinte der Knöpflebauer, „der Dreschflügel z. B. ich am schwersten, wenn man ihn in d' Hand nimmt. Hat man ihn aber erst dreimal geschwungen, so meint man, er flieg' jekt von selber.“ — „Es ist mit allem so im Leben,“ bestätigte der Hintende, „aller Anfang ist schwer.“



Da haben nun die Ingenieure den Finger an die Nase gelegt.

würde nun einmal Guer nagelneuer Backofen nicht ausreichen, und wenn Ihr hundert Wellenbündel dran rücken wolltet. Der Stickstoff nämlich sagt: ich brauche dazu meine dreitausend Grad Celsius oder zweitausendvierhundert Grad Reaumur. Unter dem tu ich es nicht. Und damit Punktum! Das ist aber eine so fürchterliche Hitze, daß ein Mensch sich davon kaum eine Vorstellung machen kann. Höchstens durch einen Vergleich: von allen technischen Anlagen braucht der Porzellanofen eine der höchsten Temperaturen. Aber selbst dieser hitzige Gefelle ist mit zwölfhundert Grad Reaumur zufrieden, also genau mit der Hälfte dessen, was der Stickstoff zum Verbrennen braucht. Hier ist nun natürlich mit Heißigwellen nicht viel auszurichten. Da haben nun die Ingenieure den Finger an die Nase gelegt und gesagt: „Dem Kerl wollen wir doch einheizen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll; er muß in den elektrischen Ofen hinein.“ Aber lange würde sogar nicht einmal der Stickstoff eine solche Höllenhitze aushalten und man macht es daher kurz und der ganze Verbrennungsprozess dauert nur den Bruchteil einer Sekunde. Also in einen solchen Ofen, in dem nichts als eine riesige elektrische Flamme brennt, wird Luft hineingeblasen und da bilden sich nun die rotbraun gefärbten Dämpfe des Stickoxydgases, das nun in Behälter von Kalkmilch weitergeleitet wird, wo es sich in aller Gemütsruhe und ohne daß man ihm weiter „einheizen“ müßte, zu Salpetersäure und mit dem Kalk zu salpetersaurem Kalk, oder „Kalksalpeter“ verbindet. So wird's z. B. in der Fabrik zu Notodden in Norwegen und ähnlich auch in der von Ludwigshafen gemacht, und durch vergleichende Versuche hat sich ergeben, daß dieser Kalksalpeter in seiner Wirksam-

keit als Düngemittel dem Chilesalpeter mindestens gleichwertig ist.

Und was mir das Gelungenste an der ganzen Sache zu sein scheint,“ meinte hier der Peter, „das ist, daß das Rohmaterial keinen Pfennig kostet. Man braucht nur das Fenster aufzumachen, dann kommt es hereingeflogen und sagt: „Da bin ich.“ — „Das ist schon richtig,“ meinte dazu der Hintende, „und Ihr werdet denken: Warum könnten wir nicht auch hier in Bietigheim so eine Kalksalpeterfabrik gründen, und Ihr könntet meinewegen der Direktor davon werden. Allerdings: das Rohmaterial habt Ihr umsonst, aber die elektrische Kraft, die nun einmal leider zu dem Verfahren notwendig ist, muß eine so ungeheuer große sein, daß es doch besser ist, Ihr schlaft noch einmal darüber, lieber Peter, ehe Ihr Euch in solche Unkosten stürzt! Wenn Ihr diesen Salpeter hier in Bietigheim fabrizieren wolltet, so würde Euch das Kilo auf etwa fünfzig Pfennig zu stehen kommen, und da würde Euch der Krämer Toni da drüben schön auslachen, denn er könnte ihn Euch billiger liefern, obgleich er doch auch noch etwas daran verdienen will. Also, wie die Sache bis heute steht, ist es besser, Ihr schlagt sie Euch einstweilen noch aus dem Kopf! Lohnend ist die Sache nämlich nur da, wo die elektrische Kraft sozusagen gar nichts kostet, in Ländern mit riesigen Wasserkraften wie Norwegen zum Beispiel, wo es aber an einer andern Verwendung für diese Kräfte fehlt. Speziell in Norwegen sollen schon heute für die Bedürfnisse der jungen Salpeterindustrie



Aber Peter, was macht denn Ihr auf einmal für ein merkwürdiges Gesicht.

rund eine halbe Million Pferdekraft reserviert sein! Bis heute werden aber von dieser halben Million erst etwa fünfunddreißigtausend elektrische Pferdekraft wirklich ausgenützt.

Und damit bin ich eigentlich am Ende meiner heutigen Predigt angelangt. Was ich Euch da in

den Fläschchen zeige, das sind die Dinge, von denen heute die Rede war; den Stickstoff selber zwar habe ich nicht in eines von den Gütterlein sperren können: so etwas ließe er sich nämlich nicht gefallen, und dann wäre an ihm auch nichts zu sehen, denn er ist durchsichtig wie der Sauerstoff, mit dem zusammen er, wie ich bereits sagte, die atmosphärische Luft bildet. Aber hier die durchsichtige Flüssigkeit, das ist die Salpetersäure, und ich möchte meine lieben Zuhörer nur bitten, nichts davon auf ihre Sonntagshosen zu bringen: es gibt nämlich böse Löcher. Aber Peter, was macht denn Ihr auf einmal für ein merkwürdiges Gesicht? Ihr werdet doch am Ende nichts davon verkostet haben?

Ganz so dumm war der Peter nun freilich nicht gewesen, er hatte sich aber doch nicht enthalten können, an einem der Fläschchen kräftig zu riechen. „Pfui Teufel,“ meinte er, „das Zeug hier brennt einem ja die Augen aus.“

„Es ist nur Salmiakgeist, ein entfernter Verwandter der Salpetersäure nämlich, eine wichtige Stickstoffverbindung. Ihr müßt eben nicht die Nase in alles stecken.“

Es war spät geworden, der Hintende hatte schon sein drittes Schöppchen geleert und das Chaislein stand bereits angespannt vor der Haustüre. Die Freunde drängten sich herzu, um dem Hintenden die Hand zu reichen und für den Vortrag zu danken. Da nahm der Peter diesen beim Rocke und sprach leise und verschämt: „Hintender, ich hätte gute Lust, noch umzustudieren und Chemiker zu werden. Was haltet Ihr davon?“ — „Euch ist scheint's der neue Salpeter zu Kopfe gestiegen, vielleicht aber auch dem Löwenwirt sein guter Achtundneunziger, das halte ich davon,“ gab der Hintende zur Antwort und unter dem vielstimmigen Rufe „Auf Wiedersehen“ ging es Ruhbach zu und von dort ist man bekanntlich in einer Viertelstunde in Lahr.

Aug' alten Zeiten.

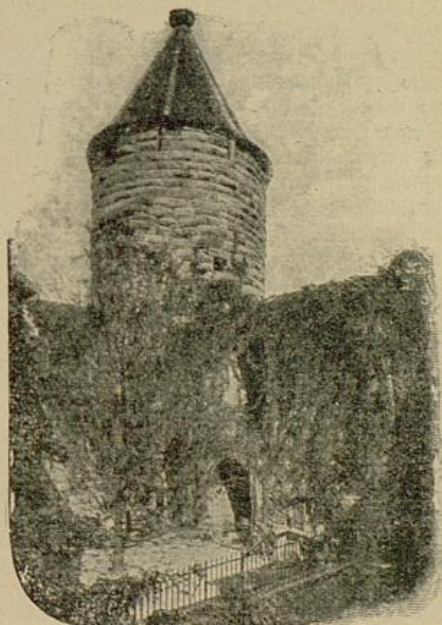
Eine neue Zwiesprache mit dem Hintenden von Wilhelm Schlang.

Wohlgeneigte Leser — es dürfen auch Leserinnen sein — erinnern sich noch, wie im Karlsruher Schlossgarten der Hintende und ein Kalendermacher ein Gesprächlein zusammen gehabt. Und wie man nachher beim Wein, da ein guter Tropfen erfahrungsgemäß mancherlei Vorzüge erzeugt, übereingekommen ist, die Pflege traulicher Jahrhundertenerinnerungen zum Kalenderbrauch auszubilden. Derweilen ist abermals eine Unterhaltung beider vor sich gegangen, aber man hat den Schauplatz gewechselt und gefunden, daß sich auch im „Löwen“ zu Lahr förderliche Zwiesprach und Weinverkostung halten läßt.

Wieder war es ein Maimorgen und über der Schutter ging schon ein freundliches Spiel gelber und rötlich schimmernder Blüten. Eine glänzende Sonne hatte das Städtchen zur Tagesarbeit geweckt. Schon wirbelten die Schornsteine eines rührigen Gewer-

wesens ihre Rauchwölklein in die blaue Luft, aber es tat dem saubern, einladenden Gesamtbild keinen Eintrag. Der Storchenturm, das ehrwürdige Wahrzeichen Lahrs, glich einem Greis, der behaglich sein Alter am Lichte wärmt, gelassen in das Treiben der neuen Zeit blinzelt und dem Vogelgezwitscher zuhört, das rings um ihn her lebendig wird. Er hat die Wechselfälle Geroldseckischer und gräßlich Nassauischer Herrschaft miterlebt; er hat anno 1677 die Stadt der But französischer Mordbrenner zum Opfer fallen sehen, hat sich ihres Wiederauflebens gefreut und harvt seitdem im Wandel der Dinge nur um so zäher mit ihr aus.

Das eindrucksvolle Stadtbild schuf dem Gast ein sonderliches Behagen und man mochte dergleichen ihm



Der Storchenturm in Lahr.

wohl vom Anlitz lesen können. Denn als er in die Schenkstube vom „Löwen“ trat, sagte der Hintende gleich hinter seinem „Grüßgott“ (er macht beim Willkommen nicht die Förmlichkeiten der neuesten Moden mit): „Ich seh', Ihr kommt in rechter Frühlingslaune. Das mag ich leiden und verdient ein Glas vom Besten!“ Worauf der Löwenwirt einen Martgräser auf den Tisch wandern ließ, wie selbst Freund Gervas am Kartoffelmarkt zu Freiburg — der freundliche Leser kennt ihn aus den Weltbegebenheiten vom letzten Jahr — einen besseren nicht kosten läßt.

„Hintender!“ sagte ich, „nun begreift man, daß Euch wohl ist zu Lahr, und den Schnupftabak habt Ihr aus erster Quelle. Es ist ein heimelig Wesen überall, daß Aug' und Sinn ihr Gefallen haben!“

„Da zollt Ihr meinem Heimort verdientes Lob,“ gab der Hintende zur Antwort; „aber was wäre dies Lahr ohne der Väter Regiamkeit und Gemein-

finn? Was die Lohbeck, Trampler und Boelker geleistet, ward ganzen Geschlechtern zu Nutz' und Ansporn. Räher Fleiß ist über die Ungunst der Verhältnisse Meister worden. Handel und Werkstatt haben gutes Ansehen; an Pflege des Geistes ist kein Mangel und manches Schöne erfreut sich hier einfacher, aber sicherer Existenz. Wie man dieses gewonnen? Sagt: „aus eigener Kraft,“ so fasset Ihr alles in einem!“

„Aber“, so fuhr der Hinkende fort, „laßt uns nicht am Gegenwärtigen haften. Gedenket Ihr noch des Anrechts, das wir vor einem Jahrlein verdienten Toten zugestanden? Mir ist's wie eine fauste Mahnung, daß wir dem Einsfall einer schönen Stunde Bestand und Dauer geben sollten. Bald wird der Kalender wieder flott und wir müssen sehen, daß er rechtzeitig mit den Bildern teurer Wesen geziert sei.“

„Da läßt sich abermals eine Auslese tüchtiger Charaktere zusammenbringen. Aber zuvörderst, Hinkender, möcht' ich mir eine Belehrung ausbitten! Wird man unserm bescheidenen Tun nicht allzuviel Absicht unterlegen? Denn ich kenne einen, der da meint, wir stellten die großen Leute aus wie in einem Karitätenkasten oder Panoptikum.“

Der Hinkende tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife: „Es gibt allerhand Kritiker, doch soll uns das nicht stören. Lasset uns auch nur ein Duzend gutwilliger Leser vom Unbedeutenden des Tages zu großen Verhältnissen hinleiten; lehren wir den einen und andern, wie man durch unermüdete Betrachtung tätigen Menschenwesens zum Ganzen seiner selbst kommt, so hat unser Vorhaben Rechtfertigung genug. Wieviele, Freund, kümmern sich ums Entfernteste und werden nicht heimisch im Menschlichen.“

„Hinkender“, sagte der Kalenderschreiber, „Ihr gebt neuem Betrachten den schönsten Anlauf. Und ich wette: Ihr wartet nur darauf, eine jener Gestalten hervortreten zu lassen, an die unsere Jugendandacht geknüpft ist.“

„Wie Ihr's erratet!“ rief der Alte.

„Denn in der Tat! es war etwas wie Andacht, mit der wir zum Vater unsres Volkes, zum edlen Karl Friedrich emporsahen. Selbst die tritische Gegenwart, mit strengerem Maß die Handlungen der Throne wägend, spricht mit Ehrfurcht von Badens erstem Großherzog. Es war im Juni 1811, als er, der Fürst, aus dem Zeitlichen schied, aber noch ist sein Bild in Tausenden so lebendig, als schreite er mitten unter uns. Während fünfundsiechzig Jahren lag die Regierung in seinen



Karl Friedrich.

Händen, und was unsere Heimat geworden, das ward sie durch ihn. Die Vielfältigkeit badischen Volkswesens hat Karl Friedrich zu einem Staatsgebild zusammengefaßt; durch rege Förderung der einzelnen Wirtschaftszweige hat er das Ganze gehoben; sicher und fest, immer das klare Aug' aufs Nächste gerichtet, führte er Land und Volk durch alle Wirrsale einer trüben, elenden Zeit der glücklicheren Zukunft entgegen. Ansehnlicher Gebietszuwachs zur ererbten Markgrafschaft machte ihn statt stolzer nur um so tätiger, so daß dem äußeren Wachstum der Fortschritt inneren Wohlstandes entsprach. Den Druck politischer Knechtschaft von Baden zu nehmen, war dem Basallen des genialen, aber rücksichtslosen Korfen nicht vergönnt, aber sein Wirken und Walten schuf doch schon die Kräfte kühner Befreiung. Reicher an Gesittung ward das Volk, durch ihn dem Zwang der Leibeigenschaft enthoben. Goldene Ernten lohten wieder die Arbeit des Pfluges; der Werkstatt wie der Gelehrtentube kehrte mannigfacher Segen zurück; das ganze öffentliche Leben nahm eine freundlichere und freiere Gestaltung an, und wo früher einzig die Dürftigkeit geherrscht hatte, ward für die Ausbreitung edlerer Güter Raum. Als Karl Friedrich von den Seinen ging, da war Baden einem Heimwesen vergleichbar, das der fürsorglichste Haushalter, einer stürmischen Umwelt zum Trost, mit klugen Helfern innerlich gefestigt und wohnlich ausgestattet hat. Wohl hafteten Schwächen auch diesem Geiste an und in der Auffassung der politischen Rechte des Volkes erhob sich Karl Friedrich kaum über die damaligen Regentenschaunungen; aber es war ein mächtiger Trieb zum Guten, zu Wohltun und Duldung, und es war ein starkes Pflichtgefühl in ihm; und wer die Zuneigung der Edelsten jener Zeit genossen, der verdient auch von unsern Tagen einen Kranz.“

„Hinkender! wer empfände nicht mit Euch den Segen dieser fürstlichen Lebensleistung! Die Erscheinung dieses Karl Friedrich wird mir wieder lebendig, wie sie jetzt neben der Pflugchar des Bauern einherwandelt, jetzt in den Schulsaal tritt, den jugendlichen Verneiser anzuspornen; wie sie mit den Sorgen des kleinen Mannes sich ebenso vertraut macht, wie mit den Geisteswerken hervorragender Denker. Höflichem Brunk zeigte schon der Markgraf sich abgeneigt, aber in seinem einfachen Schloß waren Klopstock und Herder, Voltaire und Lavater gerngesehene Gäste und las Goethe die Anfänge seines Gedichts vom Faust. In großen und in einfachen Dingen fühlte Karl Friedrich seinem Lande sich verpflichtet und er hat es als seine höchste Aufgabe bezeichnet, »ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren.« Auch Karl Friedrichs Dasein hat die Sorge in ihrer häuslichen und politischen Gestalt kennen gelehrt; aber gerade aus leidensvoller Erfahrung erwuchs ihm die Kraft zu tätiger Hilfe, bis seiner müden Hand das Zepter entfiel. Wohl blieb der Folgezeit noch außerordentlich viel zu tun, aber unvergessen bleibe unserem Karl Friedrich, daß er die Seinen auf eine höhere Stufe des geistigen und leiblichen Wohles gehoben!“

Stufe des geistigen und leiblichen Wohles gehoben!“

Der Hinkende sah eine Weile nachdenklich vor sich hin: „Wohl einer Tätigkeit, die von allgemeinen Pflichten sich gleicherweise angepornt und weise gebunden fühlt, die selten übers Erreichbare hinausstrebt und in männlichem Sichbescheiden Werke des Fortschritts bald vollendet, bald vorbereitet. Da seht Ihr's, was der Welt sich am nützlichsten macht: die Verbindung großer Gaben mit dem Geschick nützlicher Anwendung, ein bestimmtes Maß von Selbstverleugnung im Dienste des Gemeinwohls . . .“

„Hinkender, dann wird der Mann, dem ich des weitern ein Bläklein in unserm Kalender gönnen möchte, vor Eurem Urteil schwerlich bestehen. Er hat mit Badens Karl Friedrich das Todesjahr gemeinsam; sonst aber werdet Ihr wenig Zusammengehöriges oder Wesensverwandtes finden. Daß die Not der Zeit in die getrennten Lebensgebiete hart eingriff, werdet Ihr freilich noch hören . . . Heinrich von Kleist, von dem hier erzählt sei, entstammte einem adeligen Soldatengeschlecht und ward — ein Dichter. Zu dem ererbten Drang entschiedenster Lebensbetätigung gesellte sich die Lust zum Fabulieren. Heinrich widmete sich mit neunzehn Jahren dem militärischen Stande, machte die Feldzüge Preußens gegen die französische Republik mit und sollte hernach den bunten Wechsel des Lagerlebens mit ödem Kasernendasein vertauschen. Samaschendienst ist ein böser Dienst und man kann es dem jugendlichen Schwärmer nicht verargen, daß er sein Heil fortan lieber in den Wissenschaften suchen wollte. Aber das nun eintretende Zerwürfniß mit seiner Familie und eine heimliche Verlobung setzten den Übereilten einem ernstlichen Konflikt aus und ein geradezu krankhafter Fleiß in seinen Studien brachte neben dauerndem Gewinn viel krankhafte Blüten hervor . . . Der Hinkende wird schon gemerkt haben, daß dieser Kleist nicht an der Sonnenseite des Lebens geboren ward. Eignes Versehen und Schicksalslaune wirkten denn auch selten wunderlicher zusammen, als in dieser Existenz, der vor allem Festigkeit, Ruhe und Gleichmäßigkeit der Entwicklung fehlten, um sich in dieser Welt der nüchternen Tatsachen behaupten zu können. Kleist bekleidet kurze Zeit ein staatliches Amt, ohne sich einleben zu können. Immer wieder stören grüblerische Ideen und unklarer Gemütsdrang die Pläne der Vernunft. Ein unstetes Wanderleben beginnt und in diesem tollen Hin und Her — was glaubt Ihr, Hinkender, auf welchen Einfall der Bursche gerät?“

Der Angeredete schüttelte sein Patriarchenhaupt: „Nicht, daß ich wüßte! Dichtersleute geben absonderliche Pröblein ihres Sinnenwesens, als ob Himmel und Hölle gleicherweiß an ihnen Anteil hätten!“

„Nun also! Heinrich von Kleist, der Adelsproß, der vormalige Leutnant vom ersten Garderegiment, der Philosoph, will Bauer werden in irgendeinem abgelegenen Tale der Schweiz, will die Erde pflügen, will säen und ernten und eines Tages sein Haupt hinlegen und ruhmlos sterben.“

Der Hinkende unterbrach: „Dünkt Euch das so wunderbar? Schon mancher ist von bösem Gedankenfluch und Gemütszerrissenheit heil worden durch schlichtes Bauerntum.“

„Aber niemals einer, der zu innerm Zwiespalt geboren und dem das Schicksal den Grund und Boden weigert, auf dem er mit seinen Anlagen heimisch werden konnte. Seht, wie ein unheilvolles Dasein sich fortsetzt, um wahrhaft tragisch zu enden! . . . Mit dem Bauern ward es nichts. Einige Bekanntschaften, die Kleist in der Schweiz gemacht, regten wieder andere Entschlüsse in ihm an. Die Reize einer herrlichen Natur hielten ihn fest und wirkten etliche Zeit beruhigend auf seinen inneren Zustand. Aber bald hatte sein alter Dämon wieder von ihm Besitz genommen und eine schwere Krankheit trat hinzu, von



Heinrich v. Kleist.

der er jedoch unter liebevoller Pflege durch seine Schwester Ulrike genas. Sofort nahm der Unglücksvoogel seine Irrfahrten wieder auf, trieb sich planlos, „wie von Furien gepeitscht“, in Frankreich herum, erlebte allerlei tolle Abenteuer und hatte wieder einen seiner schrullenhaften Pläne. Es war im Frühjahr 1804, als er in der Gegend von Mainz auf den Gedanken verfiel, sich an einen Tischler zu verdingen. Was sagt Ihr dazu, Hinkender?“

„Ist alles schon dagewesen. Ihr kennt doch den unsteten, wunderlichen Lenz, dessen Geistes- und Seelenbild Euerm Kleist so ähnlich ist und der seinem Dichtereleid zu entrinnen meinte, als er in Emmendingen zu einem Schuster in die Lehre trat?“

„Hinkender! der Kleist besinnt sich eines andern. Er glaubt einen Halt zu finden, indem er ein bescheidenes Amt in Königsberg übernimmt. Und wirklich geht auch im Anfang alles verhältnismäßig gut, da Kleist, sich zusammenfassend, seinen Kräften mit einemmal ein festes Ziel gibt und dadurch außer etlichen Erzählungen ein Kunstwerk hervorbringt, das wir den bedeutendsten Meistererschöpfungen unserer deutschen Sprache anreihen dürfen.“

Der Hinkende blies mit sichtbarem Behagen eine Tabakwolke zur Decke des Gasthofsimmers: „Ich erinnere mich! Der »Zerbrochene Krug« nennt sich das Stücklein. Ein Meisterwerk, da habt Ihr recht und wird dergleichen nicht zum zweitenmal geschrieben. Beim Lesen oder Anschauen — jedesmal muß man an ein Altholländer Bild denken, so wahr und kernhaft und ergötlich ist das alles!“

„Also daß man hätte glauben sollen: jetzt ist unser Kleist auf dem rechten Weg. Aber während er zwischen trockenem Aktenwesen Theaterstücke schreibt, geht auf der politischen Bühne wieder einmal ein Trauerspiel vor sich. Das Genie Napoleons hat den morschen Preußenstaat in den Staub geworfen.

Das Furchtbare mußte geschehen, sollte für eine Zeit mit neuen Ideen Raum werden; Kleist aber ward von dem vaterländischen Unglück dermaßen erschüttert, daß er von neuem jeden Halt verlor. Abermals griff das Schicksal in seine Pläne seltsam ein. Er war nach Berlin gekommen, wurde als angeblicher Spion von den französischen Behörden ohne viel Federlesens verhaftet, und nun mußte der Mann, der den »Zerbrochenen Krug« geschrieben, etliche Monate als Gefangener in einer Garnison an der Schweizer Grenze leben. Endlich in die Heimat zurückgekehrt, ergriff Kleist mit ungestümem Eifer eine Reihe großer dichterischer Pläne, die er denn auch genialen Geistes durchführte. Hinkender! Vielbesessener! Ihr kennt die erschütternde Seelenbeschreibung des »Michael Koshhaas.« Wie aus unbeugsamem, gräßlich beleidigtem Rechtsgefühl eine furchtbare Schuld entsteht, einen Wackern verstrickend und vernichtend — das hat keiner bis jetzt so packend dargestellt, wie unser Kleist. Und seht! dieser Mann mit dem ehernen Griffel schrieb uns das treuherzige, kindliche Gedicht vom »Käthchen von Heilbrom.« Aber ein kleinliches Geschlecht verweigert dem Ringenden den bescheidensten Kranz. Ist es nicht eine Schande, daß sie in Weimar seinen »Zerbrochenen Krug« ausgepiffen haben, weshalb später ein pfliffiger Kopf sagte: damals sei nicht das Stück, sondern das — Publikum durchgefallen! Wir sehen unsres Dichters Lage sich zusehends verdüstern. Er sucht durch beherzte Aufrufe vaterländische Begeisterung zu wecken; die Polizei verbietet die von ihm herausgegebene Zeitschrift und beraubt ihn dadurch des bescheidensten Lebensunterhalts. Er meint durch zwei gewaltige Geistesstaten seiner Nation ans Herz reden zu können; der »Prinz von Homburg« und die »Hermannsschlacht« (so hießen die beiden Theaterstücke) durften nicht gedruckt, geschweige denn auf die Schaubühne gebracht werden. Er setzt seine Hoffnung auf die Königin Luise, die sich ihm mehrfach freundlich erwiesen hatte; der Lichtstrahl erlöscht im Schatten ihres frühen Todes. Er hat den Entschluß gefaßt, wieder zum militärischen Beruf zurückzukehren, bringt aber die zwanzig Louisdor zu seiner Ausstattung nicht auf. Die Anrufung der Seinen wird durch Schmähungen erwidert. Seine Selbstachtung, sein brennender Künstlerehregeiz, sein patriotisches Gefühl — sie sind in gleicher Weise beleidigt. Die weltliche und die wirtschaftliche Not türmen sich zu immer drohenderen Wellen — wie da aus dem Schiffbruch sich retten? Verhängnisvoller denn je nahte ihm der Zufall. Diesmal in Gestalt einer Frau. Einer unheilbar kranken Schwärmerin — einer Leidensgestalt, der seinigen verwandt. Unglück verschwiftet sich mit Unglück, und als Frau Henriette Vogel eines Tags von dem neuen Vertrauten das Versprechen forderte, ihr jeden verlangten Freundschaftsdienst, und sei es den schwersten, zu leisten, da schlug der Dichter, leidenschaftlich erregt, in die dargebotene Hand. In diesem Augenblick war über zwei Leben entschieden, denn nur einige Wochen vergingen und Henriette verlangte

den Tod von Kleists eigener Hand . . . Unweit von Berlin gibt es ein stilles, regungsloses Gewässer, von dunklen Kiefern umrahmt. Dort fand man an dem trüben, mißgelaunten Morgen des 21. November 1811 zwei Tote, das Antlitz friedlich dem Himmel zugewandt, der grau und gleichgültig über der märkischen Heide lag.

Jüngst tat ich einen Morgengang zu jener Stelle am Wannsee, wo unter Akazien und Ahornbäumen, vom geräuschvollen Ausflugsverkehr der Berliner in seiner Ruhe noch nicht gestört, das Grab unseres Dichters träumt. Ein einfacher Grabstein schmückt die Stelle, wo zwei unruhvolle Naturen sich selber das Ziel gesetzt. An eisenumspöstem Stamme lehnt eine marmorne Tafel und man liest darauf die Worte:

Er lebte, sang und litt
In trüber, schwerer Zeit —
Er suchte hier den Tod
Und fand Unsterblichkeit.

Hinkender! während ich das alles las, scholl die melancholische Liedweise einer Amsel und merkwürdige Gedanken gingen mir durch den Kopf. Mag die Ursache eines frühen Endes in Kleists Natur vorbereitet gewesen sein — glaubt Ihr nicht auch, daß deutsches Philisterwesen und deutsche Kleinsucht, daß das Vaterland selbst am Tode eines seiner edelsten und begabtesten Söhne mitschuldig ist?"

Der Hinkende schaute sinnend vor sich hin: „Da ist es ein Trost, daß der Gang der Geschichte die Versöhnung in sich selber trägt. Es war Kleists Verhängnis, daß er mit seiner planreichen Feuerseele über Zeit und Umgebung hinauswuchs, aber der Geist, der ihn zu früh ergriffen, hat er sich nicht anno 1813 im gesamten Volke erhoben?"

„Ja, Hinkender! Und seine Werke, lang vom dumpfen Druck darniedergehalten, fanden endlich überall ihre Stätte. Zwar fehlte ihm mitunter die Kunst, sein Tiefgefühltes auch dem ungeschulten Geiste verständlich vorzutragen; aber Hundertausende verspüren jetzt die Anziehungskraft seiner außerordentlichen Persönlichkeit. Um sich den rechten Begriff von unserem Kleist machen zu können, muß man sich gegenwärtig halten, was heutzutage von Schreib- und maulfertigen Buchmachern geleistet, wieviel Kunst mitunter aber auch von biege- und bildsamen Talenten an niedrige Gegenstände verschwendet wird. Manchmal treten wunderliche Ideen aus Kleists Schaffen zutage; es sind viele Schlacken unterm Golde, aber das Gold ist echt.“

Der Hinkende bestätigte durch ein Nicken des Haupts: „So dürfen wir also Kleists Lebenslauf trotz seines trüben Ausgangs nicht zu den verfehlten rechnen, denn reicher Segen ruht auf der geistigen Hinterlassenschaft Eures unglücklichen Dichters. Aber sieht man nun, wie Lorbeerkranz und Dornenkrone sich einander gesellen und die Unsterblichkeit des großen Namens meist mit Herzblut bezahlt werden muß, so preist man jene stillen Tätigkeiten glücklich, die fern von den ruhmvollen Kampfpätzen des Lebens, aber auch von dessen Trauerpielen sich entwickeln

können. Auch bei Beschränkung des Vollens läßt sich Nützlich im Dienste der Menschheit verrichten; denn welches auch immer die Bestimmung des einzelnen sei, die Hauptsache bleibt, daß er diese Bestimmung nach dem Maß seines Könnens erfüllt. Wohl ihm, wenn seinem Streben eine freundliche Schicksalsfügung dadurch zu Hilfe kommt, daß sie seine Anlagen und Triebe nach einem vernünftigen, gleichsam vorbedachten Plane lenkt, um ihn nicht ins Ungewisse schweifen zu lassen. . . Lasset mich dem Genie einen Menschen dieser anderen Gattung und eines völlig anderen Gedankenkreises gegenüberstellen. Auch der Mann, der lebhaft in mein Gedenken tritt, war ein Anreger und Fortbildner, nur war er es in seiner schlichten, bescheidenen, selbstverständlichen Art. Es mag Euch im stillen erheitern, daß von keinem andern die Rede ist, als von einem — Bienenvater. Aber dieser Mann hat sich außerordentlich verdient gemacht um einen volkreichen Staat, der zu den größten und eigentümlichsten Gemeinwesen der Erde zählt, in dem es Regierungen und Untertanen, ja eine Art von Verfassung gibt, die mindestens nicht schlechter ist als die mecklenburgische. Hier herrschen nicht Zufall und Willkür; alles, auch die kleinste Lebensstätigkeit vollzieht sich nach ganz bestimmten Gesetzen. Ihr mögt wohl merken, daß der Bienenstaat gemeint ist, und wenn mancher Minister für sein Land soviel geleistet hätte, als der brave Pfarrer Johannes Dzierzon aus Lowkowitz für jenen Naturstaat, so wäre manches Volk zufriedener. . . Um es kurz zu machen: Dzierzon verdient einen Ehrenplatz im Kalender; zudem hat unser Erinnerungsjahr Anteil an den Mann, denn es ist sein Geburtsjahr. Das Leben des Wackern ist bald erzählt. Es hebt sich vom Zeitgrunde nicht mit so vielen farbenreichen Einzelheiten ab wie das Dasein Gutes Poeten; aber es gibt da auch keine Abgründe und tragischen Schatten. Johannes Dzierzon (der Name spricht sich etwas schwer für manche Zunge, aber man muß Namen von Verdienst aussprechen lernen!) wurde am 16. Januar 1811 in einem oberschlesischen Dorf geboren, wo seine Eltern ein kleines Gut bewirtschafteten und er früh in die Natur hineinsehen lernte. Johannes widmete sich dem Priesterstande, ward Kaplan in Schalkowitz und erhielt dann eine Pfarrstelle zu Karlsmarkt. Es ist dies ein bescheidener Flecken im preussischen Regierungsbezirk Breslau und man genießt dort nicht viel Kurzweil. Hochwürden hätten es nun machen können, wie manch andere Standesgenossen: man geht fleißig seinem Berufe nach, pflegt pfeiferandend seine Blumenbeete und spielt abends seinen Tarock mit den wenigen Honoratioren, als da sind der Herr Schultheiß, der königliche Herr Oberförster, der Herr Domänenverwalter und so weiter. Aber Johannes Dzierzon aus Lowkowitz hatte Ideen im Kopf, seltsame Ideen, die nach der Meinung etlicher Frömmlinge in die gottgewollte Ordnung sündhaft eingriffen. Auch in ihm war der Geist des Fortschritts lebendig, und da er, ein fleißiger Imker, die Verbesserungs-

bedürftigkeit der bis dahin üblichen Bienenbehausungen erkannte, machte er Versuche mit beweglichen Waben, bürgerte sein neues Verfahren allenthalben ein und stellte so die gesamte Bienenzucht auf eine neue zeitgemäße Grundlage. Durch eigenes Vorbild wie durch Wort und Schrift förderte Dzierzon den bedeutungsvollen Wirtschaftszweig auch weiterhin, und als man ihn 1869 in den Ruhestand versetzte, da konnte Meister Johannes ungeteilt sich der lieb gewordenen Beschäftigung hingeben. Wenn draußen die Welt in Fehde lag, wenn Tausende nach unerreichbaren Idealen jagten, saß Johannes Dzierzon, der Bienendoktor, mit sich einig und darum zufrieden, bei seinen Stöcken. Die Ruhe des gesammelten Gemüts gab seinem Leben eine ungewöhnliche Dauer. Hochgeehrt, als ein Wohltäter der Imker, starb Dzierzon am 26. Oktober 1906 im Alter von fast sechsundneunzig Jahren. Sein Andenken aber möge von einem dankbaren Volke für lange Zeit festgehalten werden!"

Der Kalenderschreiber ließ sein Glas mit dem des Hinkenden zusammenklingen und (was bei einem Marktgräfler schier selbstverständlich ist) es gab einen reinen, schönen Ton. „Hinkender! mich deucht, die Nähe der Abgeschiedenen habe uns wieder eine belehrende Stunde gegeben, und wenn wir unser Gesprächlein in den Kalender setzen, so bedarf es nicht weiter der Rechtfertigung.“

„Und auch die Auswahl der Charaktere bedarf keiner nähern Begründung. Denn sind die einander unähnlichen Männer unserer Erinnerung nicht durch die gleichen Wesensvoraussetzungen zusammengehalten? Haben sie ihren letzten und tiefsten Grund nicht in unserm deutschen Volkstum, auf das wir die Hoffnung setzen wollen, daß es auch in künftigen Tagen Persönlichkeiten von starkem Geiste und ehrenfestem bürgerlichen Sinn, mutig Ringende von wahrhaft schöpferischer Anlage und brave Pflichtmenschen hervorbringe!“

„Hinkender!“ sagte ich, „wie könnten wir unsere Unterhaltung mit einem bessern Wunsche schließen? Möchten die guten Alten zu Lehrmeistern kommender Geschlechter werden! . . . Jetzt aber laßt uns zur Gegenwart zurückkehren. Euer Laß bietet einem neugierigen Gaste wohl noch viel des Angenehmen und Merkwürdigen und ein Gang zum Schutterlindenberg, wenn Euer Stelzfuß ihn gestattet, scheint mir in dieser Frühlingshelle just kein übel Ding.“

Der Hinkende war es zufrieden, und als wir unter herrlich blühenden Kirschbäumen zu jenem Gewann hinaufschritten, das man „des Herren Tisch“ nennt (der Überlieferung nach feierte die Lahrer evangelische Gemeinde den Westfälischen Friedensschluß durch einen Gottesdienst mit Abendmahl im Freien) — als das weite, blühende, reichbesiedelte Land zu den Wandereern herausgrüßte, da ward beiden von neuem bewußt, daß auch das Zeitlich-Nahe, die unmittelbare Welt einen mächtigen Zauber besitzt.



Der Dorf-
wucherer.

Erzählung von
Gustav Valenti.

Die alte Grabnerin war beerdigt und die Leidtragenden verließen den Friedhof. Der letzte war der Grabnerbauer. Der vom tiefsten Schmerze gebeugt sein sollende Witwer schien jedoch aufrechter zu sein, als man ihn zu Lebzeiten der Grabnerin je gesehen hatte. Kein Tränenlein feuchtete sein vertrocknetes Gesicht, kein Seufzer kam über seine schmalen Lippen und kein Zeichen innerer Bewegung verriet an ihm den trauernden Gatten. Manchmal blieb er wohl stehen und sah zurück nach dem Friedhof, es geschah jedoch nicht, um mit einem wehmütigen Blick von der teuren Verbliebenen Abschied zu nehmen. Oher sah es aus, als wollte sich der Bauer überzeugen, daß ihm niemand nachließ.

Die weiblichen Leidtragenden verschwanden nacheinander in den Häusern des Dorfes. Die Männer gingen aber in das Wirtshaus, um den Trauerfall bei einem Tröpfchen Wein zu besprechen.

„Muß hart sein, wann mer auf einmal allein dafehlt, nachdem mer dreißig Jahr' mit einem Weib g'haust hat,“ meinte der Zwentenhofer.

„Für unsereinen wär's vielleicht hart,“ entgegnete der Woislbauer, „aber dem Grabner is wohl härter g'seh'n, so lang mit einem Weib hausen z' müssen, wie die Grabnerin g'wesen is.“

„Wohl, wohl!“ bestätigte der Strobinger. „Die Grabnerin is ihr Lebtag a fuchtig's Weibsbild g'wesen, was ihr'n Mann kurz am Zügel g'halten hat, und tüchtig g'striegelt is er aa word'n, wann er nit pariert hat.“

„Sie hätt' aa mitsamt ihr'm vielen Geld kein' Mann kriegt, wann s' nit der Grabner g'nommen hätt'. I dent' no heut der Zeit, wo i a junger Bursch g'wesen bin und mir ka Diru uneben g'mug war, um nit mit ihr anzubandeln. Aber der Verstorbene bin i scho bazumal hübsch weit aus 'm Weg g'gangen, und die andern Burschen aa. Is nit so g'wesen?“ Der Woislbauer sah die andern alten Bauern fragend an.

„So is g'wes'n,“ sprach der Strobinger, „keiner hat die Grabnerin mögen, wie s' no a Diru war, jeder hat si vor ihr g'schreckt.“

„Nur der Grabner is ihr zugangen, so a g'schreckter Das als er sonst g'wesen is,“ bemerkte Woisl.

„Wahr is!“ sagte der Zwentenhofer. „G'fürcht'

hat si der Grabner allerweil für drei kleine Kinder, aber über die stachlige Dirn hat er si traut.“

„Mei,“ sagte der Woislbauer, „den hat die Habucht verführt. Der Grabner is als a Junger akkurat so a Knicker und Hamsier g'wesen, wie er jetzt als ein Alter is.“

„Und was hat er von der Grabnerin ihr'm Geld g'habt?“ mengte sich der Zwiebichler in das Gespräch. „Nix, nit a frohe Minuten.“

„No, leicht holt er jetzt ein, was er mit der Grabnerin versäumt hat,“ meinte Strobinger.

„Die Hauptfreud', was der Mensch hat, kann er do nit mehr einholen. Denn das wär' a junge saubere Bäuerin, und die kriegt so ein alter Geizhals nit so g'schwind,“ sagte Woisl überzeugt.

„Wer weiß?“ erwiderte der Zwentenhofer, „für 's Geld kriegt mer alles. Wann der Grabner wollt', er kriegt leicht no a junges Weib, was kein andern Reichtum hat, als wie ihr' Sauberkeit.“

„Nit so laut!“ warnte der Zwiebichler, mit einem Blick nach der Türe. „Leicht könnt' der Grabner kommen und a Wörtl aufschnappen.“

„Der kommt nit, da kannst di draus verlassen. Nit aus Trauer und nit aus Freuden vergunnt si der a Viertel Wein. Wann der Wirt den Grabner als Gast hab'n will, so muß er 'n umsonst traktier'n.“

Der Woislbauer hatte diese Worte kaum gesprochen, da ging die Türe auf. Der Eintretende war aber nicht der Grabner, sondern ein bedeutend jüngerer und hübscherer Gast. Er trug halb städtische, halb bäuerische Kleidung und hielt in der Hand einen mit Frachtzetteln stark beladenen Reisekoffer.

„Ah, der Lorenz!“ riefen einige Bauern.

„Ja, der Lorenz. Grüß Gott alle miteinander!“ sagte der Angekommene. „Gelt, das wundert euch, daß i wieder da bin?“

„No, is scho aus mit 'm Stadtleben?“ rief der Zwentenhofer dem nach einem leeren Stuhl Umschau haltenden Lorenz zu.

„Ganz aus!“ antwortete Lorenz, und auf einen Stuhl neben dem Frager weisend, sagte er: „Is erlaubt?“

„Ja, ja. Setz di nur her zu uns und erzähl, wie's in der Hauptstadt g'wesen is.“

„Das is bald erzählt,“ sagte Lorenz, indem er sich niederließ. „Die Städ' hab'n ihr Schönes und ihr Schlechtes, so wie die Dörfer am Land, und g'schenkt kriegt mer dort so wenig wie da.“

„Is dir nit gut g'gangen?“ fragte der Woislbauer interessiert.

„Ganz leidig is mir g'gangen, aber i hab's do nit ausg'halten,“ antwortete Lorenz. „I hab' ein' guten Verdienst g'habt, a schönes Wohnen und viel freie Zeit, aber mi hat's do nit länger g'litten in der Stadt.“

„Zwegen was denn nit? Hast leicht a schwere Arbeit g'habt oder hat dir die Stadtlust nit ang'schlagen?“ fragte Woisl.

„Nix nit. Mei' Arbeit war nit schwer und die Stadtlust hat mir nit weh' tan. Was anders is

g'wesen, was mir ka Ruh lassen hat. So a g'wisses G'fühl, was mi so lang g'mahnt und druckt hat, bis i mein' Koffer packt hab' und schnurgrad' daher g'reißt bin. Jetzt, wo i wieder da bin, bei euch, is das dumme G'fühl weg und mir is ganz wohl."

"Heimweh hast g'habt, sonst nix," meinte der Zwiebackler.

"I weiß nit, ob's Heimweh g'wesen is," sagte Lorenz, "aber das weiß i, daß i von da nimmer fortgeh', und wann's in der Stadt sollt' Buttertrapsen regnen."

"Recht hast!" bemerkte der Woislbauer. "Hast scho ein Dienst in Aussicht?"

"Na, i hab' mir eben denkt, Woisl, daß du so gut wärst, und mi wieder als Knecht zu dir nähmst."

Woisl heuchelte ein bißchen Überlegung und sagte hierauf: "Meinetwegen kannst wieder einstehen bei mir. Der Knecht, was i jetzt hab', taugt mir eh' nit hinten und nit vorn."

"I dank' dir, Woislbauer. Sollst mit mir z'frieden sein, das versprich i dir."

Lorenz reichte Woisl die Hand über den Tisch und der Bauer schlug klatschend ein. Bald nachher verließ einer nach dem andern das Wirtshaus.

Erntezeit war es und so furchtbar heiß, daß der sonst nicht sehr empfindliche Woisl nicht schlafen konnte und mitten in der Nacht sein Zimmer verließ, um im Freien Abkühlung zu suchen. An seinen Hof grenzte eine Wiese, die von einer hohen Hecke von dem Hofe getrennt war. Hinter dieser Hecke stand eine Bank und auf diese Bank streckte sich der Bauer hin und gähnte den Mond an.

Nicht lange lag der Bauer auf der Bank, da hörte er, wie in seinem Hofe eine Türe knarrte und jemand sich bemühte, mit Holzschuhen so sanft als möglich klappernd, über den Hof zu schleichen. Vor der Hecke verstummte das Klappern und eine zarte Stimme flüsterte ängstlich über die Hecke hinüber: "Lorenz, bist scho da?"

Der Woislbauer wäre bei dieser bedeutungsvollen Frage vor Überraschung gerne von der Bank heruntergepurzelt, denn er erkannte die Stimme als die seiner Tochter. Er überlegte sich's jedoch und blieb ruhig liegen, in der Erwartung, die ahnungslose Dirn, die mit dem Knecht offenbar ein nächtliches Stellbischein verabredet hatte, würde noch mehr verraten. Er hatte richtig gerechnet. Schmollend hub das arglose Hannel mit und gib Antwort. Warum hast mir heut nit das Zeichen geben, wie du herauskommen bist?"

"A Zeichen willst haben?" donnerte jetzt auffspringend der Woislbauer. "No wart, du ungeratene Dirn, dir kann scho g'holfen werden. I will dir a Zeichen geben, daß du dir bei' Lebtage ka zweites mehr verlangst."

Der Bauer erhob die Hand und schickte sich an, dem erschrockenen Hannel über die Hecke hinüber das versprochene "Zeichen" zu geben. Die Dirne stieß jedoch einen Schrei aus und wich zurück, so daß

des Bauers Hand mit voller Wucht in die dornige Hecke sauste. Dabei verlor er auch das Gleichgewicht und ersparte das Herabsteigen von der Bank, auf die er gestiegen war. Scheltend erhob er sich aus dem Graje und folgte seiner fliehenden Tochter ins Haus.

Am Morgen gab es im Hofe einen heftigen Auftritt zwischen dem Woislbauer und seinem Knecht, der damit endete, daß Lorenz mit Sack und Pack den Hof verließ. Traurig schlenderte er mit seinem Koffer die Dorfstraße entlang und überlegte, wohin er sich wenden konnte, da wurde er von einem Fenster aus angerufen. Es war Grabner, der ihn anrief.

"Wohin geht die Reiß, Lorenz?"

"Nirgend's."

"Was soll das heiß'n?"

"Daß i beim Woisl ausg'standen bin und ein' andern Platz such'."

"Zwegen was bist denn ausg'standen?"

"Zwegen der Hannel."

"Das is nix Schlecht's nit. Mei' Knecht hat a größer's Unglück g'habt."

"Was für eins?"

"Er is beim Mäh'n ungschickterweis' in a Sensen einig'remt. Jetzt liegt er und kann nit arbeit'n."

"Traurig."

"Ja. Er geht mir bei der Arbeit damisch ab."

"Glaub's scho."

"Weißt was, Lorenz?"

"Na. Was denn?"

"Wann du willst, kannst bei mir einste'h'n."

"Was krieg' i denn Lohn?"

"I muß erst seh'n, was du schaffst."

"Meinetwegen! I probier's bei dir. In der Not krißt der Teufel Flieg'n."

So kam der Lorenz im Handumdrehen vom Woisl zum Grabner als Knecht.

Die Ernte war vorüber und zum größten Teil verkauft, da kam der Woislbauer zum Grabner in die Stube. Er zählte dem Grabner einige Banknoten auf den Tisch und sagte: "So, da hast's! So viel muß i dir wieder schenken."

"Schenken?" fragte der Grabner. "Das is nit wahr. Das Geld is ehrlich verdient."

"G'schenkt is," behauptete Woisl steif. "Denk einmal nach, wie viel du mir g'liehen hast dazumal, wie i hab' müssen mei Vieh hergeb'n, weil's verseucht war, und wie's mir dann noch die Ernt' verhagelt hat."

"Vare dreihundert Mark sein's g'wesen, Woisl. Hast mir noch kein' Pfennig davon zurückzahlt."

"Nit? Aber acht Jahr sein seither vergangen und alle Jahr hab' i dir fünf und vierzig Mark Zinsen zahlt, macht allein scho dreihundertsechzig Mark."

"Das sein eben Zinsen und ka G'schent."

"Von fünfzehn Prozent Zinsen sein wenigstens zehue g'schent."

"Wann dir's z'viel is, zahl mir 's Kapital z'ruck und du bist das Zinszahl'n los."

"Kann i's denn? Vor lauter Zinszahl'n komm' i ja nit dazu."

„I kann nix dafür, daß dir 's Geld nit langt. Aber streit'n mer nit. Setz di lieber ein wengerl, daß du mir mein' Schlaf nit austragst.“

Woisl nahm sich einen Stuhl. „Mit Verlaub. Will so wie so noch a Wörtl mit dir reden.“

Der Grabner horchte auf. „Was denn?“

„Nit viel. I mein' nur, du könntest mir für meine vielen Zinsen a G'fälligkeit tun.“

„Was für eine?“

„I möcht' gern, daß du den Lorenz aus 'm Haus gibst. Der Hallodri und mei' Hannerl hab'n a heimliche Liebchaft und i will's nit leid'n. Jetzt wär grad' die Zeit, wo nit mehr viel Arbeit is, da fänd' er im Dorf nit so leicht ein' andern Dienst, wann du ihm kündigst, und er müßt' von da fortgeh'n.“

Der Grabner überlegte lange und das Ergebnis



Er zählte dem Grabner einige Banknoten auf den Tisch.

seiner Überlegung waren die Worte: „Das geht nit, Woislbauer. Der Lorenz is einer, was für drei arbeiten tut. Bevor i den aus 'm Haus gib, schenk' i dir lieber die dreihundert Mark.“

Erschreckt über die Spendierlaune des Bucherers machte der Woislbauer einen Rück mit dem Stuhl und rief: „Wann du das tun wolltest, da nähmst mir a schwere Sorg' vom Herz'n.“

„Zwei Sorgen tät' i dir nehmen, Woisl. Die Sorg' um das Geld und die Sorg' um dei' Hannerl.“

„I versteh' di nit,“ erklärte der Woislbauer.

„I mein', daß du beider Sorgen ledig wärst, wann du mir für die dreihundert Mark dei' Hannerl zum Weib gibst.“

Der Woislbauer war starr. Lange fand er keine Antwort auf die Rede des Geizhalses. Dann sprach er: „Grabner, bedenk, daß du um dreißig Jahr' älter bist wie mei' Hannerl.“

„Macht nix. Für jedes Jahr, was i älter bin, kam i ein' Tausender aufweis'n.“

„Meinst, daß di mei' Dirn überhaupt nehmen möcht'?“

„A Kind muß mögen, was der Vater will. Hast leicht ka Macht über dei' Kind?“

„Wär' nit schlecht. Macht hab' i scho über die Dirn. Ob s' aber so weit langt, daß i damit die Hannerl zwing', daß sie dei' Weib wird, das weiß i nit.“

„I kann dir helfen. Was hast du dir denn ausbitt', wie i dir die dreihundert Mark damals g'liehen hab'?“

„Daß du mir das Kapital vier Wochen früher kündigen müßt, wann du's zurückhab'n willst.“

„No, so paß auf, was i dir sag': I kündig' dir jetzt das Kapital und du müßt mir in vier Wochen das Geld bring'n. Wann nit, so komm' i mit dem Gericht über di und dein' Hof.“

„Das wärst du imstand, nachdem du grad' no hast mei' Schwiegersohn werd'n wall'n.“

„Ja. I bin aber aa imstand, dir dein' Schein zum Pseifenanzünden z' geb'n, wann unter die vier Wochen dei' Hannerl mei' Hochzeiterin wird.“

Woisl erhob sich schweigend. Mit bebender Stimme sagte er: „No, i will schauen, wie i mit der Hannerl ins reine komm'. Aber das eine muß i dir scho sagen: Sauber bist nit und jung bist aa nit, aber g'scheit bist. Pfivt die Gott!“

Den Kopf zum Zerspringen voller Gedanken ging der Woislbauer um das Dorf herum, um von rückwärts über die Wiese nach seinem Haus zu kommen. Er machte den Umweg, weil er seine Gedanken ordnen wollte, ehe er seiner Tochter begegnete.

Wem er aber zuerst begegnete, als er sich seinem Hause näherte, war nicht Hannerl, sondern Lorenz, der sich eben rückwärts aus des Woislbauers Hof schlich. Er hatte den Bauer zum Grabner kommen sehen und die Gelegenheit benutzt, um rasch einen „Sprung“ zu der Hannerl zu machen.

„Halt!“ rief der Bauer, als er ihn aus dem Hofe schlüpfen sah.

„Was willst?“ fragte Lorenz, trotzig stehenbleibend.

„So z' fragen is mei' Sach', denk' i,“ sagte der Bauer.

„Mei', i kann dir's scho sagen, was i auf dein' Hof will, wann du's leicht scho vergessen hast. Dei' Hannerl will i, sonst nix.“

„Die schlag' dir nur ein für allemal aus 'm Kopf, sonst muß i dir's rauschlagen. I und der Grabner.“

„Der Grabner?“ fragte Lorenz erstaunt.

„Ja, daß du's weißt. Der Grabner is so viel wie mei' Schwiegersohn.“

„Ja, wie kommt denn jetzt das?“ sagte Lorenz zweifelnd. „Die Hannerl weiß ja von so was gar nix?“

„Aber i weiß, das langt.“

Einen Augenblick war Lorenz verblüfft, doch halb begriff er. „Der Grabner hat di eben in der Hand mit die dreihundert Mark,“ sagte er.

„Das geht di nit an,“ entgegnete Woisl herrisch, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Geh, begehrt nit so auf, Woislbauer. Beim Grabner bist nit so hochfahret g'wesen und hast di schön dunkt, daß er dir leichter aufs G'nack steigen kann.“

„Was weist denn du!“

„Allerhand weiß i, Bauer. I weiß, was für sündhafte Zinsen du und no mancher andere, was beim Grabner zeitweis' aus- und eingeht, zahlt, und weiß aa, daß du und die andern nit g'scheit seid, wann ihr euch von dem Geizfragen so damisch auswuchern laßt.“

„Wann du g'scheiter bist, als i, i tritt dir mei' Schuld an Grabner ab, daß du's besser machen kannst,“ sagte Woisl spottend.

„Das is nit not. Behalt dei Schuld und mach's selber besser.“

„Red nit so hirnbloß. Wie kommt mer's denn besser machen?“

„Wann du dem Grabner von heut an kein Pfennig mehr zahlst. Was du ihm die ganze Zeit her zahlst hast, is mehr, als er dir borgt hat.“

„Das stimmt. Wann i ihm aber nit mehr zahl', so geht er mit mein' Schuldschein zum G'richt und laßt mir mein' Hof pfänd'n.“

„Da siehst mer, wie ungscheit du bist. Wann dir der Grabner mit 'm G'richt droht, so weiß er ganz gut, daß er 's G'richt weislich meiden muß.“

„Wie meinst denn das? Hat er leicht heimlich was ang'stellt.“

„Ja, und nit wenig.“

Der Woislbauer spitzte die Ohren. Daß der Grabner das Gericht zu fürchten hatte, war ihm neu. „Willst mer nit sag'n, was der Grabner ang'stellt hat?“ raunte er Lorenz hastig zu.

„Weißt es ja eh.“

„Was weiß i?“

„Daß der Grabner von dir und von die andern Bauern, was si mit ihm eing'lassen hab'n, Wucherzinsen nimmt.“

„Und das wär' strafbar?“ fragte Woisl ungläubig.

„Kann einer denn nit Prozent nehmen, so viel er will, wann s' ihm die andern gutwillig zahl'n?“

„Na, das is in die Parigraphen verboten. Wie i in der Hauptstadt g'wesen bin, is grad von so ein' Wucherer, wie der Grabner is, der Prozeß g'wesen.“

„Was haben s' ihm denn 'tan?“

„Sechs Monat hab'n s' ihn eing'sperrt, weil er mehr als zwölf Prozent g'nommen hat.“

Woisl stand eine Weile nachdenklich da, dann sagte er: „I glaub' dir nit, was du mir da von die Parigraphen erzählst. Du willst mi nur gegen den Grabner aufheks'n, daß i mi mit ihm zerrieg' und die Hannerl für di frei bleibt. Aber drauf geh' i nit ein und du mußt di schon ohne der Hannerl tröst'n.“

„Du willst also auf das Sündengeld, was dir der Wucherer schon abg'nommen hat, dei' Kind aa no draufgeb'n?“

Woisl fand auf diesen Vorwurf kein Wort der Erwiderung.

„Laß di was fragen, Bauer,“ hub Lorenz eindringlicher werdend, wieder an. „Wär' i dir als Schwiegerjohn nit g'rad so gut wie der Grabner?“

Prüfend sah Woisl Lorenz an. „Uneben bist freilich nit, aber hab'n tußt aa nit.“

„Glaubst, daß dir der Grabner von all sein' vielen Geld ein' Pfennig abgibt?“

„Das nit, aber mein' Schuldschein gibt er mir. Wann du wenigstens soviel hätt'st, daß mer den einlösen könnten.“

„Gäb'st mir du die Hannerl, wann du dem Grabner nit schuldig wärst?“

„Wär' scho möglich.“

In Lorenz' Augen blitzte es auf. Schweigend stand er noch einen Augenblick vor dem Bauern, dann wandte er sich zum Gehen. „No,“ sagte er gleichgültig, „tu, was du für gut find'st. Unser Reden hat ja kein' Zweck. Psirt di Gott!“

Der Bauer sah Lorenz, ein bißchen verdutzt über dessen plötzliches Weggehen, nach und trollte sich dann ins Haus. Er rief sogleich seine Tochter zu sich und machte ihr Mitteilung von dem großen Glück, das ihr bevorstehe und das sie sich gefallen lassen müsse, widerigenfalls es um Haus und Hof gehe. Hannerl weigerte sich entschieden, sich in die Abmachungen ihres Vaters mit Grabner zu fügen, und erklärte, den alten Geizhals nicht zu heiraten, und wenn es um die ganze Welt gehe. Tränen auf seiten Hannerls und ohnmächtiger Zorn auf seiten des Bauern bildeten den Schluß der Unterredung.

Nachdem Lorenz so unvermittelt von Woisl weggegangen war, suchte er schleunigst die Dorfstraße zu gewinnen. Er wollte möglichst viele Leute begegnen. Und allen, die er begegnete, erzählte er brühwarm die große Neuigkeit, daß der Grabner und die Woisl-Hannerl ein Paar seien. Dank seiner Stürzigkeit im Ausplaudern war binnen einer halben Stunde die bevorstehende Heirat des ungleichen Paares der beliebteste Gesprächsstoff im Dorfe. Zufrieden mit seinem publizistischen Erfolge ging er dann heim und machte sich an seine Arbeit. Als er gegen Abend über den Hof ging, hörte er sich halblaut beim Namen rufen. Er blickte sich um und sah durch die Ritzen des Bretterzaunes ein wohlbekanntes Kleid schimmern. Rasch ging er hin, schob zwei locker gewordene Bretter des Zaunes auseinander und schlüpfte hinaus. Draußen stand Hannerl mit verweinten Augen und fiel ihm um den Hals. Hastig erzählte sie ihm dann, was der Vater von ihr verlangte. Als sie ihm sagte, was sie auf das Ansinnen, den alten Grabner zu heiraten, geantwortet habe, meinte Lorenz: „Das hätt'st nit sag'n soll'n.“

„Was denn?“ fragte die Dirn erstaunt.

„Ja und Amen hätt'st sag'n soll'n und tun, als ob dir gar keiner lieber wär' als Hochzeiter, wie der Grabner.“

„I versteh' di nit,“ sagte Hannerl schmerzlich be-

trossen. „Wär's denn dir recht, wann i den Grabner nähm'.“

„Na. Aber grad' deswegen sollst so tun, als ob du ihn möchtest. Daß nachher nix draus wird aus der Heirat, das hätt' i scho g'macht.“

„Du könntest das machen?“ fragte Hannerl neugierig und ließ sich nun von Lorenz auseinandersetzen, auf welche Weise man dem Grabner die Lust zum Heiraten nehmen und den Woislbauern zu einem schneidigeren Auftreten gegen den Wucherer veranlassen könne. Hannerl fand den Plan des Geliebten gut und ging, mit einigen „Busseln“ gestärkt, leichteren Herzen heim, als sie gekommen war. Auf dem Heimwege lief sie der alten Kathi über den Weg, die ob ihrer Trauschucht von den Leuten mit dem Titel „Dorftrommel“ ausgezeichnet wurde. Die Alte hielt Hannerl an.

„Is wahr, daß du Grabnerbäuerin wirst?“

„Ja. Vergunnt mir's leicht nit?“

„D ja, wo Herz'n. Und dem Lorenz vergunnt i's aa, daß du so a Glück machst und grad' auf den Hof als Bäuerin kommst, wo er Knecht is. Hih!“

Verständnisinnig zwinkerte die Alte der Dirne zu und setzte ihren Weg fort. Er führte am Grabnerhof vorbei, dessen Tor zu schließen sich der Grabner als fürsorglicher Hausar eben eigenhändig anschickte.

„Biel Glück, Bauer, zu deiner Hochzeiterin!“ rief ihm die Kathi zu. „Grad' hab' i mit ihr g'redt.“

„So?“

„Ja. Die Dirn hat a damische Freud', daß der Bäuerin wird. Und recht hat s'. Was hätt' s' denn g'habt, wann s' den Lorenz g'nommen hätt'? So a armer Hascher kann nit einmal recht a Weib allein erhalt'n, viel weniger eine, die bald nit allein sein wird.“

„Was meinst?“ fragte der Grabner aufmerksam werdend.

„Nix nit, als daß in einer Eh' bald Kinder zu erwarten sein. Ost kommen s' no früher, als mer's erwart'.“

„Was redst so herum? Weißt leicht was?“ rief Grabner barsch.

„Nit mehr, als was i grad' g'sagt hab'. Pfirt di Gott, Bauer, i hab' ka Zeit. Grüß mir den Lorenz.“

„Geh zum Teu'l, alte Dorftrommel!“ knurrte der Grabner und schlug das Tor zu. Kaum war er in der Stube, da kam der Lorenz zu ihm.

„Mir is g'sagt word'n, Bauer, daß die Woisl-Hannerl da auf 'n Grabnerhof als Bäuerin herkommt?“ sagte er ohne weitere Einleitung.

„Hast leicht was b'gegen?“ fuhr ihn der Grabner an.

„Na, Bauer. I will dir nur sag'n, daß du dir zum neuen Jahr ein' andern Knecht suchst. Wo die Hannerl Bäuerin is, taugt's mir nit, a Knecht z' sein.“

„Is mir ganz lieb, wann du weggehst von mein' Hof, da ersparst mir 's Wegschicken. Wann du bleibest, käm' so wie so nur a verdrießlich's G'red' unter die Leut. Red'n jetzt scho nit wenig.“

„Was können s' denn red'n?“

Der Bauer antwortete nicht gleich. Dann trat er auf Lorenz zu, sah ihm mit von Argwohn brennenden Augen ins Gesicht und sprach: „Lorenz, sag mir die Wahrheit! I hab' g'wußt, daß du mit der Hannerl a Liebchaft g'habt hast, und es hätt' mir nix g'macht. Mir is aber was eing'fall'n, was i hätt' früher bedenken soll'n. I bin a alter Mann, hab' mit der seligen Grabnerin keine Kinder g'habt und erwart' mir von der Hannerl aa nix Kleines mehr. Wann aber jetzt der Segen über mi kommet, was mir in meine jungen Jahr'n versagt g'wesen is, und i tät' Vater werd'n, so möchtet i sicher sein, daß i aa der Vater bin und die Sicherheit möcht' i b'sonders bei mein' Erstgebornem hab'n. Keiner kann mir s' aber geb'n, als du. Red' aufrichtig, Lorenz, i verlang's nit umsonst.“

Lorenz lächelte statt aller Antwort verschmikt, schlug verschämt die Augen nieder und schwieg.

„No, willst nit red'n?“ fragte Grabner erregt.

„I kann dir ka Antwort nit geb'n auf dei' Frag'. Was du z' wiß'n verlangst, sagt mer nur ein' Beichtvatern,“ antwortete Lorenz zögernd.

„Jetzt hab' i scho mei' Antwort, Lorenz!“ rief Grabner triumphierend. „Was du mir verschweigst, is deutlicher, als was du mir sag'n könnt'st. Jetzt weiß i, wie i mit der Hannerl dran bin. Die wird nit Bäuerin auf 'm Grabnerhof.“

„Wird ihr hart antkommen, so ein' reichen Hochzeiter zu verlieh'n, kaum daß s' ihn kriegt hat.“

„Wer weiß, hat s' schon ja g'sagt,“ meinte Grabner, sich selbst tröstend.

„Drauf kannst di verlass'n, daß die Dirn nit nein sagt, wann so a strenger Vater, wie der Woisl, für so ein' reich'n Freier, wie du, auf sie einred't.“

„Ja, ja!“ sagte der Bauer und schwieg dann nachdenklich, während Lorenz die Stube verließ.

„Grüß Gott, Grabner! I bring' dir a gute Botschaft!“

Mit diesen Worten trat am nächsten Morgen Woisl durch Grabners Stubentüre.

„Grüß Gott!“ sagte Grabner, ließ sich aber durch die Ankündigung einer guten Botschaft in keine freudige Erregung versetzen.

„Du fragst nit einmal, was für a gute Botschaft i dir bring'?“ fragte Woisl, über die Gleichgültigkeit Grabners beleidigt.

„Na, i kann mir's denk'n, was du mir bringst,“ antwortete Grabner trocken.

„So? Bist denn gar so sicher g'wes'n, daß di mei' Hannerl als Hochzeiter mag? I nit. Hat mir a schwere Müh' kost', die Dirn so weit z' bereed'n.“

„Desto leichter wirst ihr die Heirat mit mir wieder ausred'n können,“ sprach Grabner frostig.

Woisl sah Grabner verständnislos an. „Was soll denn jetzt das wieder heiß'n?“

„Daß i dei' Hannerl nimmer will.“

„I wegen was denn nit?“

„I hab' mir's überlegt.“

„Meinst, daß das nur so geht?“

„Warum denn nit?“

„Weil i die Schand nit ruhig auf mi nimm, was du mir damit antust. Im ganzen Dorf zeigt mer mit 'm Finger auf mi und mei' Kind, wann aus der Heirat nir wird.“

„Das is dei' Schuld. I hab' nit austrommel, was wir zwei gestern miteinander ausg'macht hab'n.“

„I aa nit. Aber die Späßen pfeifen's scho auf 'm Dach, daß du mei' Schwiegersohn wirst.“

„Is mir gleich. I nimm die Hannerl nit.“

„So geh' i klag'n.“

„Wist nir ausricht'n. Sein keine Zeugen da, die g'hört hab'n, was i gestern mit dir g'red't hab'.“

Aber i bin da und mei' Schuldschein, von dem mer bei G'richt hör'n wird,“ sagte Woisl drohend, indem er sich der Worte erinnerte, die ihm Lorenz am Tage vorher über die Strafbarkeit des Wuchers gesagt hatte. An diesen neuen Ton aus der Kehle eines seiner Opfer nicht gewöhnt, horchte der Halsabschneider auf: „Was weiter?“

„No, und Advokaten sein aa da, was si in die Wucherparigraphen austeknen tun.“

„Ein' Schuldschein kann mer verbrennen,“ meinte Grabner.

„Wohl, aber alle kannst nit verbrennen, sonst verbrennst dei' halb's Vermög'n, und alle die Bauern, was dir Prozent zahl'n, kannst aa nit verbrennen. Meinst, mer kennt s' nit, daß mer's dem G'richt als Zeug'n angibt?“

Bis jetzt war der Grabner ruhig geblieben und kalt, nun wurde ihm doch ein bißchen schwül und er suchte Woisl zu befänstigen. „No, Woisl, sei nit so hitzig. Mer kann si ja ohne G'richt aa ausgleich'n. Was verlangt denn zum Trost dafür, daß i die Hannerl nit nimm?“

„Was magst denn geb'n?“

Grabner seufzte recht tief und schmerzlich, ehe er sich zu einem Angebot entschloß, dann sprach er: „I mein', wann i dir zehn Prozent Zinsen nachlass' und nur mehr fünfse nimm für das Geld, was du mir schuldig bist, so kannst z'frieden sein. Das wär'n jedes Jahr dreißig Mark. Nachdem du mir die Schuld bei Lebtag nit zahl'n wirst können, aber sicher no zwanzig Jahr leben wirst, is das so viel, als wann i dir bare sechshundert Mark schenken tät.“

„A feine Rechnung, Grabner, aber sie hat a Loch. Denn der Schuldschein g'hört scho mei'. Du hast mir versproch'n, daß du mir den Schein zum Pfeifenanzünden gibst, wann mei' Hannerl unter vier Wochen dei' Hochzeiterin werd'n will. Das will sie und jetzt verlang' i mein' Schein.“

„Das geht nit, Woisl,“ stöhnte Grabner.

„Wann's nit geht, geh' i,“ sagte Woisl hart und näherte sich der Türe.

„Gib Bedenkzeit!“ rief Grabner.

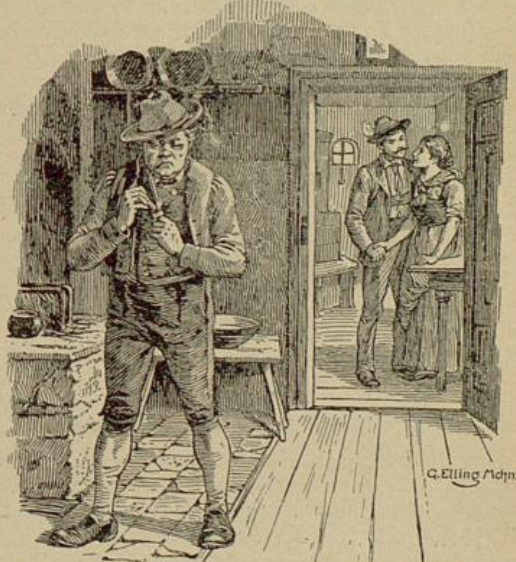
„Hast dir 's Heiraten so g'schwind überlegt, brauchst jetzt aa ka Bedenkzeit. Willst mir mein' Schuldschein geb'n, ja oder na?“ Woisl sprach mit erhobener Stimme und legte die Hand auf die Türklinke.

„Es geht nit, Woisl!“ jammerte Grabner.

„So behalt ihn und i geh' zum G'richt.“

Damit machte Woisl die Türe auf und stapfte bröhnend hinaus. Grabner rief ihn zurück, doch jener lehnte sich nicht daran und raunte davon.

Lange saß Grabner nach dieser Unterredung auf der Ofenbank und dachte über die Sache nach. Die Drohung mit dem Gericht kam ihm nicht ohne vor. Er war sich bewußt, daß er die Notlage und die Unwissenheit vieler Bauern der Gegend nur zu gewissenlos ausgebeutet hatte. Der Woislbauer mußte umgestimmt werden, das war klar. Nach reiflichem Ueberlegen kam er auch zu der Einsicht, daß das billigste Mittel, den hochbeinig gewordenen Bauern zu beruhigen, doch nur darin bestand, ihm seinen Schuldschein auszuliefern. Doch für den Schmerz, mit dem



Der Bauer steckte am Herdfeuer den Schuldschein in Brand und zündete damit seine Pfeife an.

die Trennung von einem so einträglichen Papier verbunden war, wollte er sich entschädigen, indem er Woisl einen anderen Bedränger auf den Hals heßte. Entschlossen rief er Lorenz zu sich und sprach zu ihm: „Gelt, Lorenz, der Woisl hat di aus 'm Haus geb'n, weil du mit der Hannerl anbandelt hast?“

„Ja,“ antwortete Lorenz.

„Hast du die Dirn gern g'habt?“

„Ja, gar gern hab' i s' g'habt.“

„Schau, Lorenz, die Dirn kommt jetzt in a G'red, weil i s' nit heirat', und das tut mir leid. I möcht' mei' Voreiligkeit gern gutmach'n, indem i ihr ein andern Hochzeiter zubring'. Möchtest nit du sie heiraten?“

Lorenz war überrascht von diesem Vorschlag des Bauers. „I möcht' scho,“ sagte er, „aber der Woisl nimmt kein' Schwiegersohn, wann er nit wenigstens dreihundert Mark hat.“

„Die schenk' i dir,“ sagte Grabner und zog ein

Papier aus der Tasche. „Da hast, das is a Schuld-schein über dreihundert Mark, den gib i dir zum Heirat'n. Die Unterschrift drauf is dem Woislbauer seine. Jetzt geh nur schleuni hin und halt um die Hannerl an. Der Woislbauer muß dir die Diru dafür geb'n, wann's ihm aa sauer wird, ein' davon-g'jagten Knecht als Schwiegerjohn aufnehmen z' müssen.“

Lorenz fand nicht so viel Zeit, um die unerhörte Freigebigkeit Grabners richtig einschätzen zu können, denn Grabner drängte ihn zur Türe hinaus. Zehn Minuten später saß er in Woisls Stube neben der Hannerl und berichtete dem überraschten Bauer, was vorgefallen war. Nachdem sich der Woislbauer von seinem Staunen erholt hatte, sagte er: „Kinder, es is vielleicht das erstmal, daß der Grabner was Gutes stift', wann er's aa sicher nit so gut meint. I will ihm bei sein' guten Werk nit entgegen sein und gib euch mein' Segen. Und jetzt will i mir a Pfeif'n ansteck'n.“

Der Bauer trat zum Herd, steckte am Herdfeuer den zusammengedrehten Schuldschein in Brand und zündete damit seine Pfeife an.

Hannerl und Lorenz heirateten einige Wochen später; es dauerte aber fast ein Jahr, ehe ein freudiges Ereignis in ihrem Hause dem alten Geiztragen Grabner Anlaß bot, sich selbst einen argwöhnischen Narren zu schelten. Denn Hannerls Erstgeborener war ein so hübsches Kerlchen, daß es der Grabner gar nicht fassen konnte, wie er sich vor dessen Ankunft so fürchten mochte.

Auß den Jugendentagen des „Alten Fritz“.

Friedrich II. war ein Jüngling von ungefähr 16—17 Jahren, als er an einem schönen Sommerabend in den Straßen von Potsdam lustwandeln die schöne reine Stimme eines Mädchens vernahm, welches eine Arie sang und sich selbst dazu auf dem Flügel begleitete. Der Kronprinz erkundigte sich angelegentlich, wer über diese engelreine Stimme verfüge, und erfuhr von einem seiner Begleiter, daß die Sängerin die Tochter eines Kantors sei. Schon hatte der bezaubernde Gesang und das fertige Spiel den Kronprinzen für dieses Mädchen eingenommen, als man ihm auch dessen Schönheit rühmte. Feuerig entflammt konnte Friedrich den Wunsch nicht unterdrücken, näher mit der schönen Sängerin bekannt zu werden, und trug einem seiner Freunde auf, dies zu vermitteln. Das Mädchen stand im Ruf strenger Sittsamkeit, lebte still und häuslich, und galt mit Recht für eine ausgezeichnete Schönheit. Am andern Abend ließ Friedrich ihr einige Artigkeiten über ihre Fertigkeit im Gesang und Spiel sagen und ihr zugleich anzeigen, daß er nach einer Stunde mit seiner Flöte, die schon damals sein musikalisches Lieblingsinstrument war, besuchen werde. Die Eltern des Mädchens waren über diese Mitteilung sehr betroffen; denn sie fürchteten die Strenge des Königs, der mit seinem Sohne unzufrieden, dessen Leben und Treiben

aufs peinlichste überwachte. Gleichwohl unterstanden sie sich nicht, den hohen Besuch abzulehnen. Friedrich erschien. Das Mädchen setzte sich an den Flügel, sang einige Arien und Friedrichs Flöte begleitete ihren Gesang. Er wiederholte diesen Besuch mehrmals und gewann Geschmack an dem Mädchen. Aber dienstfreundliche Seelen ließen es sich angelegen sein, dem argwöhnischen Vater diesen, wie es scheint, ziemlich unschuldigen Genuß des Kronprinzen von der schwärzesten Seite darzustellen. Als daher der besorgte König über diese Besuche seines Sohnes Erkundigungen eingezogen hatte und sich niemand fand, der die arme in Verdacht geratene Familie in Schutz genommen hätte, wurde dem Kronprinzen plötzlich Stubenhaft angekündigt, das arme unglückliche Mädchen aber dazu verurteilt, auf öffentlichen Markte von dem Büttel ausgepeitscht und samt ihren Eltern zum Tore und Lande hinausgejagt zu werden. Der Kronprinz, wenig aufrichtig gegen seinen Vater, wandte sich unter der Hand an den damaligen Herzog von Strelitz, nach dessen Landen sich die unglückliche Familie begeben hatte, und wirkte dem Vater bei diesem Fürsten eine kleine Bedienung aus. Das Mädchen heiratete in der Folge einen Gewürzkrämer und wohnte in Berlin am Schloßplatz.

Humoristisches.

Zukunfts bekanntmachung. Der Polizeihund Hektor tritt am 1. Januar in den Ruhestand. Aus Anlaß seiner Pensionierung ist ihm der Titel Geheimer Polizeihund verliehen worden.

Ein Kanonier ahmt vor versammelter Mannschaft die Stimme seines Hauptmanns nach, wodurch eine größere Verwirrung in der Batterie entsteht. Nach langer Untersuchung kann der Missetäter endlich festgestellt werden. Am andern Morgen war im Parolebuch zu lesen: „Der Kanonier Müller II wird mit drei Tagen Mittelarrest bestraft, weil er die Stimme seines Hauptmanns nachgemacht und gebrüllt hat, wie ein Esel.“

Zur Beachtung.

Zahlreiche Wünsche aus dem Leserkreis haben uns bestimmt, den **Wandkalender des Lahrer Hinkenden Boten** fernerhin mit künstlerisch ausgeführten **Städtebildern** zu schmücken. Im vorliegenden Jahrgang wird mit dieser Neuerung begonnen; diesmal sind es **Bilder aus Lahr**, der Heimat des Lahrer Hinkenden Boten.

Den verehrten Lesern empfehlen wir, diese Wandkalender jeweils sorgfältig aufzubewahren, denn sie werden später eine wertvolle und interessante **Städtebilder-Sammlung** darstellen.

Verlag des Lahrer Hinkenden Boten.



Margit.

Erzählung von
Irma v. Troll:
Borostyáni.

I.

Im Hause des ungarischen Edelmannes Herrn von Várnay herrschte reges Leben. Das siebzehnte Geburtsfest seiner einzigen Tochter Serena sollte mit einem glänzenden Ballsfeste gefeiert werden.

Es war bereits spät am Nachmittag. Alle Vorbereitungen waren getroffen, die Dienerschaft tummelte sich in neuen Livreen; das Reich von Küche und Keller hatte das Auserlesenste für das Büfett entsendet; selbst der Himmel schien an der frohen Festfeier teilnehmen zu wollen, denn am Nachmittag hatte die Sonne das dicke Gewölk durchbrochen und nun lächelte der heiterste Sommertag auf die blühenden Kornfelder und dichtbelaubten Eichen- und Buchenwälder der sich weithin erstreckenden Herrschaft Várnays, des reichsten Grundbesitzers im ganzen Temescher Komitat, hernieder.

Alles war bereit für den Empfang der Gäste, nur die wichtigste Persönlichkeit, die Tochter des Hauses selbst, war es nicht.

Aus einer der reichen Erbin und ihrer Jugend verzeihlichen Eitelkeit hatte sie darauf bestanden, bei dieser Gelegenheit in einer neuen Toilette zu erscheinen. Als aber am Tage vor dem Feste die in Paris verfertigte Robe eintraf, zeigte es sich, daß sie einen kleinen Fehler hatte, mit dessen Beseitigung eine in der dem Gute nächstgelegenen Stadt wohnhafte Schneiderin betraut worden war. Aber obgleich sie das Versprechen hatte geben müssen, das Kleid bis heute mittag einzuliefern, war es Mittag geworden, der Abend rückte heran — und das Kleid wurde nicht gebracht.

Zitternd vor Aufregung durchmaß das junge Mädchen mit heftigen Schritten die hellerleuchteten Gemächer, und zornige Ausrufe fielen von ihren zarten Lippen über das schuldige Haupt der säumigen Schneiderin.

Jetzt erscholl Pferdgalopp im Hofraum, und vor Schreck erbleichend, daß etwa schon Gäste einträfen, eilte Serena an das Fenster. Doch ihr Blick entwölkte sich, als sie ihren Vetter Baron Jenö Bölggi erkannte.

Wie die Krisis nervöser Aufregungen des schönen Geschlechts sich so oft in einem Tränenstrom auflöst, so geschah es auch bei Serena, daß sie bei Jenö's Begrüßung in heftiges Schluchzen ausbrach. Erichrecht fragte dieser nach der Ursache ihrer Tränen, konnte sich aber eines Lächelns nicht erwehren, als er sie ersuhr.

„Gib mir die Adresse der Sünderin,“ sagte er wohlgelaunt, indem er auf seine Uhr blickte.

„Wie — du wolltest . . .?“

„Ja, ich will in die Stadt fahren und das Kleid selbst abholen. Eure Domestiken sind, wie ich sehe, vollauf beschäftigt. Vor zwei Stunden sind die Gäste nicht da. Bis dahin bin ich sicher zurück.“

„O, du Guter! Wie lieb du bist! wie dank' ich dir!“ schmeichelte Serena, unter Tränen lächelnd, und überreichte ihm eilig die Adresse.

Jenö warf sich in einen Wagen und jagte in gestrecktem Laufe der Stadt zu, die er in weniger als einer halben Stunde erreichte. Bei dem bezeichneten Hause angelangt, fand er nach kurzem Suchen die bescheidene Wohnung der Schneiderin Margit Varga. Nach raschem Pochen klinkte er die Tür auf und trat ein. Aber aufs höchste betroffen blieb er auf der Schwelle stehen.

In der Mitte des Zimmers stand eine junge Dame von vollendeter Schönheit in prachtvoller Balltoilette. Bei dem Geräusch des Öffnens der Türe sich dem Eintretenden zuwendend blickte sie ihn überrascht an.

„Pardon, — tausendmal Pardon!“ stotterte Jenö, der überzeugt war, irgegangen zu sein. „Ich muß die Tür verfehlt haben, denn ich suche Fräulein Varga.“

„Die bin ich.“

„Sie hatten versprochen, bis heute mittag ein Ihnen für eine Änderung übergebenes Ballkleid für Fräulein

von Várnay zu vollenden,“

sagte Jenö, der sich das, was er sah, noch immer nicht erklären konnte. Sineleichte Röte bedeckte die Wangen des schönen Mädchens,

„Pardon, — tausendmal Pardon!“ stotterte Jenö, und nicht ohne Verlegenheit erwiderte sie: „Die Toilette ist eben fertig geworden. Dies ist sie. Vor der Ablieferung wollte ich sie probieren, um zu sehen, ob nun alles passe.“

„Und durch diese Probe haben Sie mir das Vergnügen eines unvergeßlich reizenden Anblicks gewährt.“

Eine noch tiefere Röte loberte bei des Fremden Schmeichelei in Margits Wangen auf, während sie erklärte, das Kleid sogleich zu Várnay schicken zu wollen.

„Nicht doch, ich bin beauftragt, es sogleich selbst mitzunehmen, da die Dame ob der Verzögerung bereits in Unruhe ist,“ erwiderte Jenö.

Ein eigentümlicher Blick Margits schweifte bei diesen Worten durch das Gemach und blieb mit



einem halb verlegenen, halb bittenden Ausdruck auf dem jungen Manne haften. Jenö verstand ihn. Margits Wohnung bestand nur aus diesem einen Zimmer, und um das Kleid übergeben zu können, mußte sie es erst ablegen.

„Ich werde im Vorzimmer warten,“ sagte er und verließ das Gemach.

Wenige Minuten später trat ihm Margit in einem schlichten Peralkleid entgegen und fragte ihn, ob ein Wagen zur Aufnahme der Robe bereit sei, oder auf welche Weise sonst sie transportiert werden sollte.

„Ein Wagen wartet,“ antwortete er mechanisch, während er dachte, wie viel lieber es ihm wäre, wenn Margit noch eine Arbeit an dem Kleide vornehmen müßte und er an ihrer Seite auf deren Vollenbung warten dürfte.

„So werde ich die Robe hinabtragen,“ sagte Margit. Jenö aber, einer plötzlichen Eingebung gehorchend, griff selbst nach dem sorgfältig eingehüllten Kleide.

Als Kammerdiener des Herrn von Várnay kommt es mir zu, mich mit solchen Dingen zu belasten,“ sagte er leichtthin, einen verstoßenen Seitenblick auf des jungen Mädchens Angesicht werfend.

Eine übermütige Laune ließ ihn an dieser Mystifikation Gefallen finden. Er wollte sehen, welchen Eindruck es auf Margit machte, zu erfahren, daß es nur ein Diener sei, der, wie sie wohl bemerkt haben mußte, gegen ihre Schönheit und Anmut nicht unempfindlich geblieben war. Hatte er jedoch erwartet, eine Enttäuschung in ihren Mienen zu lesen, so war dies ein Irrtum, denn Margit schien durch seine Worte eher angenehm berührt zu sein.

Er legte das Kleid in das Innere des Wagens und nachdem er sich von Margit mit einer Verbeugung empfohlen, nahm er zur getreuen Durchführung seiner kammerdienerlichen Rolle auf dem Vorderstuh neben dem Kutscher Platz.

Nach rascher Fahrt war er bald auf dem Gutshofe seines Oheims angelangt, und ehe er sich dessen verjah, hüpfte Serena, die ihn erfolggekrönt zurückkehren sah, ihm mit lautem Jubel an den Hals. Kaum hatte er Zeit gefunden, sich vom Straßstaub zu säubern, als die ersten Gäste eintrafen, um ihn durch gesellschaftliche Pflichten in Anspruch zu nehmen.

Als er aber seine Kusine in der ihm bekannten Toilette erblickte, trat wie mit einem Zauberschlag eine andere Erscheinung vor sein Auge, deren sanfter Gewalt er sich nicht zu erwehren vermochte, deren sich zu erwehren er aber auch gar nicht versuchte.

II.

Mehr als ein Jahr ist verflossen.

Ein taufrischer Herbstmorgen lag über Mezöhas, einer der Besitzungen Baron Bölgyis, dicht an der siebenbürgischen Grenze.

Ein großer Garten, den nach der einen Seite weitausgedehnte Weinberge, nach der andern die Ausläufer eines sich weithin erstreckenden Eichwaldes begrenzten, umgab das kastellartig gebaute Herrenhaus, dessen altersgeschwärzte, mit seltsamen

Schnörkeln verzierte Mauern die trauliche Behaglichkeit der innern Gemächer kaum ahnen ließen.

Von einem Ritt in den Wald, wo er mit dem Förster wegen Aufforstung eines abgeholzten Gebietes Rücksprache genommen, zurückgekehrt, ruhte Jenö, die glimmende Zigarre im Munde, in einem rohrgeflochtenen Schaukelstuhl auf der gegen den Garten vorgebauten Veranda.

Nicht lange war er so geessen, als sich eine weiche Hand auf seine Schulter legte und er, aufschauend, seine junge Frau, die er zu dieser frühen Morgenstunde noch schlafend glaubte, frisch und blühend wie die eben aufgebrochene Rose im Perlen schmuck des nächtlichen Taues, neben sich stehen sah. Seinen Arm um ihre schlanken Hüften legend, zog er sie auf seine Knie nieder.

„Bist du recht müde?“ fragte sie ihn, ihre Finger spielend in das Gelock seiner dunklen Haare sendend.

„Ich war es wohl. Jetzt an deiner Seite fühl' ich's nicht mehr,“ erwiderte er und lehnte seinen Kopf an ihre Schulter.

„Ei, wie artig!“ lachte sie. „Ich will nur hoffen, daß ich mit der Müdigkeit nicht auch deinen Appetit verschleucht habe.“

Sie sprang auf und eilte in das Haus, um wenige Minuten später, gefolgt von dem das Frühstück servierenden Diener, zurückzukommen.

Und bald sekundierte das leise Klirren der Teller und Becher dem fröhlichen, von heiterem Lachen unterbrochenen Geplauder des jungen Paares. Scherzend tranken sie aus einem Glase, um jeder die geheimen Gedanken des andern zu erraten; lachend schoben sie sich gegenseitig die besten Bissen in den Mund. „Weißt du auch, welchen Tag wir heute feiern?“ fragte Jenö mit plötzlichem Ernst, das mit goldig schimmerndem Ungarwein gefüllte Glas hochhebend. „Hast du schon daran gedacht, was heut vor einem Jahr sich ereignete?“

„Glaubst du, ich könnte dieses Tages je vergessen?“ antwortete sie mit sanftem Vorwurf in der Stimme, während ihr dunkelblaues, von langen Wimpern beschattetes Auge heiß aufleuchtete und mit dem Ausdruck innigster, dankbarster Freude zum Himmel aufblickte.

„Ja, heut war es vor einem Jahre,“ sprudelte es von Jenös Lippen, „daß bei einbrechendem Abenddunkel unter heulendem Sturm und klatschendem Regen ein Reisewagen vor einer kleinen Dorfkirche stillhielt. Eine schlanke, dicht verschleierte Dame und ein junger Mann in Mantel und Stiefel verließen den Wagen und traten in die Kirche, die von dem auf ihre Ankunft vorbereiteten Sakristan geöffnet worden war. Und in dieser kleinen, schmucklosen, von spärlichem Lichte erhellten Dorfkirche besiegelte der den Reisenden befreundete Priester den Bund zweier Herzen, die im Kampf mit dem Strom schwer besiegbarer Hindernisse eine stille Bucht gefunden hatten, wo sie, der mißgünstigen Welt entrückt, den Traum der Liebe träumen und von heißem Streite ausruhen im Besitz unzertrennlichen, seligen Friedens der Seele.“

Die Becher klangen aneinander, Jenö schloß sein junges Weib an seine Brust und ein langer, inniger Kuß erneuerte das Bündnis zweier Menschen, deren jeder seines Strebens Ziel in der Beglückung des andern fand.

Die Arme ineinandergeschlungen, blickten sie hinaus in die stille, in mildem Sonnenglanz ruhende Landschaft.

„Mir ist so wohl und doch so wehe,“ unterbrach Margit das träumerische Schweigen, „wenn ich zurückdenke an all die Stürme, die zwar nicht unsere Liebe — denn diese ist ewig —, aber unserer Liebe Glück zu zerstören drohten. Wird unsere Ehe der Welt auf die Dauer verborgen, unser stilles Asyl unentdeckt bleiben können?“

„Fürchte nichts, Geliebte! Hier auf diesem entlegenen Landgute, dessen Verwaltung mein Vater glücklicherweise mir übertragen hat, sucht mich so leicht niemand auf. Ein Jahr werden wir unser Geheimnis noch verbergen können, und sowie ich großjährig bin, stelle ich dich der ganzen mir bekannten Welt als meine Gattin vor, vorausgesetzt,“ fügte er scherzend hinzu, „daß du dich nicht für zu gut dünkst, als die Frau des Kammerdieners Herrn von Várnays aufzutreten.“

Jenös Scherz verschuchte die Wolken von Margits Stirn. Sie lächelte, als sie an ihres Gatten meisterhafte Durchführung der Dienervolle zurückdachte.

„Erinnerst du dich noch,“ fragte sie ihn, „wie sprachlos vor Staunen, ja vor Schreck ich war, als du deine Maske fallen ließest und mir erklärtest, wer es sei, der mir Hand und Herz fürs Leben bot?“

Jenö nickte. „Was zuerst nichts war als ein übermütiger Scherz, wurde dann eine der mächtigsten Quellen meiner Liebe und meiner Verehrung deines Charakters. Indem du deine Neigung einem Manne von scheinbar so untergeordneter Lebensstellung schenkest, sah ich, daß sie allein meiner Persönlichkeit, nicht aber den zufälligen äußerlichen Vorteilen galt.“

Das Eintreffen des Reitknechts, der von dem ein paar Stunden entfernt gelegenen Postamt mit den eingelaufenen Briefen und Zeitungen zurückkehrte, unterbrach das trauliche Geplauder des jungen Paares.

Mit lässiger Hand löste Jenö den Umschlag der Schriftstücke, deren Inhalt raschen Blickes übersiegend. Plötzlich verfärbten sich seine Wangen. Beklemmende Angst schnürte sein Herz zusammen, während sein Auge auf ein nur wenige Zeilen enthaltendes Briefblättchen starnte.

Angstlich blickte Margit auf die schreckverstörten Züge ihres Gatten. Und als er ihr das verhängnisvolle Schreiben schweigend in die Hände legte und sie ihr Auge hastig über die Zeilen gleiten ließ, ging ein Bittern durch ihren Körper und ausschließend warf sie sich in Jenös Arme.

Er fühlte sich unvernünftig, sie zu trösten. Ihm selbst war zu weh und bang zumute. Denn dieser von einem in der Landeshauptstadt wohnhaften Better

Jenös an ihn gerichtete Brief enthielt die an ihn gestellte Aufforderung, unverzüglich nach Budapest abzureisen, da sein Vater bedenklich erkrankt sei.

Da gab es kein Zögern. Nach Verlauf von weniger als einer Stunde fuhr Jenö, nur mit dem Nötigsten versehen, in Margits Begleitung zur nächstgelegenen Bahnstation. Schweigend legten sie den Weg zurück. Keiner wollte seinen trüben Gedanken Ausdruck geben.

„Weine nicht! Vertraue mir! Sobald als irgend möglich, kehre ich zurück,“ tröstete Jenö seine Frau bei dem letzten Abschiedskusse. Dann riß er sich aus ihren Armen und stieg in das Coupé.

Die Tür wurde zugeschlagen, noch ein letztes Lebewohl, ein greller Pfiff der Lokomotive und mit einem Rucke setzte sich der Zug in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller und schneller. Und nun brauste er dampfend und keuchend dahin, Margits Glück und Frieden unaufhaltsam mit sich reißend.



Mit lässiger Hand löste Jenö den Umschlag der Schriftstücke.

Ein dünner Rauchstreifen bezeichnete noch die Bahn, auf der ihr einziges Lebensglück in die Ferne zog, dann löste sich auch dieser allmählich in der Luft auf, nichts zurücklassend als unermeßliche, kalte, öde Leere.

III.

„Bah, die Schwierigkeiten müssen überwunden, der Widerstand der beiden muß gebrochen werden. Wenn es durchaus nicht anders geht, nun . . . so engagieren Sie sich mit ihr. Das Opfer, das ich von Ihnen fordere, ist nicht groß, denn wie ich höre, ist die Kleine außerordentlich hübsch, und über meine Börse können Sie verfügen, um ihr in Paris ein paar Monate hindurch eine elegante Wohnung, Equipage und Theaterloge zu bezahlen. Aber nur in Paris, oder wenn möglich noch ferner von hier; ich fürchte die Nähe dieser kleinen Schlange.“

Mit diesen Worten geleitete Jenös Vater Herrn von Dornyei, einen durch leichtsinnigen Lebenswandel ruinierten Edelmann, zur Tür, der gekommen war, um zu einer Reise, die er im Auftrage seines Jugendfreundes unternehmen sollte, die letzten Instruktionen entgegenzunehmen.

Dernyey beantwortete die Weisungen seines Freundes und Gönners mit einem leisen Lächeln, schüttelte dessen Hand und ging.

Zwei Tage nach dieser seltsamen Verabschiedung der beiden Herren erhielt Bölgyi ein mit Ungebuld erwartetes Telegramm, das ihm über den Erfolg der Dernyey anvertrauten Mission Nachricht gab. Ein spöttisches und doch zugleich schmerzliches Lächeln umzog seine Lippen, während er die Worte überflog, und mit bitterem Tone murmelte er vor sich hin: „Der arme Junge! Ich wußte es ja, daß sie seiner nicht würdig ist! Während er sich einbildet, in seiner Gattin ein liebendes, treues Weib zu besitzen, ist sie eine schlaue, habgierige Abenteurerin, in deren Netzen er sich fangen ließ.“

Dank seiner kräftigen Natur war Baron Bölgyi von seiner Krankheit rasch genesen, und von Tag zu Tag harnte Jenö mit steigender Unruhe der Erlaubnis, nach Mezöbáz zurückzukehren. Soeben hatte er seinen täglichen Brief an seine Frau vollendet und dem Diener zur Beförderung übergeben, ohne es zu ahnen, daß derselbe gleich seinen Vorgängern der letzten Woche niemals in Margits Hände, sondern in seines Vaters Schreibsekretär gelangen sollte.

Durch einen bösen Zufall hatte der alte Baron von dem Zusammenleben seines Sohnes mit der „Nähmamsell“, wie er sie höhnisch nannte, Kenntnis erhalten, und aus den Briefen Jenös an Margit, die er sich aneignete, hatte er die Gewißheit der ihn aufs tiefste empörenden Tatsache entnommen, daß Jenö sich mit Margit in legaler Ehe verbunden. Die Trennung dieser Ehe, um welchen Preis es auch sei, hatte er sich als Ziel gesetzt, und das eben eingetroffene Telegramm Dernyey's zeigte ihm die Erreichung dieses Zieles in greifbarer Nähe.

Jenö ahnte freilich nichts von der sich vorbereitenden Katastrophe; nur die Tatsache, daß er seit mehreren Tagen von Margit keine Nachricht erhalten hatte, erfüllte ihn mit Sorge um ihr Wohlbefinden und ließ seinen Wunsch, nach dem stillen Erdenwinkel, wo sie seiner harnte, zurückeilen zu dürfen, zu ungezügelter Ungebuld emporwachsen.

Arglos trat er jetzt in das Zimmer seines Vaters, den er zu seinem Staunen nicht, wie gewöhnlich, seine lange, türkische Pfeife rauchend, in der Lektüre seines Leibblattes vertieft fand, sondern mit zusammengezogenen Brauen und zornigeröteter Stirn im Zimmer auf und nieder schreitend, indem er das Eintreten seines Sohnes nicht beachtete.

„Du scheinst aufgeregter, Papa, ist dir etwas Unangenehmes widerfahren?“ wagte er endlich zu fragen, als das hartnäckige Schweigen seines Vaters anfing, ihm peinlich zu werden.

Da hielt der alte Herr in seiner Wanderung inne, und dicht vor Jenö stehenbleibend, heftete er einen scharfen, forschenden Blick auf ihn.

„Nein, mir ist nichts begegnet,“ erwiderte er nach kurzer Pause. „Ich bin nur gerade in Nachdenken versunken über dich, — über deine Zukunft.“

Jenö warf einen unsicheren, fragenden Blick auf seinen Vater, ohne zu antworten.

„Du hast deine ökonomischen Studien vollendet, hast dich auch praktisch zu einem tüchtigen Landwirt herausgebildet,“ fuhr dieser fort. „Wie wäre es, wenn du daran dächtest, dich zu verheiraten?“

Jenö erschraf. Doch sich beherrschend, antwortete er mit scheinbarem Gleichmut, denn es lag ihm daran, nicht das Mißtrauen seines Vaters wachzurufen: „Warum nicht? — Wenn ich ein Mädchen finde, das mir zusagt.“

„Wirklich?“ spöttelte sein Vater mit einem kurzen, trockenen Aufstöhnen. „Deine Bereitwilligkeit ist ja recht freundlich!“ Dann aber, plötzlich losplappend: „Du hättest Anlage zu einem Mormonenhäuptling. Möchtest dir wohl eine zweite, eine ebenbürtige Frau ansiegeln lassen neben deiner idyllischen Nähmamsell?“

Würde sich zu Jenös Füßen plötzlich die Erde gespalten haben, er hätte nicht in heftigerem Schreck erstarren können, als bei diesen Worten seines Vaters.

Doch bald faßte er sich wieder. Was konnte ihn bedrohen? Seines Vaters Zorn? Der würde sich wieder fänstigen lassen. Ihm die Geliebte zu entreißen vermochte aber keine Macht der Erde. War sie doch seine ihm rechtmäßig angetraute Gattin. Und mit kühnem Auge begegnete er dem durchbohrenden Blick seines Vaters.

Dieser schien durch solche Ruhe sich noch heftiger zu erzürnen. Er hatte erwartet, den entdeckten Verbrecher um Verzeihung flehend zu seinen Füßen niederstürzen zu sehen und somit zur Durchführung seines Planes leichtes Spiel mit ihm zu haben. Nun brachte ihn die trostige Ruhe des Missetäters völlig außer sich, und nur schwer vermochte er, seinem aufwallenden Zorn Zügel anzulegen. „Warum antwortest du nicht?“ fragte er rauh. „Gestehede deine wahnwitzige Verirrung. Oder willst du es leugnen, deine Pflichten gegen deine Familie, gegen den Namen, den du trägst, so weit vergessen zu haben, daß du dich entwürdigtest, mit der Schneiderin Margit Varga eine heimliche Ehe einzugehen, mit welcher Dame du dann ein Jahr auf meinem Gute Mezöbáz verbrachtest, und die dich nun, wie du glaubst, dort schon recht schnüftig erwartet?“

Jenö raffte sich empor. Hoch aufgerichtet stand er vor seinem Vater.

„Ich leugne nicht,“ versetzte er kalt. „Am 4. Oktober verfloßenen Jahres ließ ich mich mit Margit Varga trauen und zog mich mit ihr auf dein enanntes Gut zurück, wo ich sie auch in Kürze, vielleicht schon morgen, wiedersehen werde.“

„Das wirst du nicht!“

„Ich werde es!“

„Du wagst es, mir Trost zu bieten, ungeratener Bube?“ schrie der alte Baron, außer sich vor Empörung. „Wohl! Kehre zurück nach Mezöbáz und suche dort deine Gemahlin von der Nadel. Du hast dein Nest zu wenig sorgsam gehütet, dein Vogel ist ausgeflogen. Ja, schaue mich nicht so verwundert an. Es ist wahr, was ich dir sage. Nicht nur

eine deinem Stande unwürdige Person ist es, die du deine Gattin nennst, sondern auch eine — Dirne. Während du hier in verzehrender Ungebuld ihrer gedenkst, hat dein treues Weib mit dem ersten Manne, der ihr während deiner Abwesenheit begegnete, den ich als Probierstein ihrer Tugend und Liebe ihr zugeschickt, einen Liebeshandel angeknüpft und befindet sich vielleicht schon in diesem Augenblick mit ihm auf dem Weg ins Ausland."

Eine fahle Blässe überzog Jenö's Antlitz. Seine Knie wankten. Er mußte sich an die Lehne eines Stuhles klammern.

Doch plötzlich lachte er laut auf.

"Lüge!" rief er. "Eine Lüge, um mich von meiner Frau zu trennen! Das Gewebe ist aber zu schlecht gesponnen, um mich zu umstricken. Ich werde den elenden Betrüger entlarven, und wehe ihm, wenn er in meine Hände gerät!"

Mit hartem Ton fiel ihm sein Vater ins Wort.

"Es ist keine Lüge. Margit Varga ist deiner Liebe unwürdig. Aus Ehrgeiz und Habgier hat sie dich umgarnt. Jetzt ist sie im Begriff, mit einem andern durchzubrennen, weil dieser ihr, statt der etwas langweiligen Zurückgezogenheit auf dem einsamen Landsitz, eine brillante Existenz in einer Weltstadt bietet. Wenn du zweifelst — hier der Beweis."

Und er überreichte Jenö das eben eingetroffene Telegramm, das die Worte enthielt: „Meine An-



Er überreichte Jenö das eben eingetroffene Telegramm.

erbietungen sind von Margit angenommen. Morgen reisen wir. Brieflich mehr. Dornyey."

Mit einem Aufschrei brach Jenö auf einem Stuhl zusammen. Ihn schwindelte. Sein Denken erstarrte in wirrer Betäubung.

Doch nur wenige Minuten dauerte die Verwirrung seiner Sinne. Plötzlich sprang er von seinem Sitz

empor und stürzte nach seinem Zimmer. Hastig steckte er eine Geldsumme und seinen Revolver zu sich, warf einen Mantel über die Schultern und verließ das Haus. Er fuhr zum Bahnhof, wo er jedoch noch länger als eine halbe Stunde auf die Abfahrt des nach der Mezöhas zunächst gelegenen Station führenden Zuges warten mußte. Gleichwohl bestieg er sogleich ein Coupé und in eine Ecke gedrückt, versank er in dumpfes Brüten.

So bemerkte er seinen Vater nicht, der, wenig später als er, auf dem Perron eingetroffen, in alle Waggonfenster spähend, den Zug entlang schritt. Bald hatte er seinen Sohn entdeckt, worauf er sich eine Fahrkarte löste und in einem anderen Wagenabteil Platz nahm.

Angeblickt der tiefen Verstörung seines unglücklichen Sohnes war die wild auffäumende Empörung seines heftigen Gemütes wie Schaum zerronnen. Banges Mitleid war an deren Stelle getreten. War es doch sein einziges Kind, das er den Qualen fürchterlichster Enttäuschung preisgegeben sah. Ein Gefühl reuevoller Beschämung beschlich ihn, daß seine Hand es war, deren gewaltsamer Eingriff Jenö's, wenn auch nur vermeintliches Glück gebrochen hatte. Und wenn er sich auch der aufsteigenden Neuempfindung mit der Erwägung, daß er doch nur im wahren Interesse seines Sohnes gehandelt habe, energisch zu erwehren suchte, so fühlte er sich doch gedrängt, dem Unglücklichen in seinem schweren Seelenkampfe beizustehen, ihm Mut und Trost zuzusprechen.

Und als er, um Jenö aufzusuchen, sein Zimmer betretend, ihn nicht mehr vorfand; als die durcheinandergeworfenen Kleider, die offen und leer auf dem Tische stehende Revolverkassette ihn Jenö's Abreise und Absichten erraten ließen, da fühlte er sein in väterlicher Zärtlichkeit aufspohendes Herz von namenloser Angst gepackt, und von dem Gedanken an ein drohendes Unglück wie von Furien gejagt, hastete er nach dem Bahnhof, um den, wie er berechnete, Jenö nach Mezöhas führenden Zug noch zu erreichen.

Dies war ihm gelungen. Im Begriffe, Jenö's Coupé zu besteigen, war er jedoch von einer unüberwindlichen Scheu, seinem Sohne, vor dem er sich plötzlich wie ein Schuldiger fühlte, sich zu nähern, zurückgehalten worden. Nein, jetzt mochte er ihn nicht gegenüberreten. Auf der Endstation, wo sie beide den Zug verließen, war es frühe genug dafür. Und in Mezöhas würde er an der Seite seines Sohnes eintreffen, um ihn vor einer Tat der Verzweiflung zu bewahren.

IV.

Au wolkenlosem Himmel neigte sich die Sonne dem Horizonte zu, die herbstlich gefärbten Wälder mit purpurner Glut überstrahlend.

Auf Jenö's Lieblingsplatz, dem Schaukelstuhl auf der Veranda des Kastells Mezöhas, saß Dornyey behaglich hingestreckt.

Er war ein auffallend hübscher Mann von etwa vierzig Jahren. Seine hohe, elegante Gestalt besaß das vollkommenste Ebenmaß. Dunkles Haar und

ein feingekräuseltes Vollbart von tiefstem Schwarz umrahmten die regelmäßigen, trotz der unverkennbaren Spuren geist- und körperaufreibender Genüsse, noch schön zu nennenden Gesichtszüge, aus welchen die von dichten Brauen beschatteten dunklen Augen hervorblickten. Der Ausdruck von Unmut und Ungeduld lag auf seinem Angesicht, während er mit seiner Nagelfeile an seinen wohlgepflegten, langgepölkten Nägeln herumschabte. Das Feuer der Zigarre war ihm unbemerkt verglüht und jetzt sie selbst seinen Lippen entfallen, ohne daß er es wahrnahm. Plötzlich sprang er auf und stampfte ärgerlich mit dem mit lackledernem Reiterstiefel bekleideten, zierlichen Fuße auf den Boden auf, daß die Sporen leise klirrten, und nachdem er im Vorübergehen einen selbstgefälligen Blick in den Spiegel geworfen, betrat er die Gemächer. Vor dem letzten der Reihe blieb er an der Türe stehen und klopfte, zuerst leise, dann, als keine Antwort kam, lauter.

„Wer ist da?“ fragte endlich Margits Stimme im Innern des Zimmers.

„Ich bin es, Dernyey,“ sagte er mit bittendem Tone. „Ich habe aus Budapest Nachricht erhalten, — auch von Jenö, darf ich sie Ihnen mitteilen?“ Margit öffnete und trat über die Schwelle.

Nachdem sie Platz genommen und Dernyey mit einer einladenden Handbewegung aufgefordert hatte, sich gleichfalls zu setzen, richtete sie einen fragenden Blick auf ihn.

Wer Margit an jenem Morgen, als sie mit ihrem Gatten den Jahrestag ihrer Vermählung feierte, gesehen und sie heute wieder sah! Welch eine Veränderung war in diesen wenigen Wochen mit ihr vorgegangen! Wer hätte in ihr die rosige, glückstrahlende Erscheinung von damals erkannt! Bläß und eingefallen waren ihre Wangen, ihre Haltung müde, um ihre Lippen lag eine Falte herben Schmerzes und in ihren dunkelblauen Augen lag der Ausdruck eines tiefen, hoffnungslosen Grames. Dennoch war sie schön, fast schöner noch als damals. Aber es war eine Schönheit, die zu Tränen rührte.

Dernyey aber ließ seine Blicke mit wohlgefälligem Behagen auf dem jungen Weibe ruhen.

„Was haben Sie mir für Nachrichten zu geben?“ fragte Margit, als Dernyey noch immer schwieg.

Dernyey hüstelte.

„Ja — allerdings,“ erwiderte er endlich zögernd, indem er sein linkes Bein kreuzweise über das rechte schlug und dessen schmale Fußspitze einer aufmerksamen Besichtigung unterzog. „Baron Bölgyi, Ihr Schwiegervater, stellt an mich die Frage, wann Sie abzureisen gedächten? Sie wissen, daß ich Ihre Antwort auf sein Schreiben, welches ich die Ehre hatte, Ihnen zu überbringen, ihm telegraphisch mitgeteilt habe. Nun erwartet er von mir definitive und umgehende Nachricht über den Zeitpunkt Ihrer Abreise von Mezöház.“

„Ich glaube, Sie hätten mir von Jenö Mitteilungen zu machen,“ sagte Margit leise.

„Ja, eigentlich wohl auch von Jenö. Zwar sollte ich Ihnen darüber nichts sagen, da Sie Ihren Ent-

schluß doch schon gefaßt haben und es die Last Ihres Kummer's noch vermehren muß.“

Dernyey sprach langsam und mit scheinbarem Widerstreben. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Da Jenö sich dem Willen seines Vaters unmöglich widersetzen und Sie hier auf dessen Gute zurückhalten kann, so bestürmt er mich mit der Bitte, Sie dorthin zu begleiten, wohin Sie Ihren Weg zu nehmen gedenken, um Sie vor allen Unannehmlichkeiten, die einer alleinstehenden jungen Dame auf einer Reise begegnen können, zu schützen. Übrigens spricht er die bestimmte Absicht aus, nach erlangter Großjährigkeit sich mit Ihnen wieder zu vereinen und Ihrer beider Lebensunterhalt durch den Erwerb seiner eigenen Arbeit zu beschaffen, da sein Vater ob seiner Widersetzlichkeit gegen den väterlichen Willen ihn natürlich enterben wird, was er schon jetzt tun würde, wenn es ihm nicht gelingen sollte, die Auflösung Ihrer Ehe durchzusetzen.“

Margit antwortete nicht und Dernyey erzählte weiter: „Vielleicht beabsichtigt Jenö Ökonomiebeamter auf den Gütern eines seiner jetzigen Standesgenossen zu werden. . . Allerdings gerade kein beneidenswertes Los für einen Mann von seiner Erziehung und seinen Lebensgewohnheiten. . . Doch was ist die Liebe nicht alles zu leisten imstande!“

Langsam und zögernd hatte Dernyey gesprochen, in den letzten Sätzen jedes Wort mit scharfer, satirischer Betonung markierend. Jetzt hielt er abermals inne, während er über Margits Antlit verflohen einen forschenden Blick gleiten ließ. Und da sah er, daß seine Absicht gelungen war. Der Pfeil hatte getroffen.

Margit liebte Jenö zu selbstlos, um den Gedanken ertragen zu können, daß er um ihretwillen den Vorteilen seiner mit Glücksgütern reich dotierten Lebensstellung entsage, um eine beschränkte, untergeordnete zu ergreifen. Sie vermochte es nicht, von ihm ein Opfer anzunehmen, das ihn in den Augen der Welt lächerlich machen, ja sogar erniedrigen konnte. Solches Opfer durfte er ihr nicht darbringen. Sie hatte ihn mit ihrer Liebe beglücken wollen, nicht ihn berauben. Und wußte sie denn, ob der Grund seines Entschlusses ausschließlich in seiner Liebe zu ihr lag? Vielleicht war es weniger Liebe, als Pflichtgefühl, das ihn zwang, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz an der Seite der ihm nun einmal angetrauten Lebensgefährtin auszuharren, die fatalen Konsequenzen der unbedacht eingegangenen Ehe tapfer auf sich zu nehmen? Und selbst, wenn dieses Opfer ihm jetzt in der Vollkraft seiner Jugendjahre gering dünkte, würde er später, wenn die Illusionen des Jünglingsalters entfliehen und die nüchternen Lebensanschauungen des gereiften Mannes an deren Stelle träten, würde er dann nicht diesen Schritt als eine Torheit bereuen und sein Leben als ein verlorenes beklagen? Und dies alles um ihretwillen! — Nein, dies durfte nie und nimmer geschehen!

Diese Gedanken waren es, die in wilder, regelloser Flucht Margits Hirn durchstürmten, allmählich

aber immer klarer hervortraten und sie zu dem Entschlusse freier Entfugung drängten.

Düsteren Auges vor sich hinstarrend, schien sie Dornyey's Anwesenheit gänzlich vergessen zu haben. Endlich erhob sie sich und trat an das Fenster. Dabei streifte ihr Blick einen vertrockneten Rosenstrauch, der in einer Vase auf dem Schreibtisch stand. Eine Liebesgabe Jenö's zu ihrem letzten Geburtstag. Und beim Anblick dieser Blumen, die welk und verdorrt, wie ihr junges Glück, vor ihr lagen, brach der Strom hoffnungsloser Verzweiflung aus ihrer Seele. Sie lehnte ihre Stirn an die Scheiben des Fensters und weinte, daß die schweren Tränen zwischen den ihr Antlitz bedeckenden Händen hervorrieselten.

So war er denn vorüber, der Traum ihres stillen, seligen Glücks! Mit eigener Hand, um der Zukunft des Geliebten willen, mußte sie das Band lösen, das ihn an sie knüpfte. Mußte sich losreißen von allem, was ihrem Dasein Freude und Wert verlieh, mußte aus der Heimat, in der ihr ganzes Sein mit allen Wurzeln haftete, sich freiwillig verbannend, einem öden, einsamen Leben entgegenschreiten, ohne Zweck und Inhalt, ohne Liebe und ohne Trost.

Dornyey, der Margit's gequältes Schweigen aus gewohnter Höflichkeit zuerst nicht zu stören gewagt hatte, fing an, diese Szene stummen Schmerzes höchst langweilig zu finden. Auch verlangte es ihn darnach, die Sache einem definitiven Abschluß entgegenzuführen. Er erhob sich von seinem Sitze, durchschritt scharf auftretend einigemal das Zimmer, und als Margit auch dies nicht zu bemerken schien, riß er sie, dicht an sie herantretend, mit der brüsk hingeworfenen Frage aus ihrer Versunkenheit: „Nun — welche Antwort soll ich Jenö's Vater auf seine Frage mittheilen? — Wann reisen wir?“

Margit erhob langsam ihr Haupt.

„Wir — ? Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie ruhig. „Ich werde morgen früh Mezöház verlassen. Wann Sie reisen, das weiß ich nicht.“

„Ungeachtet Jenö's ausdrücklichen Wunsches wollen Sie mir nicht gestatten, Sie zu begleiten?“

„Nein!“

„Und warum nicht? Aus welchem Grunde wollen Sie Jenö der Beruhigung berauben, zu wissen, daß Sie nicht allein, ohne Freunde und Verwandte, ohne Schutz und Stütze in die Fremde ziehen? — Denn ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Sie nach jenem Orte, wo Sie als Mädchen gelebt, nicht zurückkehren werden?“

„Allerdings nicht. Dennoch muß ich Ihre Begleitung auf das bestimmteste ablehnen. Jenö aber mögen Sie zu seiner Beruhigung sagen, daß ich, wie er wohl weiß, schon als junges Mädchen elternlos und ohne andern Schutz als meinen eigenen in der Welt gestanden, und daß mir dies jetzt nicht schwieriger sein wird als früher.“

„Und wohin werden Sie Ihre Schritte lenken?“

Margit richtete sich stolz auf.

„Gestatten Sie mir, Ihnen diese Antwort schuldig zu bleiben,“ erwiderte sie kalt. Und dann, nach kurzer

Pause fügte sie hinzu: „Auch muß ich Sie bitten, mich für den Rest des heutigen Tages der dem Gaste schuldigen Pflichten als Hausfrau zu entheben, da ich für meine Abreise noch mancherlei Vorbereitungen zu treffen habe.“

„Auch ich muß daran gehen, mich reisefertig zu machen,“ sagte Dornyey. „Für heute ist es freilich schon zu spät. Aber morgen werde ich nach Budapest zurückkehren. Und wenn Sie mir schon nicht erlauben, Sie auf Ihrer Reise zu begleiten, so werden Sie Ihre Grausamkeit doch nicht so weit treiben, daß Sie mir verbieten, die kurze Strecke bis zur Station an Ihrer Seite zurückzulegen?“

„Ich bedauere, Ihnen auch das nicht gewähren zu können,“ verneinte Margit kühl.

„Ein Wagen wird Ihnen jederzeit zur Verfügung stehen. Ich jedoch wünsche, meine ganze Reise, auch von hier zur Bahnstation, allein zu machen.“

Dornyey biß sich auf die Lippen.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige,“ erwiderte er scharf.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihrem Schwiegervater mit Ihrem spurlosen Verschwinden in der weiten Welt nicht gedient sein kann.“

„Und warum nicht? Aus welchem Grunde wollen Sie Jenö der Beruhigung berauben?“ Es handelt sich ihm ja doch um die Durchführung der Trennung Ihrer Ehe.“

Margit war gegen die Tür geschritten. Jetzt wendete sie sich zurück, und Dornyey mit einem stolzen Blicke messend, sagte sie: „Jenö wird seine Freiheit zurückerkhalten. Ich werde nicht ermangeln, meinem Schwiegervater zur Einleitung der nötigen Schritte meinen Aufenthaltsort bekanntzugeben. Dies mögen Sie ihm melden.“

Mit diesen Worten neigte Margit mit leichtem Gruße ihr Haupt und zog sich, Dornyey in tiefem Anmuth zurücklassend, in ihre Gemächer zurück.

„Verdammte kleine Kröte!“ zischte er, einen wüthen den Blick auf die Portiere heftend, hinter welcher Margit verschwunden war.

Er hatte freilich alle Ursache, erzürnt zu sein. Er spielte ein verwegenes Doppelspiel, und nun schien es, als ob es ihm mißglücken sollte, das Ziel seiner Pläne zu erreichen.

Doch verzweifelte er nicht. Noch gab er die Hoffnung nicht verloren, in schlauer und energischer Befolgung seiner Abichten dennoch zu reüssieren.

Er war von Jenö's Vater, der über die Mesalliance seines Sohnes empört, beschlossen hatte, eine Auf-



„Und warum nicht? Aus welchem Grunde wollen Sie Jenö der Beruhigung berauben?“

„Es handelt sich ihm ja doch um die Durch-

führung der Trennung Ihrer Ehe.“

Margit war gegen die Tür geschritten. Jetzt wendete sie sich zurück, und Dornyey mit einem stolzen Blicke messend, sagte sie: „Jenö wird seine Freiheit zurückerkhalten. Ich werde nicht ermangeln, meinem Schwiegervater zur Einleitung der nötigen Schritte meinen Aufenthaltsort bekanntzugeben. Dies mögen Sie ihm melden.“

Mit diesen Worten neigte Margit mit leichtem Gruße ihr Haupt und zog sich, Dornyey in tiefem Anmuth zurücklassend, in ihre Gemächer zurück.

„Verdammte kleine Kröte!“ zischte er, einen wüthen den Blick auf die Portiere heftend, hinter welcher Margit verschwunden war.

Er hatte freilich alle Ursache, erzürnt zu sein. Er spielte ein verwegenes Doppelspiel, und nun schien es, als ob es ihm mißglücken sollte, das Ziel seiner Pläne zu erreichen.

Doch verzweifelte er nicht. Noch gab er die Hoffnung nicht verloren, in schlauer und energischer Befolgung seiner Abichten dennoch zu reüssieren.

Er war von Jenö's Vater, der über die Mesalliance seines Sohnes empört, beschlossen hatte, eine Auf-

Lösung dieser von dem noch Unmündigen eingegangenen Ehe durchzusetzen, nach Mezöhaz mit einem Briefe Bölgyis an Margit geschickt worden, in welchem er an sie das Verlangen stellte, in die Lösung ihrer Ehe einzuwilligen, in welchem Falle er ihr eine ansehnliche lebenslängliche Jahresrente zusicherte, während im Falle der Weigerung der jungen Gattin, ihre Verbindung zu lösen, Jenö von seinem Vater enterbt werden würde. Auch hatte Dernyey von Bölgyi den persönlichen Auftrag erhalten, Margit durch irgend welche Mittel es auch sei, dazu zu bestimmen, Mezöhaz unverzüglich zu verlassen, indem Bölgyi hierdurch in die Möglichkeit versetzt werden wollte, seinem Sohne Margits Charakter in einem Lichte darzustellen, daß er, von ihr sich betrogen glaubend, in die Trennung gerne willigen würde. Als Dernyey nun, vor wenigen Tagen auf Mezöhaz eingetroffen, die schöne junge Frau erblickt hatte, war in ihm sofort der Wunsch erwacht, die verlockende Beute, die Jenö entrisßen werden sollte, sich selbst zu erringen. Zwar hatte ihn Margits seinen unzweideutigen Huldigungen entgegengegesetzte schroffe Abweisung bald darüber belehrt, daß ein Erfolg seiner Bemühungen sehr schwierig zu erreichen sei. Da er aber an Frauentugend grundsätzlich nicht glaubte, gab er seine Hoffnung nicht auf, sondern wurde im Gegenteil in seiner durch allzuleichte Siege erworbenen Blasiertheit durch Margits kalte Unnahbarkeit nur noch mehr zur Verfolgung seines Zieles gereizt.

In schlaue erfonnener List hatte er in seinem an Bölgyi gerichteten Telegramm Margits Ehre gebrandmarkt, indem er dadurch zweierlei zu erreichen hoffte: einmal machte er Margit ihrem Schwiegervater, der, wie er wußte, vor weiblicher Würde hohe Achtung hegte, verächtlich, und zugleich spielte er ihm mit dem Scheinbeweis ihrer Unwürdigkeit Jenö gegenüber eine Waffe in die Hand. Margit aber hatte er vorgelogen, daß er Bölgyi ihren um der Ausöhnung ihres Gatten mit seinem Vater willen gefaßten Entschluß großmütiger Entfagung mitgeteilt habe.

War seine Intrige bis hierher gelungen, so erbitterte es ihn um so mehr, in Margits Unnahbarkeit ein unnehmbares scheinendes Hindernis auf seiner Siegesbahn zu entdecken. Doch hoffte er noch zuversichtlich, daß, wenn Margit nach der Trennung ihrer Ehe ihrem eigenen Schicksal anheimgegeben, in dürftigen Verhältnissen — denn die ihr von Baron Bölgyi angebotene Leibrente hatte sie, als einen Kaufpreis des von ihr geforderten Opfers, stolz zurückgewiesen — sich allein und verlassen sehen würde, sie wohl bald in dumpfer Gleichgültigkeit gegen ihre öde, trostlose Zukunft, oder von der Not gedrängt, sich in seine ihr geöffneten Arme werfen würde. Und so handelte es sich ihm darum, daß er sie bei ihrer Abreise von Mezöhaz nicht aus den Augen verliere, sondern es so einzurichten wisse, ihr unbemerkt zu folgen, damit er den von ihr gewählten zukünftigen Wohnsitz erfahre.

Nachdem Dernyey seine kleinen Reisevorbereitungen getroffen und sein Abendessen einsam verzehrt hatte

— Margit war seit ihrer Unterredung für ihn unsichtbar geblieben —, schrieb er an den alten Baron Bölgyi einen ausführlichen Brief, worin er ihm vorlog, daß Margit, seinen Wünschen und Anträgen Gehör gebend, frühmorgens am folgenden Tage mit ihm abreisen werde. Diesen Brief wollte er mit sich nehmen und von der Bahnstation, von wo aus er Margit zu verfolgen beabsichtigte, nach Budapest absenden. Nachdem er das Schreiben vollendet hatte, streckte er sich behaglich auf das weiche Lager und grübelte noch lange nach über die famose Intrige, die er eingeleitet und die ihn zweifellos an das heißbegehrte Ziel führen mußte, bis ihm der Schlaf die Augen zudrückte und der oft so gültige Traumgott die Erfüllung seiner Wünsche und Pläne vorspiegelte.

Aber während er sich in wohligen Träumen wiegte, und während Margit, erschöpft von den schmerzlichen Aufregungen der letzten Tage, das von blonden Locken umflossene, todbleiche Anlitz auf feuchtgeweinte Kissen geneigt, zum letztenmal auf dieser heimathlichen Stätte ruhte, brauste der Bahnzug immer näher heran, in dessen Schoß Jenö in qualvoll fiebernder Unruhe, und dessen Vater, seine Übereilung und Hektigkeit in Angst und Sorge um deren Folgen bereuend, dem nächsten Morgen entgegenwachten.

V.

Und es wurde Morgen. Ein trüber, trauriger Herbstmorgen. Der Wind hatte umgeschlagen und schweres Gewölk von Südwest heraufgejagt, das sich während der Nacht in heftigen Regengüssen entladen hatte. Am Morgen hatte es zu regnen aufgehört, aber umsonst bemühte sich die Sonne, ihre Strahlen auf die gelbe und braune Fläche der düsteren und öden Puszta herabzusenden. Sie vermochten das Gewölk nicht zu durchdringen, das den gestern noch so herrlich blauen Himmel wie mit einem Trauerflor umhüllte. Feuchtkalte Nebel krochen gespenstisch an dem verengten Gesichtskreis auf und nieder. Mit mißtönendem Getöse erhob sich von den bräunlichen Furchen des Stoppelfeldes eine Rabenchar, und über ihr schwebte in weiten Kreisen ein Geier, hin und wieder einen gedehnten, durchdringenden Schrei ausstößend, gleich einem in langgezogenen Tönen hinsterbenden Klagegelaute.

Es war sieben Uhr früh, als ein leichter, offener Jagdwagen auf der breiten Landstraße der Bahnstation Haraklány zufuhr. Es war Dernyey, der selbst die Zügel führend, Bölgyis flinke Jücker zu äußerster Anstrengung antrieb. Soeben hatte Margit Mezöhaz für immer Lebewohl gesagt. Sie hatte die Absicht, sich zu einer Freundin, die in einer der bedeutendsten Städte des Landes ein Modewarengeschäft besaß, zu begeben, und, zu ihrer Hände Arbeit der früheren Zeit zurückkehrend, dortselbst Beschäftigung zu suchen.

Als sie bei ihrer Abfahrt den Wagen bestiegen, hatte Dernyey es deutlich vernommen, wie sie dem Rutscher zugerufen: „Nach dem Bahnhof in Czigány!“ und hiernach hatte er rasch seinen Plan entworfen. Er beeilte sich, den vor neun Uhr in Haraklány eintreffenden Zug zu erreichen, denselben, der in Czigány,

der nächsten Station nach Harallány, auch Margit aufnehmen sollte. Einmal mit ihr in demselben Bahnzug einquartiert, werde es ihm ein leichtes sein, sie bis an ihr Reiseziel im Auge zu behalten.

Wenige Minuten nach neun Uhr fuhr der von Budapest kommende Zug in Szigány ein. Hastig schwang sich Jenö aus dem Waggon, und ohne Margit zu bemerken, die noch mit der Aufgabe ihres Gepäcks beschäftigt war, bestieg er einen der am Bahnhof etwaiger Ankömmlinge harrenden Bauernwagen und fuhr nach Mezöház. Dort wurde ihm auf seine Fragen nach seiner Frau von der Dienerschaft berichtet, daß sie und Dornyey vor wenigen Stunden abgereist seien. Daß Margit nach Szigány, Dornyey hingegen nach Harallány gefahren war, wußten die Diener nicht. Dornyey hatte dafür Sorge getragen, ihrer beider Reise als eine gemeinsame darzustellen.

Jenö lachte wild auf. So war das Pärchen in demselben Augenblick entflohen, als er gekommen! Vielleicht hatten sie ihn gesehen. Ein Raum von wenigen Schritten mag ihn von ihnen getrennt haben, ohne daß er es ahnte!

Mit rastlosen Schritten durchmaß Jenö die Zimmer, überall um sich blickend, als suchte er nach einem Zeichen von Margits Hand, das ihm das furchtbare Rätsel ihres Charakters löse, das ungläubhafte Geschick in einer dem zitternden Wunsche seines immer noch heimlich hoffenden Herzens entsprechenden Weise zu erklären vermöchte. Doch umsonst! Er fand nichts. Margit hatte nichts für ihn zurückgelassen. Was hätte sie ihm auch sagen sollen? Die nackte brutale Tatsache ihres schmachvollen Treubruches bedurfte keines Wortes der Erklärung.

Wieder nahm der Unglückliche seine ruhelose Wanderung auf durch die Reihe der Gemächer. Da fiel sein Blick auf einen auf einem Tischchen liegenden, an seinen Vater adressierten Brief. Er trug Dornyey's Schriftzüge. Zuerst wollte er ihn mit Eitel von sich schleudern, doch in der nächsten Sekunde erbrach er ihn und las:

„Lieber und geehrter Freund! Wie ich Ihnen bereits telegraphisch mitgeteilt, werden wir — die reizend schöne Margit (Spas à part, dieses Adjektiv verdient das junge Weib) und ich — in wenigen Stunden abreisen. Ich benachrichtige Sie hiervon noch in aller Eile, damit Sie die Befreiung Ihres Sohnes aus den entwürdigenden Fesseln, welche diese niedliche Circe um ihn geschlungen, als ein fait accompli betrachten können, und den armen, betrogenen Jenö gerettet wissen. Denn ich glaube Ihren Sohn nicht unrichtig zu beurteilen, wenn ich annehme, daß wenn selbst seine unglückliche Leidenschaft für Margit heiß genug wäre, um ihre Treulosigkeit ihr zu verzeihen und sie nochmals an sein Herz zu schließen, ihn hiervon doch seine verletzte Mannesehre zurückhalten werde. Versuchen Sie es, den armen Jungen zu trösten. Ma foi! Ich fände es nur zu begreiflich, wenn er ein bißchen tobte bei Entdeckung des schweren Irrtums, der seine liebende Seele umfangen hatte. Es ist keine Kleinigkeit, ein so liebezendes Geschöpf-

chen seine Frau zu nennen und sich von ihr auf das schmachlichste betrogen zu sehen; zittere doch ich selbst, der ich gottlob nicht ihr Gatte bin, vor dem Gedanken, daß die Stunde einmal kommen werde, wo sich das liebeliche Wesen meinen Armen um eines andern willen entwinden wird. Allerdings werde ich vorsichtiger sein, als er es war. Ich werde ihr nicht zumuten, daß sie in der öden Langeweile einer einsamen Pusta an meiner Liebe Genügen finde, sondern werde bemüht sein, sie durch Befriedigung all ihrer Wünsche so lange als möglich an mich zu fetten. Denn ein so anmutiges Weibchen an seiner Seite zu haben, ist ein Glück, das einem nicht alle Tage begegnet.

„Doch ich sehe, daß ich alter Knabe noch ganz ins Feuer gerate ob einem Paar schöner blauer Augen. Lachen Sie mich nur aus, obgleich ich überzeugt bin, Sie würden an meiner Stelle nicht anders fühlen.

„Wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt, sind wir schon auf der Reise. Ich weiß es noch nicht, in welcher Stadt die Laune meines kleinen Vogels mich zwingen wird, unser Nest zu bauen. Sobald mir die Zeit gegönnt ist, schreibe ich wieder, um über Ihren Sohn Nachricht zu erhalten. Für heute aber muß ich schließen. Es ist spät abend. Die schöne Margit ist schon zu Bette, und morgen müssen wir früh aufbrechen, um rechtzeitig zur Station zu kommen.

Ihr alter Freund Dornyey.“

Der Brief entfiel Jenös Händen.

So war es also Wahrheit, was sein Vater ihm gesagt! Bis jetzt hatte er wie ein Verzweifelter gegen den Glauben an Margits Verrat gekämpft. Nun war dieser Kampf zu Ende. Diese Frau, um derentwillen er bereit war, seinem Rang und Reichthum zu entsagen, die er liebte mit der ganzen Kraft seiner Seele, mit der ganzen Blut und Innigkeit eines reinen Herzens, das zum erstenmal liebt und das kein anderes Glück, keinen andern Wunsch kennt, außer der Beglückung der Geliebten: Margit hatte ihn betrogen.

Nachdem er den Brief zu Ende gelesen, ließ er sich langsam auf einen Stuhl sinken. Seine Glieder zitterten wie im Fieber, seine Pulse hämmerten und seine Gedanken begannen wie durcheinanderzustießen. Denn was er nun wußte, vermochte er nicht zu begreifen. Nicht nur Margit begriff er nicht, auch sich selbst nicht. Ihm war's, als ob er sein eigenes Ich verloren hätte und derjenige, dem dies Unglück widerfahren war, nicht er selbst wäre. Dann sang er an, sich Albernheit und erbärmliche Schwäche zum Vorwurf zu machen. Wie konnte ein vernünftiger Mann sich von einem Weibe so lächerlich betrügen lassen! Eine Minute später aber lächelte er bitter über seine Selbstvorwürfe und wunderte sich über sich selber.

Plötzlich sprang er auf. Es duldete ihn nicht in diesen Räumen, die er mit ihr bewohnt hatte, worin jeder Gegenstand ihn an sie, an ihre geheuchelte Liebe erinnerte und ihm mit höhnischem Grinsen sein Elend zurief. Er stürzte aus dem Hause und irrte planlos auf den weiten, öden Feldern umher. So gelangte

er in das nahe, die nach Czigány führende Chaussee an einer Seite begrenzende Birkenwäldchen. Erschöpft warf er sich unter einem Baum auf die feuchte Erde nieder. Sein Kopf stieß dabei an eine Baumwurzel, — er fühlte es nicht, der nach und nach wieder dichter fallende Regen durchnässte seine Kleider, — er achtete nicht darauf. Empfindungslos gegen alle äußeren Eindrücke, war ihm zumute, als wäre er tot, und nur das Gefühl eines tiefen, brennenden Seelenschmerzes erinnerte ihn daran, daß er mit dem Leben noch nicht abgeschlossen hatte. Doch dann fiel ihm ein, daß er ein sicheres Mittel bei sich trage, um der unerträglichen Qual seines Daseins ein Ende zu bereiten. Und indem er mit zuckenden Fingern nach der in seiner Rocktasche befindlichen Waffe tastete, erfüllte ihn dieser Gedanke mit einer Art herben Trostes.

Plötzlich weckte ihn ein leiser Schrei aus seinem dumpfen Brüten. Er schaute auf und erblickte — Margit . . .

Als Margit im Begriffe stand, in Czigány den Bahnzug zu besteigen, war ihr von einem Stationsbedienteten, der sie und ihren Gatten kannte, mitgeteilt worden, daß Jenö mit diesem Zuge soeben angekommen und nach Mezöház gefahren sei. Und da hatte sie es nicht über sich vermocht, abzureisen. Einmal, nur ein einziges Mal noch wollte sie ihn sehen, um ihm für immer Lebewohl zu sagen.

Da ihr Wagen, der sie nach dem Bahnhof gebracht, aber bereits wieder weggefahren war, so sah auch sie sich gezwungen, für ihre Rückfahrt nach Mezöház einen Bauernwagen zu mieten. Ungefähr eine halbe Wegstunde von Mezöház entfernt, war an dem Wagen ein Rad gebrochen und Margit legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Und als sie, um den Weg zu kürzen, einen durch den Wald führenden schmalen Fußpfad einschlug, geschah es ihr, daß sie, auf der vom nächtlichen schweren Regen schlüpfrigen Erde ausglitschend, beinahe hingestürzt wäre, wobei ihr der von Jenö vernommene Schrei entglitt. Aber ohne ihren regungslos ins feuchte Laub gedrückten Gatten gewahr werden zu können, setzte sie mit hastigen Schritten ihren Weg fort.

Jenö zuckte vor Schreck zusammen, als er Margit erblickte. Sein Atem stockte. Doch unterdrückte er den Aufschrei seines Herzens, und bewegungslos blieb er liegen. Was suchte sie noch hier? Hatte sie von seiner Ankunft gehört und wollte sie ihn nochmals betören? Hielt die schlaue Sirene nach einiger Überlegung es doch für vorteilhafter, Baron Bölgyis rechtmäßige Gemahlin als die Mätresse des ruinierten Dernyey zu sein? Oder hatte sie ihre Verirrung bereut und kam sie, um zu seinen Füßen Verzeihung zu ersehen? — Verzeihung . . . gab es für sie Verzeihung? — Nein! Sie mußte sterben! Sie — und dann er selbst!

Behutsam zog Jenö den Revolver aus der Tasche und prüfte das Schloß. „Eine Kugel für sie,“ dachte er, „vielleicht auch eine zweite, die übrigen für mich.“

Zögernd erhebt er den bewaffneten Arm. Margit kommt näher. Der Fußpfad führt kaum zehn Schritte weit an Jenö vorüber. Jetzt ist sie nahe, ganz nahe. Sie könnte die schweren Atemzüge ihres Gatten vernehmen, ahnte sie seine Nähe. Aber Jenös Arm zittert und er muß ihn wieder senken. Doch jetzt erhebt er ihn nochmals, und er zittert nicht mehr.

Jenö zielt — ruhig und sicher. Eine Sekunde später tönt ein Schuß und ein dumpfer Wehgeschrei durch den stillen Wald. . . .

VI.

Dank der Schnelligkeit und ausdauernden Kraft der Pferde war es Dernyey gelungen, rechtzeitig in Havallány einzutreffen. Während der Zug in den Bahnhof einfuhr, langten auch die gehetzten Tiere dampfend und schweißtriefend vor dem Stationsgebäude an. Rasch schwang sich Dernyey aus dem Wagen, löste seine Karte und war eben daran, seinen Fuß auf die Waggonstufen des hier nur wenige Minuten haltenden Zuges zu setzen, als eine ihm bekannte Stimme sein Ohr traf.

„Seh' ich recht? Dernyey? Wie kommen Sie hierher, der Sie schon über alle Berge sein sollten? Und allein! Was bedeutet dies?“

Nichis hätte Dernyey in diesem Augenblick unwillkommener sein können als dieses Zusammentreffen. Einen unterdrückten Fluch auf den Lippen, schob er den eben aussteigenden Baron Bölgyi auf die Seite und sprang auf das Trittbrett.

„Halten Sie mich nicht auf, lieber Freund!“ sprach er leise. „Ich muß fort. Margit ist mir entflohen, ich muß ihr nach.“

Ein kurzes Auflachen Bölgyis antwortete ihm.

„O, so bald ist Ihnen der Vogel schon entflattert? — Bah, lassen Sie die Dirne laufen, wir haben jetzt Wichtigeres zu tun, als ihr zu folgen. Nur herunter da vom Waggon!“

Wohl oder übel mußte Dernyey auf

seine Verfolgung vorläufig verzichten. Mit kurzen Worten erzählte ihm Bölgyi den zwischen ihm und Jenö vorgefallenen Auftritt und teilte ihm seine Sorge um seinen Sohn mit, die sich noch steigerte, als er sah, daß Jenö hier nicht abgestiegen war.

Diesem war es darum zu tun gewesen, so bald als möglich nach Mezöház zu gelangen, wo er hoffte, Margit noch vorzufinden. Deshalb hatte er es vorgezogen, die Bahnfahrt nach Czigány fortzusetzen, woselbst er, da dies eine größere Ortschaft war,



Zögernd erhebt er den bewaffneten Arm.

leichter und rascher einen Wagen bekommen konnte, um nach seines Vaters Besitzung zu fahren.

Derney erschrak aufs heftigste über Bölgyis Mitteilungen, durch die ihm die Möglichkeit einer Begegnung Jenös mit Margit vor Augen gerückt wurde, die alle seine Pläne zunichte machen konnte. Zugleich bemerkte er, daß er seinen Brief an Bölgyi nicht zu sich genommen hatte. Er mußte ihn bei seiner Wegfahrt von Mezöhas in seinem Zimmer vergessen haben. Wenn dieser Brief in Jenös Hände käme und er mit Margit zusammentraf, so würde sein falsches Spiel aufgedeckt und er als Lügner entlarvt.

Einen wütenden Blick dem Bahnzug nachsendend, der eben pustend und schnaubend aus der Station hinausdampfte, überlegte er, was er tun könne, um sich aus der Schlinge zu ziehen.

Noch war seine Hoffnung darauf gerichtet, daß Margit und Jenö in Szigány nicht zusammentreffen und daß es ihm gelinge, den Brief zu beiseitigen, bevor Jenö oder sein Vater ihn fanden. So begegnete sein Wunsch, so rasch als möglich nach Mezöhas zu gelangen, demjenigen Bölgyis.

Aber der Wagen, mit dem Derney gekommen, war bereits fort und kein anderes Fuhrwerk in dem Dorfe aufzutreiben. Erst nach langen Bemühungen gelang es ihnen, in einem benachbarten Dorfe einen "Szeter" (ein mit drei Pferden gespanntes, federnloses Bauernwägelchen) aufzutreiben.

Nach mehrstündiger, in qualvoller Ungebuld zurückgelegter Fahrt langten die beiden Herren in Mezöhas an. Die Diener berichteten ihnen, daß der junge Herr Baron etwa vor einer Stunde eingetroffen sei und sich, nachdem ihm auf seine Nachfrage die erfolgte Abreise der Baronin und Herrn von Derney's mitgeteilt worden, in seine Gemächer eingeschlossen, nach einer Weile jedoch das Haus verlassen und die Richtung nach dem Walde eingeschlagen habe.

Dieser Bericht war wenig geeignet, den geängstigten Vater zu beruhigen. Von beklemmender dunkler Furcht getrieben, eilte er, Derney mit sich ziehend, dem Birkenwäldchen zu. Aber vergeblich durchstreiften die Suchenden, von Zeit zu Zeit laut Jenös Namen rufend, das Gehölz. Sie fanden ihn nicht. Der schweigende Forst schien das Geheimnis, das er in seinem Dunkel barg, nicht verraten zu wollen.

Von Augenblick zu Augenblick steigerte sich Bölgyis angstvolle Sorge um seinen Sohn. Bitter bereute er seine Härte gegen ihn. Gern hätte er jetzt jeden seiner Wünsche gewährt, gerne selbst ihm seine Ehe verziehen und sie zu Recht anerkannt, — nur sollte er ihn lebend und wohl erhalten in seine Arme schließen dürfen.

Und auch in Derney's verrottetem Herzen regte sich etwas wie Gewissen und Reue. Wie ein drohendes Gespenst stieg der anfänglich gewaltsam zurückgebrängte Gedanke in seinem Geiste auf, Jenö möchte sich ein Leid angetan haben. Wenn dies geschah, so war er dessen Mörder. Er hatte ihn betrogen, und seinem Truge fiel der Unglückliche zum Opfer. Zu-

dem war sein Brief an Bölgyi aus seinem Zimmer verschwunden. Keiner der Diener wußte darum. So unterlag es keinem Zweifel, daß Jenö ihn gefunden und gelesen und in den darin enthaltenen Lügen eine Bestätigung von Margits Verrat zu finden geglaubt hatte. Das konnte ihn in seinem entsetzlichen Entschluß nur bestärken.

Von der körperlichen Überanstrengung und der qualvollen Gemütsregung aufs äußerste erschöpft, lehnte sich Bölgyi, eine Stütze suchend, an einen Baum. Seine Knie wankten und er vermochte nicht weiterzugehen, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Ein plötzlicher Schwindel hatte ihn gepackt. Finsternis schien ihn zu umgeben, und vor seinen Augen flimmerte und flammte es wie Feuerfunken, die durch das Dunkel stoben. Kalter Schweiß perlte an seiner Stirn und vermischte sich mit den herniederrieselnden Regentropfen.

Dem gepeinigten Vaterherzen entrang sich ein heißes Gebet um Rettung seines Sohnes. Aber konnte er noch gerettet werden? War es nicht zu spät? Hatte er nicht schon, verzweifelt, Hand gelegt an sein junges Leben? —

Der jähe Schwächeanfall, der den alten Herrn zu übermannen drohte, ging rasch vorüber. Seine Glieder strafften, sein Auge klärte sich wieder, und alle seine Kräfte zusammenfassend, will er von neuem sein Forschen beginnen. Da fällt in geringer Entfernung ein Schuß, begleitet von einem schmerzlichen Aufschrei.

"Allmächtiger Gott, das ist Jenö!" ruft Bölgyi, und so rasch, als seine Füße ihn tragen können, stürzt er in der Richtung des Schusses vorwärts.

In wenigen Minuten hat er die Stelle erreicht und erblickt Jenö bestimmungslos auf der Erde liegen und über ihn gebeugt eine schöne, tobblasse Frau.

Wohl hatte Jenö die Waffe zum Schuß erhoben. Aber das mörderische Blei nach dem Herzen derjenigen zu entsenden, die er so unjählich geliebt, sie aus einem Hinterhalt menschlerisch zu überfallen, dies hatte er nicht vermocht. Den Revolver weit von sich schleudernd, der in gewaltsamem Aufprall sich entlud, war er, in der übermäßigen Erregung seiner Nerven das Bewußtsein verlierend, zusammengebrochen.

Vom Schusse erschreckt, war Margit herbeigeeilt und früher als Bölgyi zur Stelle.

Jetzt aber stand auch dieser an Jenös Seite. Ein rascher Blick überzeugte ihn, daß er nicht verwundet, nur von einer Ohnmacht befallen war, und mit einem heißen Dankgebet preßte er seine Lippen auf die bleiche Stirn des Geretteten.

Bald schlug Jenö seine Augen auf. Doch als er, zur Besinnung erwachend, mit dieser zugleich die Erinnerung der letzten Ereignisse zurückerlangte, wandte er schauernd seinen Blick von Margit ab, die starr, in fassungslosem Staunen neben ihm stand, und ließ aufschluchzend sein Haupt an seines Vaters Brust sinken.

Da knisterte und raschelte es in den Zweigen. Mit einem heftigen Rucke riß sich Jenö aus den ihn

zärtlich umschlingenden Armen seines Vaters. Denn aufschauend hatte er Dernyey erblickt, der sich bleich und blutüberströmt mit mühseligen Schritten heranschleppte.

Während Bölggi, von jäher Schwäche übermannt, rasete, hatte Dernyey die Streifung fortsetzend, plötzlich durch das Dickicht der Bäume Jenö gewahrt, wie er auf der Erde kniend den bewaffneten Arm erhob. In demselben Augenblick, als er aufs höchste betroffen, seine Schritte innehielt, hatte Jenö den Revolver von sich geworfen. Dernyey war es, dessen Aufschrei dem Schuß folgte, denn die sich entladende



Er erblickt Jenö auf der Erde liegen und über ihn gebeugt eine tobblasse Frau.

Kugel hatte ihn getroffen. Es war keine schwere Wunde, nur die Schulter war gestreift, aber der heftige Schmerz, der Blutverlust und die mächtige Erregung seines zum erstenmal seit einer langen Reihe von Jahren von edler Regung erschütterten Gemütes drohten ihn seiner mühsam zusammengerasteten Kraft zu berauben. Mit wankenden Schritten näherte er sich Jenö.

Dieser sprang empor. Mit gebieterischer Gebärde den Arm gegen Margit und Dernyey ausstreckend, rief er: „Fort, — fort, — ihr Glenden! Fort aus meinem Auge! Daß ich euch nicht mehr sehe!“

Da sank Dernyey vor ihm auf die Knie nieder. „Verzeihung!“ sprach er mit bleichen, bebenden Lippen. „Ihre Frau, Jenö, ist rein und frei von jeder Schuld. Ich allein habe mich schwer gegen Sie alle vergangen.“

Und nun erzählte er die zwischen ihm und Margit vorgefallenen Ereignisse, bekannte mit reuenvollem Freimut das verwegene, betrügerische Spiel, das er gespielt.

Tiefe Stille folgte seinen Worten, als er seine Beichte vollendet. Starr, regungslos standen die Hörenden. Zu plötzlich war die Wendung eingetreten, die sie erlöste aus Angst und Sorge und Verzweiflung.

Erst eine Bewegung Dernyey's, der sich schwerfällig und mühsam aufrichtete, brach den Bann.

„Margit —!“ kam es wie ein Seufzer über Jenös Lippen, während er ihr seine Arme entgegenbreitete.

Sie wollte sich an seine Brust stürzen, aber ein Blick auf seinen Vater hielt sie zurück.

Da trat dieser an sie heran, und indem er ihr beide Hände entgegenstreckte, sprach er: „Margit, — arme, schwergeprüfte Frau! Was hast du gelitten um meines törichtigen Vorurteils willen, dem ich deine und meines Sohnes Liebe opfern wollte. Ihr habt mich besiegt. Eure Liebe, eure Treue hat mich besiegt. Möge euer zukünftiges Glück euch alles Leid vergessen lassen, das törichter Wahn und ruchloser Frevel euch bereitet!“

Der Wunderdoktor.

Von Harry Nitsch.

Eines Tages kam zum Wunderdoktor Joske Beer ein fremder Mann, den niemand im Dorfe kannte. Er war klein und dick, sein Gesicht hatte einen gutmütigen, fast beschränkten Ausdruck. Mit einer großartigen Geste wies der hagere, baumlange Wunderdoktor auf einen Stuhl, welcher in der halbdunklen Bauernstube nicht gleich zu sehen war.

„Ich kenne dich, Fremder. Du bist nicht von hier.“ sagte Joske Beer mit feierlicher Grabesstimme. Er wußte, daß diese dumpfe Stimme mehr Eindruck machte als seine natürliche helle. „Schweige,“ fuhr Beer fort, als der Fremde zu reden verjuchte, „du bist nicht von hier. Ich sehe es aus den Linien, die um deine Augen eingezeichnet sind. Du willst Rat und Hilfe von mir, nicht wahr? Schweige! Beides soll dir werden. Lege ein Goldstück auf die Kante des Tisches, an dem du sitzt. Ich werde dir daraus sagen, was dich zu mir führt.“

Der Fremde nahm gehorsam das Gewünschte aus seinem ledernen Beutel. Die Luchsaugen des Wunderdoktors hatten inzwischen den Fremden geprüft. Der Anzug war solid, in dem Beutel funkelte es nur so von Goldstücken. Beer schmunzelte, das war ein guter Patient. Feierlich nahm er das Goldstück zwischen Daumen und Zeigefinger, befühlte, bellachte und beroch es zuletzt. Dann sagte er wieder mit dumpfer Grabesstimme: „Es ist die höchste Zeit, daß du zu mir kommst, Fremder. Du leidest an einem schweren Uebel. Doch ängstige dich nicht, ich werde dich heilen.“

„Ich würde Ihnen ewig dankbar sein, Herr Doktor,“ sagte der kleine Fremde. „Ich leide allerdings schwer —“

„Schweige doch, Fremdling! Ich habe es dir schon einmal gesagt. Ich weiß alles. Du leidest an einer Verkalkung des Herzens. Doch sei getroßt, ich kenne auch das Mittel, das den Kalk aus dem Herzen herauszieht.“

Triumphierend blickte der Wunderdoktor auf den neuen, reichen Patienten in der sicheren Erwartung, daß der sogleich in staunender Bewunderung zerfließen

würde. Doch nichts dergleichen geschah. Der Fremde war anders wie seine leichtgläubigen Bauern, das mußte Joske Beer zu seinem Schmerze einsehen, denn der Fremde rief: „Verkalkung des Herzens? Nein, Herr Doktor, das kann nicht stimmen. Meinem Herzen fehlt nichts, hat niemals etwas gefehlt. Das heißt, eigentlich doch und deswegen bin ich hier.“

Jetzt blickte der Wunderdoktor verblüfft auf seinen Patienten. Mit dem Fremden war es eine ganz andere Sache wie mit seinen Bauern. Joske Beers guter Ruf, seine Laufbahn standen auf dem Spiele. Die ganze Bauernschlauheit, die Beer zu dem berühmten Wunderdoktor gemacht hatte, erwachte in ihm. Mit Pathos sagte er zu dem Fremden: „Ich irre mich nie, da gibt's nichts zu sagen. Nun erzähle mir mal, wo es dir weh tut. Dann werden wir sehen.“

„Wehe tut mir überhaupt nichts. Wenigstens nicht am Körper. Mir tut es mehr innerlich, so im Geiste, wehe. Es ist ein geistiger Schmerz, sagt meine Frau, die viel gebildeter ist als ich.“

„Hm, hm, ich verstehe. Geistiger Schmerz. Der kommt vom Geist. Du hast zu viel Geist, Fremder, den müssen wir vertreiben. Davon kommen die Schmerzen.“

„Nein, so meine ich es nicht. Zu viel Geist habe ich nicht, darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Der Schmerz sitzt in der Seele, es ist mehr ein seelischer Schmerz.“

„Nun weiß ich's,“ rief Joske Beer mit geheuchelter Freude. Dann dachte er angestrengt nach, weil er sich auf ein lateinisches Wort besinnen wollte. Wenn sein Latein zu Ende war, dann kam er seinen Patienten stets mit Latein, das wirkte Wunder. Der Sohn des Dorfschulzen studierte auf der Universität in Krostok und kam in den Ferien zuweilen nach Argstedt. Der war ein übermüthiger Geselle und hatte dem Wunderdoktor eine Anzahl lateinischer Worte eingepaukt. Von einigen kannte Beer auch den Sinn, von anderen wieder nicht, aber das machte nichts. Die Bauern kannten ihn ja erst recht nicht.

„Seelischer Schmerz — — das ist, hm, das ist physicus animalius. Ein sehr bedenklicher Fall. Er geht stets der Herzverkalkung voraus. Du kriegst also Herzverkalkung, ich habe es dir gleich gesagt.“

„Aber mir fehlt gar nichts, Herr Doktor,“ sträubte sich der Fremde hartnäckig gegen die Herzverkalkung. „Wenigstens nichts Körperliches. Aber meiner Frau fehlt etwas. Das heißt: eigentlich fehlt ihr nichts, sie hat etwas zu viel.“

Joske Beer starrte jetzt auf seinen Patienten, als müsse er im nächsten Augenblick wahnsinnig werden. Dann murmelte er ganz verzweifelt: „Dir fehlt nichts, deiner Frau fehlt auch nichts, aber sie hat etwas zu viel? Das ist ein schwerer, sehr schwerer Fall. Das geht schon über physicus animalius. Da mußt du noch ein Goldstück auf die Tischkante legen, sonst finde ich mich nicht zurecht. Der Fall ist zu schwer, ein Stück langt da nicht zu.“

Der Fremde holte ein neues Goldstück hervor. Joske Beer kloppte, befühlte, beroch und beleckte es

sogar und sagte dann dumpf: „Ich weiß es jetzt. Deine Frau leidet an Kindern. Doch sei getrost, ich kenne auch dagegen ein Mittel. Es hat immer geholfen.“

„Nein, das ist es auch nicht,“ rief der Fremde, „sie hat überhaupt noch kein Kind bekommen, trotzdem wir schon sieben Jahre verheiratet sind.“

„Das stimmt doch ganz genau mit dem überein, was ich geigt habe. Unterbrich mich nicht immer, du machst einen ganz dumm damit. Ich habe gesagt, deine Frau leidet an Kindern, damit will ich sagen, daß sie Kinder haben möchte, aber nicht bekommt. Wenn du mich immer unterbrichst, dann kann ich dir natürlich nicht helfen und die Goldstücke helfen dann auch nichts. Wie sollen sie denn helfen, wenn der Kontrakt (er meinte Kontakt) immer wieder gestört wird? Wenn du einen Geldschein hinlegen willst, kann vielleicht noch alles gut werden. Die sind fester im Zauber und halten mehr aus.“

Mit einem tiefen Seufzer legte der Fremde einen nagelneuen Hundertmarkschein auf den Tisch; er hatte ihn schon in der Westentasche bereitegehalten. Es war



Joske Beer nahm den Schein vorsichtig, beroch und beleckte ihn.

weit und breit bekannt, daß Joske Beer sich zuerst ein größeres Geldstück geben ließ und dann möglichst noch einen Schein. Er verlangte es nicht als Honorar, um nicht mit der Polizei in Konflikt zu geraten, sondern er stellte daraus seine Diagnose. Wenn der Kranke aber sein Geld wieder wegnehmen wollte, war es verschwunden. Den Wert des Geldstückes und des Scheines bestimmte Joske Beer nach dem Außern des Kranken. Wer seinem Verlangen nicht prompt nachkam, den warf er hinaus.

Joske Beer nahm den Schein vorsichtig, beroch und beleckte ihn und sagte dann mild: „Nun erzählen Sie mir erst mal zusammenhängend, was Sie hergeführt hat.“ Leute, die einen Hundertmarkschein springen ließen, durfte Joske Beer nie.

„Das wollte ich doch schon von Anfang an. Sie haben mich aber nicht ausreden lassen. Ich kann nichts dafür, daß der Zauber nicht gewirkt hat.“

„Von den Patienten will es immer keiner gewesen sein. Immer bin ich der Schuldige. Ihr Dummköpfe. Warum kommt ihr dann erst her? Schert euch doch zum Teufel!“

Das Grobwerden war Joske Beers letzter Trick, um sich aus seiner Verlegenheit zu helfen. Den wandte er aber erst an, wenn er das Geld in Sicherheit gebracht hatte. Der Fremde sah ganz erstaunt auf den Wunderdoktor, räusperte sich erst ein paar mal, spuckte in weitem Bogen aus und erzählte gemüthlich: „Das ist nämlich so. Ich habe meine Frau geheiratet, als sie noch nicht 17 Jahre alt war. Damals war ich genau so klein, wie Sie mich heute sehen. Und was meine Frau war, die war ebenso groß wie ich. Sonst hätte ich sie nämlich nicht genommen.“

„So, so,“ brummte Joske Beer. „Warum denn nicht?“

„Ich habe ein furchtbar feines Gefühl fürs Lächerliche. Das habe ich von meiner Mutter geerbt. Die war nämlich Kammerzofe bei einem reichen Baron, wovon ich das feine Gefühl habe. Um alles in der Welt hätte ich keine Frau geheiratet, die größer war als ich. So was sieht doch zu lächerlich aus. Und dagegen habe ich mein furchtbar feines Gefühl. Kleiner hätte sie sein können, aber nicht größer. Das war aber kaum möglich, weil ich selbst schon klein genug bin.“

„Stimmt,“ brummte der Wunderdoktor. „Das habe ich mir gleich gedacht. Ich habe es Ihnen nur deshalb nicht gesagt, weil ich Ihr furchtbar feines Gefühl nicht verletzen wollte. Ein Mann wie ich tut so etwas nicht.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Bis vor einigen Jahren ging alles wunderschön. Meine Mite und ich wir lebten sehr glücklich zusammen. Bloß daß sie keine Kinder bekam. Nun, das war eben so. Aber vor einigen Jahren wurde es anders.“

„Ich weiß. Da begann der seelische Schmerz. Physicus animalius. Wie ich es gesagt habe.“

„So ist es! Meine Frau fing an zu wachsen. Ganz plötzlich kam's. Wie der Dieb in der Nacht. Nacht war es auch. Die Knochen taten ihr weh. In allen Gliedern ruckte es. Das Kreuz wurde lahm. Vierzehn Tage blieb sie im Bett liegen, weil wir glaubten, daß es Rheumatismus sei. Als sie wieder aufstand, war sie ein ganzes Stück größer als ich.“

„Das kam vom Bettliegen. Ich habe es gleich gesagt. Ins Bett soll man sich erst legen, wenn man stirbt.“

„Ich glaube es ja, Herr Doktor, aber es war schon zu spät. Sie ist dann immer noch weiter gewachsen. Nun ist sie einen ganzen Kopf größer als ich. Das sieht so lächerlich aus. Wir gehen schon gar nicht mehr zusammen. Ich habe ein furchtbar feines Gefühl für alles Lächerliche.“

„Ich weiß, Sie haben das von dem Herrn Baron.“

„Bei dem meine Mutter Kammerzofe war. Aber in allen Ehren. Sie hatte das nur so angenommen. Wir sind zum wirklichen Arzt gegangen, aber der hat nur gelacht. — »Gegen's Wachsen ist kein Kraut gewachsen!« sagte er. »Sie hätten sich das früher sagen müssen, als Sie das junge Ding heirateten. Der Mensch wächst bekanntlich bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre.« Das habe ich aber nicht gemerkt.“

„Stimmt,“ brummte Joske Beer schadenfroh. „Diesmal hatte der Medizinische ausnahmsweise mal recht. Aber der Mensch wächst nur bis zu seinem Vierundzwanzigsten, wenn er es erlebt.“ Triumphierend blickte der Wunderdoktor auf seinen Patienten, was der zu seiner Weisheit sagen würde. Doch der war zu sehr mit seinem Unglück beschäftigt und fuhr klagend fort: „Vor einigen Tagen hörte ich von Ihnen, Herr Doktor, und was Sie für ein berühmter und wunderthätiger Mann sind. Deshalb bin ich hier, Sie sollen uns helfen. Machen Sie mich größer oder meine Frau kleiner, uns ist alles recht. Nur machen Sie was.“

„Es ist Ihr Glück, daß Sie zu mir gekommen sind. Sonst würde Ihre liebe Frau noch bis zu ihrem achtundzwanzigsten Jahre weiter wachsen. Sie hat nämlich die Wachskrantheit. Die ist nur durch ein ganz kräftiges Mittel zu vertreiben. Es wird sie auch um ein ganzes Stück kleiner machen. Ganz so klein, wie sie früher war, wird sie ja nicht wieder, denn ich kann nicht zaubern, aber ein hübsches Stückchen macht's schon aus. Nur müßt Ihr meinen Rat ganz gewissenhaft befolgen.“

„Das werden wir, Herr Doktor, das werden wir.“ Das Gesicht des kleinen Mannes strahlte.

„Sowie Sie nach Hause kommen, gehen Sie mit Ihrer lieben Frau sechsmal stumm um den Kirchhof herum. Dann warten Sie, bis der Mond heraufkommt. Der geht heute abend um zehn Uhr auf. Gehen Sie mit Ihrer lieben Frau vor die Kirche, treten Sie dahin, wo der Schatten des Kirchturmes und der Kirche sich in einem spitzen Winkel treffen und beten Sie still ein Gebet. Vergessen Sie aber ja nicht, die Bibel mitzunehmen. Wenn Sie das Gebet zu Ende gesprochen haben, dann schlagen Sie Ihrer Frau dreimal tüchtig mit der Bibel auf den Kopf und rufen dabei: Physicus animalius! Dann gehen Sie nach Hause, es ist alles in Ordnung. Ihre liebe Frau wird nicht nur nicht weiter wachsen, sondern sie wird auch ein ganzes Stück zusammenschrumpfen.“

Der kleine Fremde zitterte vor Freude und rief im Fortgehen erregt: „Besten Dank, Herr Doktor. Ich werde Sie überall empfehlen. Auch meinen Verwandten und Freunden will ich es sagen, was für ein kluger Mann Sie sind.“

Joske Beer sah dem Fremden mit einem seltsamen Gesicht nach: „War das aber ein dummes Luder,“ murmelte er vergnügt mit seiner gewöhnlichen hellen Stimme. „Hundertundzwanzig Mark hat mir das

Kamel dafür bezahlt, daß ich ihn zum Narren gehabt habe."

Er holte den Schein und die Goldstücke aus der Tasche hervor und betrachtete sie liebevoll am hellen Fenster. Plötzlich nahm sein Gesicht einen entsetzten Ausdruck an: "Das Geld ist ja alles falsch," schrie er wütend. "So ein unverschämter Gauner!"

Mit langen Säßen rannte er hinaus, dem Fremden nach. Er kam gerade zurecht, um ihn auf einem eleganten Zweispänner abfahren zu sehen. Joske Beer sah vier lachende Gesichter auf dem Wagen, vier Hüte winkten ihm einen fröhlichen Scheidegruß zu.

Am gleichen Abend wurde Joske Beer sein eigener Patient, er mußte sich von dem gehabten Wutanfall durch kalte Umschläge kurieren.

Während Joske Beer seinen Kopf mit kalten Kompressen kühlte, ging es am Stammtisch des "Löwen" in der nahen Kreisstadt hoch her. Der kleine, dicke Willy Mehnert hatte mit dem langen Assessor Rau um einen Korb Sekt gewettet, daß er den berühmten Wunderdoktor Joske Beer im Dorfe Krastedt "gründlich hineinlegen" werde. Es war Willy Mehnert, der Joske Beer in der seltsamen Krankheitsgeschichte tonfultiert hatte.

Nun vertilgte die Korona vergnügt den billigen Sekt, welchen Assessor Rau mit süßsaurem Lächeln bezahlte. Der Nymbus des verschlagenen Wunderdoktors wurde in dem perlenden Maß endgültig nicht nur am Stammtisch des "Löwen", sondern zehn Meilen im Umkreis extränkt. Denn die Tafelrunde sorgte für weiteste Verbreitung des Abenteuerers. Zu Joske Beer

kamen nun bloß noch die ganz Dummen, die überhaupt nicht alle werden.



Daß Turnfest.

Von Franz Woas in Wiesbaden.

Bald nach dem letzten Kriege war es, da gab es in Freiburg ein großes Fest, ein Turnfest. Während des Krieges hatte keiner an solche Feste gedacht; da waren andere Sorgen; aber gerade in der Kriegszeit kam es aller Welt so recht zum Bewußtsein, was gelenkige Glieder für einen Wert haben, und so kam das Turnen wieder zu Ehren. An Barren und Reck übte sich jung und alt, und als erst richtig Frieden war, da gab es auch wieder Feste zu feiern.

Aber nicht Freiburg allein — nein, der ganze Gau feierte das Fest. Die Stadt hatte sich dazu prächtig herausgeputzt und sich darauf gerichtet, ungezählte

Gäste zu empfangen. Nach dem Bahnhofe zu standen große Ehrenporten, und überall winkte in großen Buchstaben ein frohes "Willkommen!"

Vom frühen Morgen ab brachten die Eisenbahzüge schon die Turnercharen herbei; am Nachmittage folgten dann die Zuschauer.

In einem Zuge, der Freiburg zufuhr, saß in einem Abteil zweiter Klasse ein Offizier in Uniform, ein noch junger Mann, dessen Brust aber mit mehreren Kriegsorden geschmückt war. Lange Zeit war er ganz für sich allein in dem Abteil — die Mehrzahl der Festbesucher waren eben schlichte Bürgerleute und fuhren dritter Klasse —, bis auf einmal, einige Stationen vor Freiburg, zwei Damen noch im letzten Augenblick die Türe aufrißen und in das Abteil einstiegen, während der Zug schon langsam zur Weiterfahrt ansetzte.

"Das hätten wir noch erreicht," sagte die jüngere von beiden und warf sich fröhlich in die Polster, während die ältere pustend und prustend stehenblieb und sich den Schweiß von dem ganz rot gewordenen Gesichte wischte.

"Wir wären besser zu Hause geblieben," sagte sie ärgerlich und nahm dann bedächtig Platz. "Sich so abzuhaften! Solcher Unsinn!"

Die andere lachte und erwiderte: "Nein, Tante, gerade so ist es schön, und so hab' ich's gern."

"Was wird auch auf dem dummen Feste da zu holen sein! Nicht einmal etwas Ordentliches zu essen und zu trinken!"

"Jedenfalls ist es eine Abwechslung in dem langweiligen BADELEBEN, und alles Nasönieren hilft nicht; wir sind einmal auf dem Wege dahin."

Ihren Mitreisenden beachteten die beiden zunächst nicht; wenigstens merkte man ihnen nichts davon an. Im stillen warf die jüngere doch wohl einen Blick zu ihm hinüber, und weiterhin kamen sie auch, wie es so geht, ins Gespräch miteinander; denn die junge Dame war ein unruhiger Geist; sie saß nicht still im Wagen. Jetzt war sie an dem einen, dann an dem andern Fenster, und immer fragte sie dies und das. Von jedem Orte wollte sie wissen, wie er hieß, von jedem Berge, wie hoch er wäre und ob ein Haus darauf stünde. Die ältere blieb bei alledem mürrisch und antwortete ihr gar nicht. Da suchte der Offizier ihr zu dienen; höflich antwortete er auf ihre Fragen; offenbar kannte er die Gegend sehr genau. So kam es, daß sie sich bald eng zu ihm hielt. Sie hatte sich auf den Platz ihm gegenüber gesetzt, plauderte und lachte mit ihm und sah ihm bei allen ihren Fragen und seinen Antworten frank und frei ins Gesicht.

Es war ein schönes Mädchen, wohl gegen zwanzig Jahre alt, mit großen braunen Augen, die so ganz ihrem lebhaftesten Wesen entsprachen. Vielleicht war sie noch ein wenig oberflächlich; das Leben mochte sie noch niemals ernstlich angepaßt haben. —

Der Offizier war in seiner Art nicht weniger schön; ein feiner Kopf, ein interessantes Gesicht; etwas blaß und nicht mit ganz so vollen Wangen, wie junge-

Mädchen sich es in ihren Träumen denken; aber gerade dieser leise Zug des Leidens zog das muntere Ding seltsam an. Es war etwas, woran sie sonst gar nicht recht gewöhnt war.

Auch was er sprach, war ernst, bedacht. Freilich ging er auf ihre Scherze ein, aber anscheinend mehr, um sie auf diese Weise leichter abzuwehren, als um sie selber mitzumachen. Es war beinahe so, als ob ein liebevoller Gatte mit seiner lebenslustigen jungen Frau spräche. Eine eigene Stimmung war rasch über beide gekommen; seltsame Gedanken, Pläne, Hoffnungen und Wünsche spielten zwischen ihnen hin und her; beide spürten deutlich, wie gerade die Gesänge ihres Wesens sie anzogen.

Knapp eine Stunde fuhren sie so miteinander; um die ältere Dame kümmerte sich keiner von ihnen; sie war in ihrer molligen Ecke leicht eingelullt. Die beiden waren in ihrer Stimmung beinahe so gut wie ausgetauscht; er war aufgeräumt, beinahe fröhlich geworden; sie aber nachdenklich und ernst.

Nur noch wenige Zeit hatten sie miteinander zu fahren — es hatte sich nämlich herausgestellt, daß auch er auf dem Wege zum Freiburger Turnfeste war — und jetzt kündigte sich immer deutlicher dieses Fest an. Auf jedem Bahnhof strömten Hunderte herbei; die Bahnbeamten hatten ihre liebe Not, sie alle unterzubringen.

Auf der letzten Station vor Freiburg ging es besonders lebendig zu. Es schien beinahe, als wollte der ganze Ort mit zum Turnfeste; als sollte er mit Kind und Regel in den Zug verladen werden, der doch so wie so schon überfüllt war! Händeringend liefen die Beamten hin und her; aber sie brachten das Wunder fertig; alles wurde bis auf den letzten Mann untergebracht.

Mit Interesse hatte unser Paar in dem Abteil zweiter Klasse all dem Leben und Treiben zusammen zugehört.

„Sie sind glücklich alle drin,“ rief das junge Mädchen.

„Warum fährt nun aber der Zug nicht ab?“

„Dort kommt noch einer,“ erwiderte er. Sie öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Lachend aber fuhr sie bald zurück und hell laut weiter lachend warf sie sich in die Polster.

„Was haben Sie denn?“ fragte er verwundert.

„Ach, das ist ja auch zu spaßhaft,“ war die Antwort.

„Was denn?“

„So gehen Sie doch einmal das Hinkebein dort! Das möchte auch noch gerne mit. Sehen Sie, wie es strampelt!“

Jetzt schaute auch der Offizier zum Fenster hinaus und sah ebenfalls den Hinkenden, wie er mit Füßen und Händen gottsjämmerlich arbeitete, um den Zug noch zu erreichen.

„Was will denn der auf dem Turnfest?“ so ticherte und lachte das Mädchen weiter. „Es ist ja zu komisch.“

Der Offizier aber machte ein merkwürdig ernstes Gesicht dazu, so ernst wie nie zuvor

„Endlich ist er drin! Was hat das Mühe gekostet! Wir werden also den Vorzug haben. Vielleicht tanzt er uns auf einem Beine etwas vor.“

Der Offizier sagte noch immer nichts. Es war, als hätte er mit einem Schlage das Reden verlernt. Die ganze Strecke bis Freiburg tat er kaum den Mund mehr auf. Die junge Dame merkte es gar nicht; sie plauderte munter weiter.

„Station Freiburg,“ hieß es. Alle Wagentüren öffneten sich, und die unzähligen Reisenden strömten auf den Bahnsteig hinaus.

Auch die beiden Damen erhoben sich.

„Endlich sind wir in dem Nest,“ sagte unwirsch die ältere. „Was für eine Menge Menschen! Das kann ja nett werden!“

Fröhlich aber und guter Dinge sprang die jüngere zum Wagen hinaus. In solch städtischer und angenehmer Begleitung, so sagte sie sich, kann all' das nicht schlimm werden; im Gegenteil!

Mit hellen Augen sah sie sich nach ihrem Mitreisenden um, dem Offizier. Der aber erhob sich jetzt etwas mühsam von seinem Sitze, langte nach einem Stocke, der bis dahin ungeesehen über ihm im Netze gelegen hatte, und stieg, sich schwerfällig vorwärts tastend, aus dem Wagen aus.

Aufs höchste verwundert schauten die beiden Damen alledem zu. Die jüngere war ganz verstört; tiefblau, mit zuckenden Lippen stand sie da.

Der junge Offizier aber legte die rechte Hand mit dem weißen Handschuh an die Mühe, verneigte sich ein wenig steif und sagte kühl: „Ich bin eben auch solch ein Hinkebein.“

Dann schritt er langsam an seinem Stocke auf eine Gruppe von Turnern zu, die ihn mit lautem Jubel begrüßten. —

Sinnsprüche.

Reformen sind die Frucht mühsamer Arbeiten und gegenseitigen Entgegenkommens, des schrittweisen Vorwärtsgehens, sie springen nicht, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, fertig heraus.

fürst Bismarck.

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn; Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.

Schiller, Demetrius.



„Ich bin eben auch solch ein Hinkebein.“

Ein Opfer der eigenen Lüge.

Es gibt Leute, die unter allen Umständen mehr sein wollen, als sie in Wirklichkeit sind. Die Schuster nennen sich Bottier, die Rasierer Coiffeur, der Sohn eines Kühbauern spielt sich auf den Rittergutsbesitzer hinaus und manch einer bildet sich ein, die Kleider allein machen den Mann. Im hohen Stehtragen und im Gehrock kommt er sich als Baron und mit dem goldenen Zwickel auf der Nase wie ein Professor vor und nimmt es sehr übel, wenn man ihn doch für etwas anderes hält.

Zu dieser Sorte, die ziemlich dicht auf Gottes Erdboden gefaßt ist, gehörte zweifellos auch der Müllerjörgle. Sein Vater war ein ehrjamer Steinklopfer gewesen, hatte seine Familie mit diesem Gewerbe zwar mühsam, aber doch ehrlich durch die Welt gebracht und daher den Jörgle auch zu diesem bescheidenen, aber ehrjamen und nützlichen Geschäfte anhalten wollen.

Allein da kam er bei dem Jörgle an den Unrechten, trotzdem er der Vater und der Jörgle nur ein Bub war.

Das fehlte ihm gerade noch, sagte der Jörgle, wenn er auf den Steinhausen sitzen und sich todmüde plagen müßte. Das sei eine Arbeit für minderbegabte Geister, die nichts anderes anzufangen wüßten. Er, der Jörgle, sei glücklicherweise zu etwas Besserem geboren und er lasse sich die Flügel nicht stutzen. Er suche sich ein anderes Brot usw.

Der Vater wußte der Berebtheit des Sohnes nichts entgegenzuhalten, mußte ihm daher den Willen



Und jetzt — war er in seinem Element.

lassen, um so mehr, als auch Jörgles Wünsche durch seine Mutter unterstützt wurden.

Er wurde Ausläufer in einer Tuch- und Kleiderhandlung, und wenn sein Einkommen dabei auch nur bescheiden war und für Champagner und Havanna-

Rakete Hintender Bote für 1911.

zigarren nicht reichen wollte, einen Vorteil hatte es doch: der Jörgle brauchte sich dabei keine schmutzigen Hände zu machen, konnte immer nebenher den Herrn spielen und ließ sich im Vollgefühl seiner Würde urplötzlich umtaufen und statt Jörgle Herr Schorsch nennen.

Und als dem Herrn Schorsch gar der Schnurrbart zu wachsen begann, wurde er infolge seiner Sprachgewandtheit sogar Zigarrenreisender und jetzt — war er in seinem Element. Er konnte mit den Leuten umgehen und machte Geschäfte und wäre ein ganz scharmanter Mann gewesen, wenn er ein bißchen mehr Bescheidenheit gehabt hätte. Aber überall mußte er das erste und das letzte Wort haben und der Hochmut lag ihm im Blute. Er schwadronierte und log, daß sich die Falken bogen, und besonders in der Fremde liebte er es, den großen Herrn zu spielen. Und das sollte ihm verhängnisvoll werden.

„Könnte ich hier übernachten?“ fragte er in einem Landstädtchen den Bärenwirt, indem er wie gewohnt und zur Erhöhung seines Ansehens in der Hosentasche mit dem Geld klimperte. „Habe heute schon verschiedene Geschäfte abgetan, einige Tausend einkassiert, und somit ist es nicht ratsam, in finsterner Nacht noch weiterzureisen.“

„Tut mir aufrichtig leid, lieber Herr,“ sagte der Bärenwirt, „meine Zimmer, deren ich ohnehin nicht viele habe, sind alle belegt. Aber drunten im Löwen kann es nicht fehlen. Dort sind sie auf solche Fälle eingerichtet.“

„Könnten Sie mir Ihren Hausburschen oder sonst irgendeine vertraute Person als Wegweiser und zum Tragen meines Kofferchens mitgeben, Herr Bärenwirt? Ist zum erstenmal, daß ich hier bin, so daß ich in der Nacht mich nicht gut zurechtfinden kann.“

„Mein Hausbursche,“ erwiderte der Bärenwirt, „ist ausgegangen, aber der Saierfrit da (er wies auf einen anwesenden Gast) ist ein zuverlässiger Mann und hat schon manche Kommission gemacht. Er wird auch Ihnen zu Diensten sein.“

Der Saierfrit, ein Mann mit etwas weingerötetem Gesicht und mit einer blauen Bluse bekleidet, sprang auf und stellte sich zur Verfügung, und er und der Herr Schorsch reisten ab, dem Löwen zu.

In jener Nacht ging in Dinkelshausen, so hieß das Städtchen, alles wie gewohnt. Der Bürgermeister und die Bürger begaben sich, nachdem sie daheim das Nachessen abgetan, zum Bier, andere legten sich müd und abgemattet von schwerer Arbeit, zu Bett, die Mütter wiegten die Kindlein in den Schlaf, verliebte Seelen gaben sich ein Stellbischen, der eine schmiedete Pläne, der andere seufzte unter dem Druck seiner Sorgen, über allen aber schwebte die schwarze, dunkle Nacht.

Am andern Morgen nun machte gleich einem Lauffeuer eine unheilvolle Kunde die Kunde in dem so friedfertigen Städtchen.

Der große Sänger, seines Zeichens ein Jäger und gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, hatte auf dem Birschgang einen Fund gemacht, der sogar sein sonst

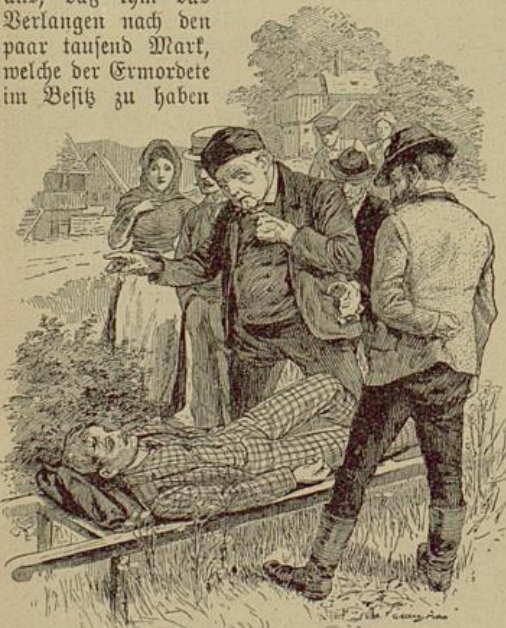
so couragiertes Herz erschreckte: dahinten im Mühlbache hatte er eine Leiche gefunden, deren Kopf tief im Wasser lag, während die Beine und der Hauptteil des Körpers am gestrüppbedeckten Uferbord hingen.

Ein Mord, ein Mord! Nein, so etwas war seit Menschengedenken in Sturmhausen nicht vorgekommen. Das ganze Städtchen strömte nach der Unglücksstätte, um das Opfer eines grauenvollen Verbrechens zu sehen.

Der tote Mann wurde auf eine Tragbahre gelegt und die Löcher im Kopf, sowie das blutüberströmte Gesicht lieferten nur zu deutlich den Beweis, daß der Mann nicht einem Unglücksfall, sondern einem Verbrechen zum Opfer gefallen war.

„Aber Herr Jesus,“ schrie der Bärenwirt, als er ihn erblickte, „das ist ja der Herr, der gestern Abend bei mir logieren wollte! O, hätte ich das ahnen können, daß er einem solchen Schicksal verfallen würde, wie gern hätte ich ihm mein eigenes Bett eingeräumt.“

Auf diese Äußerung hin wurde der Bärenwirt gerichtlich vernommen, und als er zu Protokoll erklärt hatte, daß er dem Ermordeten den Saterfriz als Wegweiser mitgegeben, wurde dieser gefänglich eingezogen und konnte, da die Gewissensqualen schon mit Macht an ihn herangetreten waren, nicht lange leugnen. Er, der bisher unbescholtene Mensch, sagte aus, daß ihm das Verlangen nach den paar tausend Mark, welche der Ermordete im Besitz zu haben



„Aber Herr Jesus,“ schrie der Bärenwirt, „das ist ja der Herr, der gestern Abend bei mir logieren wollte!“

vorgegeben, keine Ruhe gelassen. Es habe ihn übermannt, der böse Geist sei Meister geworden und habe ihm den Mordstahl in die Hand gedrückt. Draußen am Mühlstege habe er dem Herrn zwei Stiche gegeben und ihn, da er noch seufzte und winselte, ins Wasser

geworfen, um durch dessen Gestöhne nicht verraten und auf frischer Tat ertappt zu werden. Vorher habe er ihm natürlich die Taschen ausgedreht, ganz genau, aber statt der erhofften Tausende nur lumpige 27 Mark gefunden.

Und so war es auch. Der Herr Schorsch hatte nach den von den Behörden gemachten Erhebungen nie Tausende gehabt, nie Tausende einziehen können und nur aus Renommiersucht mit Tausenden um sich geworfen und war somit das Opfer seiner eigenen Lüge geworden.

Wer's Glück hat, führt die Braut heim.

Eine heitere Geschichte aus den Bergen von



Herma Peter. ines der schönsten und reichsten Bauernmädel war unstrittig das Mariandel, die Tochter des

Moaklbauern. Dies wußte nicht allein der schmucke Försterhannes, ein Bursche, gewachsen wie eine Tanne, der kühnste Gamsjäger weit und breit, sondern auch die andern Burschen hatten das Mariandel lieb und hätten sie gerne zum Weibe begehrt, wenn's Mariandel nicht gar so stolz und hoffärtig auf die andern Buab'n hingeschaut hätte. Ja, sie war ein wildes, übermütiges Ding; sollte ihr doch einmal dereinst der schöne Hof am See angehören, der eine Musterwirtschaft war. Außerdem, welches andere Mädchen im Ort bejaß so schöne, schwere Zöpfe, so blanke, schwarze Augen, hatte so blickend weiße Zähne aufzuweisen wie sie? Darum hatte sie ein Recht, stolz zu sein, wußte sie doch zu genau, daß alle Burschen im Dorf ihr zugetan waren. Sie aber lachte alle aus. Auch den Försterhannes? Nein, über den lachte sie nicht, der war anders als die Buben alle, der lief ihr nicht nach, der riß sich nicht um ihre Gunst, und darum, ja, gerade darum war er der Moakl-Mariandel heimlicher Liebster geworden. Aber der Vater durfte nichts wissen, beileibe nicht, der wäre sonst arg böse geworden. Seit einigen Tagen war der Vater sogar grimmig. Sollte er etwa gemerkt haben, daß der Försterhannes — —? I warum nit gor!

Auch heute, als sie in die Stube trat, weil's draußen so arg piff und heulte und ein Unwetter hinter den Bergen heraufzog, rief er ihr unwirsch zu: „Kommm amol eini, i hob' a Wörtl mit dir z' reb'n, Mariandel,“ — bei diesen Worten lag eine tiefe Falte zwischen seinen Brauen — „du bist allweil nit do, wenn's a Wörtl gilt.“

Bald nachdem Mariandel in die Stube eingetreten war, ging es drinnen ebenso heftig zu, wie draußen auf dem Hofe, wo das Gemitter über dem schwefelgelben schaumgekrönten See grollte, die Bäume ihre Nester gleich Riesenarmen gegen die Fenster schlugen

und die Türen der Ställe, als würden sie von unsichtbaren Händen hin- und hergeworfen, auf- und zuslog.

„Du willst also anderst wie d'r Bot'r un d' Muat'r mein'n. 'nen noblichtern Hochzeit'r wie d'n Schulzenmichl giabt's amol nit, un Geld un Guat hot 'r a, wos willst meh', du widerg'spenstige Dearn, du?“ schrie der Moaslbauer heftig.

„Wos moch' i mer da drauß, ob d'r Michl Hof, Pferd un a Wirtschaft'n hot, i kunn amol nit.“

„So du kunnst nit? 's werd immer g'spoßiger. Wos bist denn B'sunders, du dumms Madl, du? Willst etwaun wart'n, bis d'r liebe Herrgutt amol selber vum Himm'l runt'rsteigt? I sog's halt zum lezt'n Mol, g'heirat wird, basta!“

„I mog oberst nit,“ wiederholte, störrisch den Kopf werfend, das Mädchen.

„Du mogst nit,“ schrie der Alte, „zum Sakrament'r — i ob'r mog!“

„Voterl,“ sagte darauf einlentend Mariandel, indem ihr Tränen in die Augen traten, und faßte dabei des Alten Hand, „willst dein einzig Kind etwaun verschachern, wie a Jud sei' Kalberl? Na, Voterl, so hart kunnst nit sei! I will dir 'n G'fall'n tun un heirat'n; aber wenn's just'ment g'heirat sein soll, so giab mer an andern Hochzeit'r, als 'n Michl, i hob 'n halt gor nit a bißel gern.“

„So nit gern host 'n? Dös giabt sich,“ wetterte der Alte, „host wohl gor 'n Tagdieb, 'n Försterhonnies im Kopp? So an hungrihta Schlucka kommt mir nit ins Haus! Hör mer amol uf mit dei'm G'wasch!“

„Voterl, bist a amol jung g'wesen, dent dran, Voterl, und loß mi mit 'm Michl z'fried'n. Loß mir a freie Wahl, 's soll di nit g'reu'n!“

„A freie Wahl? Was meinst dermit, he?“

„Sieh, Voterl, i bin a eigenwillig Ding, just'ment so wie du, Voter. I will ja a Heirat mochen, aber laß mi ebba drei Tag Zeit, dengerst i mi bedenken will.“

„Na meinsweg'n,“ brummte der Vater und bemühte sich, die halb ausgegangene Pfeife wieder in Brand zu setzen. Tiefe Stille trat für eine Weile ein.

„Sollst dein Will'n hob'n, du widerg'spenstig Ding,“ sagte er dann und schlurste auf seinen Holzschuhen hinaus dem Hofe zu, um draußen nach dem Rechten zu sehen; denn Sturm und Unwetter hatten nachgelassen, und der Hof sah, vom Regen überschwenmt, bestreut mit Zweigen und abgerissenen Baumästen, Dachziegeln und heruntergerissemem Steingeröll, wüst genug aus. Der wilde Sturm aber, der da gehaust, wütete fern über dem See und thronte als unheil- schwangere Wolkenmasse über den Bergen.

Drei kurze Tage Bedenkzeit nur hatte sich das schmucke Mariandel ausgebeten; heute waren sie um, ohne daß sie zu einem Resultat gekommen wäre. Was sollte sich auch in ihrem Willen geändert haben? Den Schulzenmichl nimmt sie ja doch nicht, „liaber sterb'n,“ ruft das leidenschaftliche Ding; denn sie

liebt den schlanken Försterhannes über alles auf der Welt. Mit dem Vater ist nichts zu machen, weder im guten noch im bösen. Doch halt, sie muß klug sein, muß ihn durch List zu gewinnen suchen, dann wird alles gut. Sie sinnt und sinnt. „Zuhe, i hab's,“ ruft sie auf einmal über einen ihr aufsteigenden Gedanken freudig aus. Entschlossen tritt sie wieder in die niedere Wohnstube ein. Der Vater sitzt wie allabendlich im weichen Lehnstuhl und raucht behaglich seine Pfeife. Er scheint gar nicht so grimmiger Laune zu sein, hat vielleicht heut morgen mit dem Korn im Märzental gute Geschäfte gemacht. Jetzt gilt's! —

„Voterl,“ sagt das Mädchen sich zu dem Alten niederbeugend, „liab's Voterl, host mi a wen'g liab? Bin i nei dein Stolz immer g'west, un wos du a Trukköpl nennst, Voterl, davor kann i nit, den hob' i von dir.“

„Schon gut, schon gut, Mariandel, na host di amol zur Vernunft b'sunne?“

„Voterl, verschachern laß i mi nit, i bin gar a g'schnackiges Madel; aber wennst mir willst 'n Hochzeit'r geb'n, so bin i's allweil z'fried'n, mag's meinsweg'n auch der Schulzenmichl sein. Mei' Hand will i amol bloß dem geb'n, der beim Hahnschießen an besten Schuß derzeit mocht, so hob' i mir's zug'schworen, und anderst kann i jetzt nit meh. — Willst's a jo, Voterl?“

„Ach geh, moch kei G'spoß, Dearnl!“

„Na, i moch' kei G'spoß nit, tu mir d'n G'fall'n, jo, Voterl?“ zärtlich liebkoste des Mädchens braune Hand des Alten Wange und Haupt.

„Na meinsweg'n,“ sagte dieser zögernd, indes seine Augen ein wenig seitwärts zu dem Mädchen schielten, gerade wie es ein schlauer Dackel zu tun pflegt, wenn er einen Hinterhalt wittert. Doch plötzlich verklärten sich des Moaslbauern Züge — „und wenn's der Michl is, der'n Hahn'n schiaßt, wirft a Wort halt'n?“

„Jo, Voter, g'wiaß!“

„Na, 's is guat, also d' best' Schüt' soll mei' Madel hab'n, heut sog' i's 'n Buab'n allen im Wirts'haus. — Der best' Hahn'schüt', haho!“

Mariandel hatte die Stube verlassen, in welcher der Bauer jetzt

mit unruhigen Schritten hin und her ging. „Himmelkreuz, eh' i dös zuloff, daß d'r Försterhonnies 'n best'n Schuß tut, eh' schiaß i 'n selb'r in Grund un Bod'n.“

„Himmelkreuz, eh' i dös zuloff, daß d'r Försterhonnies 'n best'n Schuß tut und mei' Madel kriagt, der Hungerleider, der Alpvagabond, eh' schiaß



i 'n selb'r in Grund un Bod'n. Abg'seh'n ist's do drauf, dös merkt jo a Henn', a blinde. Na, Dearndl, so hob'n ma nit g'wett'." Noch einige Male schritt der Moakßbauer mit gefalteter Stirne die Diele auf und ab, griff dann die Mütze vom Haken, nahm seinen Knotenstock zur Hand und verließ eilig den Raum. Ein schlaues Schmunzeln verzog seinen bartlosen Mund und indem er die wenigen Stufen des Hauses hinabschritt, murmelte er vor sich hin: „Wollen's schon kriag'n, Rechnung ohne Wirt g'macht.“ Darauf schritt er seiner Gewohnheit entgegen fast hastig der „Alpenrose“ zu, um den jungen Burschen von seinem Plane Mitteilung zu machen.

Mariandel erging sich indessen im Garten. Während ihre Hände emsig das Unkraut aus den Beeten zwischen den Rannkeln, der Kresse und den Kartäufeln entfernten, überdachte ihr Köpfcgen den Plan, welchen sie dem Vater vorgeschlagen. Wer anders als ihr Hannes, der schmucke Försterhannes, der beste Schütze weit und breit, würde den Meisterschuß tun, zumal wenn er weiß, was davon für ihn abhängt? Mag der Michel zehnmal Gefreiter bei den Schützen gewesen sein, der tut's dem Hannes nicht zuvor, der nicht und die anderen Burschen des Ortes erst recht nicht, alle wie sie gewachsen sind. Ja, und der Vater hält Wort, der Moakßbauer wird doch nicht wortbrüchig werden und sich zum Gespött der Leute machen? Mariandel lacht in sich hinein: „Jessas die Freud', wenn der Hannes mei Hochzeit'r wird, un die andern Buab'n, die wer'n arg böß sein, o je, un eberst d'r Michel, der Saufmichel, wie's ihn nennen. Wie heißt doch das S'pottliedl auf 'n Schulzenmichel? Richtig, jo.

„Michel mit die blanken Knöppla
Stoß di nit ans rote Köppla,
Juhu, Michel, geh nach Haus,
Sonst säusst 's ganze Fäßle aus.“

Lichter Sonnenschein liegt schimmernd über dem stahlblauen See, goldenem Schwanengefieder gleich flimmert es auf dem Wasser, welches heute so lieblich und ruhig schaut, wie Mariandels freundliches Antlitz. Heute ist der Tag, dem bang ihr Herz entgegengepocht, dem all ihr Sehnen gegolten. Aber jetzt ist ihre Ruhe zurückgekehrt. Sie steht vor der Tür und ihr Blick fliegt seitwärts die Allee entlang, wo der Weg zur Behausung des Försterhannes hinführt. Er wird's schon machen, hat er ihr's doch mit Hand und Mund versprochen.

Der Försterhannes ist dervel in seiner Stube, die letzte Hand hat er an seine Kleider gelegt. Ja, schmuck steht er aus in der Festtagsgewandung und ordentlich fürnehm. Auf den nagelbeschlagenen Schuhen schreitet er so flink und leicht daher, wie ein Stadtherr in den feinsten Lackstiefeln. Die grüngraue Zoppe mit den grünen Aufschlägen steht seiner kräftigen Gestalt gar gut, und unter dem Jägerhütlein mit der stolzen Spielhahnsfeder schaut der braune Krauskopf mit den hellleuchtenden Augen keck und übermütig hervor; so konnte er jedem noch so wählerischen Dearndel gar gut gefallen. Eben hatte

er die Flinte, welche stets geladen über dem Spind hing, noch einmal sorgsam betrachtet. „Alles in Ordnung, Stuh'n, moch dei' Sach' brav, heut gilt's!“ murmelten seine Lippen leise und seine Augen sprühten Kampfeslust, als gelte es, waghalsigen Bären- oder Tigerkampf zu bestehen.

„'n schön' gut'n Morg'n, Hannes!“ sagte plötzlich neben Hannes eine quiekende Stimme, und ein kleiner hinkender Mensch stand wie aus der Erde gewachsen vor dem jungen Mann. „Na, hast wohl Freikugeln 'nommen und in dein' Büch' 'nein'tan, die du amol host in 'n Moakßbauern seim Gärtle 'goff'n? ha! ha! — Moch dei' Sach' abba guat, Bua . . . Jessas, Jessas, Hannes, dös Unglück, hot sich do allweil der Büffle von 'm Heiligbauern von der Kett' g'riffen — und heiliger Andres, hilf, 's Madel, 's Mariandel, 's kimmt grad' übern Weg!“ schrie der Lahme plötzlich und kammerte sich an den erschreckten Försterhannes.

„Um Gotts will'n!“ rief dieser, und den Kleinen beiseite schiebend, stürzte er jählings aus der Tür, der Straße zu, wo er denn auch wirklich den die Allee entlang trabenden Stier erblickte. Da hinten kam auchrichtig das Mariandel; aber so schlimm, wie es der Sepp gemacht hatte, war es nun gerade nicht, denn ein gutes Stück Zwischenraum lag doch noch zwischen dem Mädchen und dem sich seiner Freiheit freuenden Tiere, das in großen lustigen Sprüngen über den Graben auf die Wiese entkam. Gar so leicht wurde dem Hannes das Einfangen nicht, es dauerte eine geraume Weile, ehe er in den Bereich des fliehenden Stieres gelangte; doch ward ihm in Gestalt zweier Knechte des Heiligbauern, dem der Ausreißer gehörte, bald Hilfe, die es dann auch zuwege brachten, denselben zu umzingeln und dingfest zu machen. An der eisernen Kette büßte der Bierfüßler seine Keckheit, wozu noch der Stecken in der Hand der Knechte das Seine tat. Fort ging es dem Stalle zu.

Der Försterhannes trat nun wieder beruhigt in sein Stübchen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der schlaue Seppel unterdes heimtückisch sein Gewehr geöffnet und zum Schießen untauglich gemacht hatte. Dies, sowie das plötzliche Entkommen des Stieres, welches kein zufälliges, sondern ein vom Moakßbauern erfommener Plan war, dem der Lahme als Werkzeug dienen mußte, geschah, um den Försterhannes, der als der beste Schütze weit und breit bekannt war, beim Hahnenschiefen unschädlich zu machen, damit der Schulzenmichel der Schwiegersohn des Moakßbauern würde. Der Lahme hatte die Abwesenheit des Försterhannes gut zu seinem nichtsnutzigen Streich ausgenützt, und noch ehe der Hannes eintrat, konnte er sich mit der Gewißheit, seinen Lohn in blanken Baken beim Moakßbauern verdient zu haben, hinwegschleichen. „Na, kamst dein Meisterschuß moch'n,“ murmelte der Kleine im Fortgehen, „der Sepp hot davor g'forgt, daß 's ent Jägersleut' d' Bäum' net in 'n Himmel woch'n, un kriagt noch ob'nein seine blank'n Bakh'n. Suche! — Mit 'm

Bull' wor's kan leicht' Stückel Arbeit, hätt' mi zum Dank, daß i 'm d' Freiheit geb'n hob', just'ment aufg'piakt. 's iß aber noch um eins glückli abgangen." So der Seppel.

Während der Hannes um sein Glück gebracht werden sollte und sich mit seinen Freunden auf den Weg zum nächsten Kirchspiel, wo das Hahnenschießen stattfand, machte, spielte sich in der Behausung des Dorfschulzen, oder Schulzenmichel, wie man ihn im Ort nannte, folgende Szene ab: „Un i jog' Euch, Mühme, i moch' heut' mein Meisterschuß, bin nit umfunst G'freiter bei 'n Schütz'n g'west, i, d'r Schulzenmichl!“

„Hi, hi!“ kicherte die Großmühme, eine alte runzlige, fast achtzigjährige Bäuerin, „sochte, fein sochte, mei' Buabl — Wirst 'nunt'r, Miez!“ scheuchte sie die an ihren Knien emporstimmende Kaze davon, die es gewohnt war, den warmen Platz im Schoße der Alten innezuhaben, dieweil jene Kaffee trank und in der Bibel las. Verwundert ob des versagten Rechts, rieb Jungfer Miez leise schnurrend ihre Nase an dem groben Rocke der Alten, bis es ihr zu wohlbedachter Zeit gelang, durch einen kühnen Sprung den gewohnten Ruheort zu erobern. „Hi, hi!“ klang es nochmals aus der Alten Munde, „hi, hi! kunnst moch'n, wos d' willst, Michl, 's Mariandel kriagt d' nit, weder mit dei' Stuk'n noch sunst'n.“

„W'rum nit,“ schrie der Michel giftigen Blickes die Alte an, „loß deine Fax'n, Mühm, 's Mariandel wird mein, verloß di drauf!“

„W'rum, döß sollst glei' hör'n,“ entgegnete die Alte gelassen, „weist nit, daß d' Jagerslüit 'n Bund mit 'm Schworz'n g'mocht hob'n? Hob'n nit umfunst ihr G'wehrl in Wilddiebsbluat taucht un sich 'm Satan verschrieb'n mit Leib un Seel' für a poor gute Schüss', was 's Freischüss' nenn'n. D'r Honnes, der is a so ein'r, der gefeit is, der schiaßt sich 's reiche Madel in 'n Drm, hi, hi, jo, d'r Honnes, der kriagt 's Mariandel, sel jog' i!“

„Jessas, Jessas, Mühm, was moch' mer do dergeg'n!“ rief der Schulzenmichel außer sich, „döß darf nit passier'n oder i bin a g'schlag'ner Mann!“ — „Weiß i's?“

„Aber i weiß, was i moch'n wer'n. Adjes, Mühm, an olte Unglückskrächzn seid's, i wer' Enk zeig'n, daß 'r z' früh krächzt hobt, auf a Ob'nd bin i a glücklich'r Hochzeit'r. — Adjes!“ Widerlich lachend verließ der Michel die Stube, um sich den Kame-raden, die schon ungeduldig seiner harrten, zum Gang nach dem Hahnenschießplatz zuzugesellen.

„Hi, hi! wird nix draus,“ kicherte die Großmühme hinter Michel her, „d'r Honnes is a Sonntagskindl un kan Spießg'sell vum Bösn, wie i's 'm Michl hob' vorg'red', dem hob'n d' Kirchlöckl ins Wiegerl g'laut'n, döß bringt a Glück, vill Glück!“

Das Hahnenschießen findet immer am Kirchweih-feste statt, es ist ein Sonntag, und die Leute strömen scharenweise von der Kirche auf den Festplatz. Unter ihnen befindet sich auch der Moaklbauer mit seiner Tochter Mariandel, die wie ein frisches Alpenröslein

aussehend und stolz das Köpferl trägt, als wolle sie sagen: „Schaut, ihr Buab'n, für ent blüht's Mariandel nit!“ Doch jetzt geht's wie ein freudig Ausleuchten über ihr frisches Gesicht, die Augen glänzen lebhafter, noch höheres Rot färbt ihre Wangen. Schämig senkt sie das Köpfschen zum Gruß, — der Försterhannes ist vorübergegangen. Gar z' schmuck sieht 'r auch heut aus, denkt das Mädchen, — aber sie erst selber! Sie trägt einen kurzen gefältesten Rock, eine weiße Schürze darüber gebreitet. Die Füße stecken in roten Zwillischtrümpfen und zierlichen Hackelschuhen. Ein schwarzes Samtnieder, reich mit blanken silbernen Münzen besetzt, spannt sich um die schlanke Taille und läßt das weiße Linnenhemd blendend unter dem himmelblauen Fürtuch hervorstimmern. Ein Strauß-leinfrischer Pfingst-röslein zielt noch zur Feier des Tages den Ausschnitt des Nieders. Mariandel's Vater, der Moaklbauer, gab



Schämig senkt sie das Köpfschen zum Gruß, — der Försterhannes ist vorübergegangen.

seiner Tochter im Staate wenig nach. Er trug seine beste blautuchene Jacke, Kniehosen vom feinsten Gemsleder und eine lederne Gürtelbinde über der seiden-geblumten Sonntagsweste, daran die blanken Maria-Theresientaler nur so durcheinanderklingelten. Auf dem schnurumwundenen Hute wehte lustig der Gemsbart, ein Prachtexemplar, des Alten Stolz. Alles versammelte sich um den Großbauern, waren doch der und sein Dearndl die Hauptpersonen des heutigen Festes.

Auf dem freien Platz, unweit des Kirchleins, waren ein paar bunte Buben aufgeschlagen. In den Zelten roch es nach Krapsen und überbackenen Eiern. Als die Mahlzeit im Wirtshaus ein Ende hatte, begaben sich alt und jung auf den Festplatz, wo das Ringwerfen und Hahnenschießen stattfinden sollte. Außer dem gewöhnlich üblichen Maria-Theresientaler war dem Gewinner, falls er nicht darauf verzichtete, das

Mariandel als Hochzeiterin zugesagt worden, was kein geringes bei dem Reichtum des Moaßlbauern war; da gab es schon jetzt schlagende Burschenberzen, rote Köpfe und Aufregung, denn uns holdselige Mariandel hätt' jeder gern seinen Meisterschuß getan.

„Die Dorfbuab'n fürcht' i nit,“ sagte der Moaßlbauer wie für sich: „Un dadafür, daß d'r Försterhannes mein Madl nit kriagt, is g'forgt!“

Die Regeln des Hahnschießens wurden jetzt bestimmt. Das Gewehr mußte schon vorher in Ordnung gebracht sein, jeder hatte nur einen Schuß, ging dieser fehl oder versagte, so mußte derjenige, dem dies begegnete, sich des Preises begeben, also auf die Moaßlbauertochter verzichten.

Schon hatte sich die Mehrzahl der Burschen, die fast alle des Schießens unkundig waren, aber auch ihren Spaß haben wollten, erfolglos, wie es vorauszusehen war, an dem Hahnen versucht, als der Schulzenmichel an den Försterhannes herantrat und sagte: „Host an sein' Stuk'n, Hannes, Donner un Hagl nuch amol! A Wund'r is's nit, wenn's d'n Hahn d'runter schiaßt. Ihr Jagerleut' dürft eigentl' gar nit mittun, derweg'n ent'r Büch's'n vum Satan b'kert is. Wennst g'winnt, is's a schmähliche Sach', wer mit 'm Böß'n z'sammsteckt, der hot 's G'winnt'n leicht!“

Ausblitzenden Auges drehte sich der Hannes herum: „So, meinst, daß mein' Stuk'n b'kert is un ta Gültigkeit nit hot? — Kunnst jo tauschn', hob' nir dergegn', sollst seh'n, daß i mit aner Büch's' so guat schiaß, wie mit d'r annern.“

Michel, der sehr abergläubisch war, rief: „s is dein Ernst nit, du wirst di amol schön hüten un tauschn'.“

„No, do host mein Stuk'n,“ sagte der Försterhannes kalt, das Gewehr von der Schulter nehmend; „g'loden is's, versuch's holt, un wenn das 's b'kert is, hilt's dir ganz g'miaß!“

„Ho, ho! gib amol her, versuch'n will i's schon gern, wie sich's mit so an'r g'feit'n Jagerbüch's'n schiaßt, da host mein G'wehel dafür.“ Damit riß er dem Hannes lachend das Gewehr aus der Hand, ihm nicht Zeit lassend, die Büchse nochmals betreffs ihrer Schußfähigkeit zu prüfen.

„Bist nit g'scheid, Michl, soll d'r Schuß etwann losgeh'?“ beehrte der Hannes auf.

„Dumms Zeug!“ war des Michels Antwort, der das Gewehr bereits an sich genommen hatte, ohne zu ahnen, daß es mit diesem Gewehr nicht richtig war, denn der Moaßlbauer hatte ihn in den Plan, den Försterhannes als Freier zu beseitigen, nicht eingeweiht.

Die Reihen der am Schusse Beteiligten hatten sich gelichtet, ohne daß einer den Hahnen getroffen hätte. Der Schulzenmichel wurde aufgerufen. Die Burschen zählten „eins, zwei, drei!“ Wie sich die zwei Liebenden in die Augen schauten! Feuerrot wurde der Schulzenmichel vor Reid und Wut. Er zielte, zielte — drückte, drückte, drückte — immer röter wurde sein festes Gesicht; — „jo was is denn döß?!“ — immer noch zielt er und drückt auf den Zündhahn

— jetzt ein Fluch — weit fliegt der Kolben zur Erde. Kurz darauf ein Schuß — der Hahn ist gefallen. Der Försterhannes war es, der jetzt geschossen, ein Blick auf sein Deandl hat ihm Mut und Glück verliehen. Er ist Sieger!

„Juhu!“ schreien die Burschen. „Loß 's guat sein, Michl, d'r Hannes hot 'n troff'n, 's Mariandel is sein!“

Doch dieser ballt die Fäuste und will sich auf den Hannes stürzen, die Burschen aber treten dazwischen und verhindern den Angriff des Michels auf den Hannes. „Was host, Michl? nir da, 's is all's ehrl'ich z'gang'n, 's Mariandel is sein guat's Recht!“ und sie drängen den Wütenden zurück.

„Ehrl'ich! guat's Recht! Do schaut her, was für a B'rüger un Her'nmeister d'r Grünrod is! 's G'wehel hot 'r vorhin mit mi umtauscht, un i bin einig'fall'n. Soll ma sich do nit gift'n üb'r so an Bergler, so an Steintrar'r, ludrig'n? — Zug'stopft is 's G'wehel un was weiß i noch; ab'r sein schlaun is's g'macht, dermit ma's nit glei' ausstipuliert. So recht schön schußg'recht herg'richt, ab'r doch nir nüt. Psui Teifl! üb'r so an Schelmstreich, schlechtig'n!“ Wieder wollte sich der Wütende auf den Hannes stürzen, obwohl er es ja selbst gewesen, welcher den Tausch veranlaßt hatte, aber in seinem Kopf gewann der Gedanke Raum, daß der Försterhannes wirklich ein Herenmeister sei, der sich im Augenblick des Tausches auf eine ihm unbekannt Weise mit dem Teufel in Verbindung gesetzt habe, um ihm diese Niederlage zu bereiten und das Mariandel für sich zu gewinnen; doch der Moaßlbauer, dem sein Gewissen schlug, trat zur rechten Zeit zwischen die beiden Nebenbuhler, um einen ernsthaften Käufer zu verhüten. „Loß 's guat sein, Michl!“ rief er diesem zu, „dös Wettg'piel gilt nit, denn wenn man dei' G'wehel zug'stopft hat, kunnst freil' nit g'winnt.“ Er warf dem Michel einen bedeutensamen Blick zu, und ihn beiseite ziehend, flüsterte er: „Du bist an Ass', an damlichter, wos muagt a tauschn', kunnst nit d' Fall 'm Fuchs selb'r loss'n, die mer em g'stellt ho'n?“

Dem Michel ging jetzt ein Licht auf. „Ihr, Bau'r, Ihr?“

„Pst!“ machte der Moaßlbauer.

Der Michel aber lachte laut auf.

„Ihr hab't's g'schaut,“ sagte nun der Großbauer zwischen die Burschen tretend, „daß 's G'wehr vum Michl nit zum Schiaß'n eing'richt war, an Schall hot 'm an Poss'n g'pialt, dengerst hat d'r Schuß vum Försterhannes tan Gültigkeit nit un kunn i ihm 's Madl nit geb'n, 's kunnst jo sein, daß d'r Schulzenmichel an Meist'rschuß tan hätt', wenn sein' Büch's' gang'n wär. — Also überlegt's enter, daß i, d'r Moaßlbau'r, im Recht bin, wenn i jog', d'r Schuß vum Försterhannes gilt nit.“

Die Burschenstimmen erhoben sich darauf in lautem Hin- und Widerreden; wie ein Unwetter brach es jetzt los. Ein Teil stimmte für die Gültigkeit des Schusses, welchen der Hannes getan, der andere Teil,

welcher aus den Freunden Michels und den Schmarotzern des Bauern bestand, gab den Worten des letzteren recht. Schon kam es zu Tätlichkeiten, und die Schlägerei wäre eine allgemeine geworden, wenn nicht diesmal das Mariandel dazwischengetreten wäre. „Holt' ein, Buab'n!“ rief es, „hör' mi an, noch is nix verlor'n; will d'r Votter d'n Schuß vom Honnes nit gelt'n loss'n, so will i halt an annern Wis'n ausstipulier'n un 'r sollt' nuch amol um mei' Gunst recht'n, ober dasmol bloß d'r Michl un d'r Honnes. Hör', was mi ebberst einfallt: Nächst' Sunntig werd' i mein Kanarienvögel sliag'n loss'n, wer vun die beid' 's fängt, soll mei' Hochzeit'r wer'n!“

„Juhuuuu, juhuuu . . ! 's Mariandl hat recht! Nuch amol giabt's a Müßle z' knack'n! — Hör', 's Kanarienvögel, — wer's fängt!“ — riefen die Burschen.

„Aba Mariandl, bist denn rein narrisch word'n?“ sagte der Vater, „so an Unb'sinn!“

„Loß, Votter, 's is an guat'r Einigweg. Was anderst giabt's nit, als no amol a Prob'n mach'n!“

„Hoch, 's Mariandl! 's Mariandl hot recht, is a g'scheit's Madl!“ stimmten die Burschen bei.

Der Moasflbauer, der im Innern dem Mädchen recht geben mußte, daß es das beste sei, noch einmal eine Wette zu veranfallen, um eine neue Einigung zu erzielen, fügte sich auch, nicht wenig geschmeichelt, als er sah, was er und seine Tochter für wichtige Personen am heutigen Tage geworden waren; und er beschloß, den Burschen bei der Gelegenheit zu zeigen, daß er nicht umsonst der reiche Moasflbauer, der König des Ortschafts, sei. Wie ein solcher wollte er droben auf der Altane mit seiner Tochter sitzen; von dort aus sollte sie das Vögel fliegen lassen, und drinten sollten die Leute heraufschauen, wie Vasallen zu ihrem Herrscher. Darum kam dem Hochmut des Moasflbauern der Plan des Mariandels nicht gar so ungelegen. Auch eine Bewirtung der Zuschauer mußte es schon geben, sein Name sollte in aller Munde sein, wozu hatte er denn die blanken Gulden in den Geldsäcken? — Das Mariandel bekam ohnehin der Müßigkeit genug. Er antwortete aber, um sich seine Bereitwilligkeit nicht merken zu lassen, und um sich erst noch ein wenig bitten zu lassen, daß sich solch ein Unb'sinn nicht schade, und ein solcher Plan doch nur im Spas von dem Mariandel gemacht worden sei. Als man nicht nachließ, ihn zu bestürmen, seine Einwilligung zu geben, sagte er lachend: „An Vögel hat's Mariandl imma im Vair' g'hobt, daß 's ist und au do — er machte eine bezeichnende Gebärde nach der Stirn — a Vögel hob'n werb', hätt' i nimma nit glaubt.“ Doch er hatte seine Einwilligung gegeben, das war die Hauptsache, und jubelnd zog man ihn mitsamt seiner Tochter ins Wirtshaus zum Tanz, wo die Musiker bereits einen Ländler aufspielten.

Von neuem giftete sich der Michel, als er das schmucke Mariandel am Arm des Försterhannes erblickte, denn als Sieger beim Hahneschießen hatte ihm der Moasflbauer den ersten Tanz mit seiner

Tochter nicht verweigern dürfen, ohne sich mißliebig vor den Leuten zu machen. So mußte es der Michel mit der Tröstung geschehen lassen, daß ein Tanz ja noch keine Heirat sei.

Die beiden Liebenden drückten sich indessen aus Zufall — jedes einen anderen Ausweg nehmend — aus dem heißen und dunstigen Saal hinaus, um hinter dem Wirtsgärtle zusammenzutreffen.

„Hannes,“ flüsterte das Mädchen und zog diesen nach der verschwiegenen Laube, „hör' mi an. I weiß, du hast nit schuld mit 'm G'wehrl un i hob's g'hört, wie d'r Michl tauschn wollt. Wie's zugang'n is, kunn i grad' nit sog'n, aberst so vill weiß i, daß d' unschuldi' bist dran. — Na, loß guat sei, mei' Plon mit 'm Kanarienvögel is a wohlüberlegtigt'r un a ganz guat'r, un i weiß b'stimmt, daß d's zwate Mol g'winnt. Weißt, i hob' zwa Vögel'n, a Pär'l is's, 's Hansl un 's Lorle. Die zwa hob'n schon'te velle Johr ihr Pläkl an mein'm Kammerfensterl, wo noch hint'n zum Obstgärtle 'naus g'leg'n is. Do steht 's Voglbauerl un do sing'n's un hupfen's drin, mi zur Freid! Wo 's Hansl is, da is auch 's Lorle, dö's hab' i schon'te gar oft'n verprobiert. Loß i ans sliag'n, hernach dauert's nit lang un 's kimmt wied'r zum annern Vögel z'ruck.“

„Aberst,“ sagte Hannes, „wennst d' 's sliag'n loßt un 's kimmt wiada, 's Vögel, wie soll i 's da fang'n un 's seh'n doch d' Leut', wenn's wiada einisliagt ins Bauerl?“

„Jo freill', wenn i 's G'häusel mit 'm annern Vögel vurn auf d'n Altan stell'n tät, wo d' Komödi' losgeh'n soll, könnt's wohl ebba so sein,“ sagte Mariandl, „aberst 's G'häusel mit 'm zwat'n Vögel loß i wie sunst'n an mein'm Kammerfensterl steh'n, i nehm' bloß 's Lorle, dö's i werb' sliag'n loss'n, raus, denn 's Lorle is a bissel g'wisigt'r wie 's Hanserl, i hind's in mein Sacktüchl un kumm mit vor auf d' Altan, wo i mit mein'm Votter un mein'm best'n G'pielin'n steh'n werd'. I zähl' dann „aus, zwa, drai“ un bei drai loß i 's Lorle sliag'n. I wett' zeha geg'n ans, daß mei' klug's Tierle um d' Altan umma sliagt, z'ruck zum Hansl ans Kammerfenster do hint'. Kan Seel kunn's schau'n, wo's hingflog'n is, denn d'r Zaun vom Borgärtle is zwisch'n d' Leut' da vurn un d' Hint'rseit' von uns'r'm G'höftl, wo i mein' Kammerl 'naus hab'. D' brauchst hernach bloß über 'n Zaun z' steig'n un am G'länd'r 'nauf in mei' Fensterl nei, — nim' 's Leiterl, wenn di nit tußt traun, 's wird nit weit furt z'find'n sein, — so kunnst 's Vögel hol'n. 's Lorle wird wied'r beim Hansel auf 'm G'häusel ob'n sit'n, 's is zohm un leicht z' fang'n. Sei aberst fürsichtig un schließ 's Fensterl, ebst d's Vögel verjogt, dermit 's nit meh' 'naus kunn.“

„Hob' kan Sorg' nit, Mariandl, i werd 's schon mochn, — wenn's Vögel g'scheit is un uns 'n G'foll'n tut, zum Kammerfenster einiz'sliag'n. Eig'nll' is's doch a unsich're G'sicht', daß ma san Glück auf a dumme's Kanarienvögel setzen tut. Wenn's gar d' Raß' verhascht, ob'r 's 'n Weg um

d' Altan nit find', un flagt eini in d' grüne Heek'n, wo 's 'm besser g'fallt, als im G'häuserl un wo's d'r Michl kriagt? Ach Mariandl, mi is arg bang, daß 's anderst kummt, als d' sagt."

"Aberst Honnes! Weist d' nit, daß d'r liabe Herrgutt jo nuch do is un an poor brav'n Mensch'n, die sich liab hob'n, liab'r hilft, als an schiach'n Kerl, wie d'r Michl aner is, der nix wie sauf'n tut un arge Sach'n aushekt? — Denk ans arme Keserl auf'm Kirchhöferl! — Was 's Bögerl anlangt, so hob' i's schonst an d' hundertmol ausverprobiert un werd's noch bis auf an Sunntag 'n Weg ums Altaneel oft'n 'rum moch'n loss'n. Die Kat' schaff' i schon heunt furt, un 's Lorle is so klug, 's mag kan Bäum' un kan G'sträuch un nix auf d'r Welt, ohn' sein Hansl, grad' wieauch mi nix nit g'fallt, wenn i mei' Honnes nit hob'."

"Na dö's war a Wörtl, Gott g'geg'ns di," sagte der Försterhannes und zog das traut zu ihm aufblickende Mariandel fest in seine Arme.

Am Abend, als das Mariandel sich eben zur Ruhe begeben wollte, klangen plötzlich liebliche Töne durch die Nacht. Der Hannes saß im Kahn auf dem See und brachte seinem Dearndel auf der Zither ein Ständchen. Er war nicht wie die anderen Burschen betrunken zu Hause gelangt. Wollte man jedoch von der Trunkenheit der Liebe reden, so wäre dies der Zustand des Taumels gewesen, in welchem er sich befand. Dieser veranlaßte auch, daß er hier saß und sich die kühle Nachtlust um die Schläfen wehen ließ. Indes die anderen Burschen ihren Rausch ausschließen, ward ihm die herrliche Pracht der Mondnacht offenbar. Bläuliche Reflexe gingen von der bleichen Scheibe aus und malten zaubervolle Bilder auf den klaren Spiegel der Flut. Die fernen Bergriesen schienen in silbernen Düst getaucht und in den Gärten flammten die Häupter der roten Lilien und feurigen Nelken, deren Düste, vereint mit den Leukoien und Reseden, auch in Mariandels Kämmerlein drangen und ihr zugleich mit den Zitherklängen holde Grüße sandten.

Vor dem Hause des Moaßlbauern, das eine Art Schweizerhaus vorstellte und aus zwei Stockwerken bestand, und wo schon viele neugierige Dorfleute versammelt waren, trafen auch die beiden Nebenbuhler zusammen. Ein hübscher Anblick bot sich den Schaulustigen dar. Das schmucke Haus mit dem in herrlichem Blumenflor prangenden Vorgarten, gleich in der Vorderfront einem allerliebsten Schloßchen, besonders da die Wirtschaftsgebäude, durch Büsche und Zäune abgegrenzt, den die Landstraße Passierenden unsichtbar blieben. Die Hintergebäude waren erst durch das Haus, oder vom Seitentor aus zu erreichen. Nach hinten hinaus befanden sich die Schlafkammern und Gesindestuben, während vorne die Wohnräume der Familie lagen.

Mariandel können wir heute stolz wie ein Edelfräulein auf der Altane stehend erblicken. Wie ein liebliches Bildwerk nimmt sie sich inmitten der Alpenlandschaft aus. Dort Felsen, Steinriffe, Bergriesen

in Nebel verschwimmend, hier der lachende See wie ein Stück blauer Himmel in Grün gebettet anzusehen, und inmitten der Naturherrlichkeit das malerische Häuschen des Moaßlbauern mit seinen geschnitzten Galerien, fürwahr ein passenderer Rahmen, der Mariandels Schönheit so zur Geltung bringt, konnte kaum für das holde Dearndel geschaffen werden. Hell und licht hebt sich ihre schlante Gestalt aus dem Grün der girlandengeschmückten Altane ab, die schweren Flechten fallen mit roten Bändern durchflochten über ihren Rücken herab, die dunklen Augen glänzen wie Sterne, die zur hellen Tageszeit aufgegangen sind, von ihrem Haupte geht es wie lichter Feuerschein aus, gerad' wie ein Heiligenschein ist es anzusehen, das ist der aus brennender Liebe und dunkelroten Rosen geflochtene Kranz auf ihrem Köpfchen, in welchem sich die goldenen Sonnenstrahlen fangen. Bewundernd blicken die Burschen zu ihr empor. Selbst der Michl ist heute von Mariandels Anblick hingerissen und vergift beinahe die blanken Taler, die stets der Hauptreiz in seinen Augen waren. Neben Mariandel stehen ihre Gespielinnen, auch in Festtagsgewandung, dralle frische Bauernlächter, erquickend anzuschauen. Hinter diesen, halb in die Stube gerückt, sitzt der Moaßlbauer. Über seinem Haupte schwannt die an der Girlande befestigte Blumentrone, so daß er sich wirklich wie ein gekrönter Herrscher ausnimmt, während drunten im Staube die Dorfbewohner andachtsvoll bewundernd und gespannt heraufschauen, so wie er es sich ausgemalt hatte. Und zwei der angesehensten Freier! Na, wenn die Goldstückel nicht wären, die geben halt für den Moaßlbauern den Ausschlag. So reich er selbst ist, gelüftet's ihn doch noch mehr zu haben.

"Platz für die Freiersleut'," ruft jetzt der Schulzenmichel die gaffende Schar zurückdrängend. Auch der Försterhannes bahnt sich einen Weg durch die Menge. So im Vordergrunde können sie beide alles übersehen, was auf der Altane vorgeht.

"'s geht los! Schaut amol, da im Tücherl hat 's Mariandl 's Bögerl," flüsteren einige.

Mariandel, die das Sacktuch fest zusammenhielt, zögerte noch. Sie hatte noch über alles mögliche mit den munteren Freundinnen zu plauschen. „Zyt!“ sagte sie halblaut zu jenen und dem hinter ihr stehenden Vater: „Post sei auf, daß 's mir's richtig Bögerl wied'bring'n; mei' Honsl, wo so liab singt, is mir z' schad' zum Zurschlag'n, kunnst gar verlorn geh'n, oder 's kunnst 'n d' Kat' fang'n, so hob' i denkt, 's Lorle loss' i flig'n, 's is jo a an Kanarienvögel. Hast's g'hört, Votter! 's Lorle loss' i flig'n!“

Der Moaßlbauer, der nur halb bei der Sache war, sondern mehr bei seiner Person und den Freiern in Gedanken verweilte, sagte darauf barsch: „'s Lorle oder 's Hansl is schonst glei, d' Hauptsach' is, daß d' bald anfangst, daß d' Leut' nit z'lang wort'n brauch'n un d' Fagerei an End' nimmt!“

„Nu guat, i will anfang'n," rief das Mariandel und knüpfte das Sacktuchel voneinander, das Bögelchen behutsam herausnehmend. Sie hielt es in der

geschlossenen Hand hoch empor. „Seht, ist loß! i's aus! Post alle guat auf, wo's hinfliegt!“ Bei den letzten Worten gab sie das Vögelchen frei und sagte halblaut zu dem Tierchen: „Such 's Hänsele, mei' Lorle! such 's Hänsele!“ Zuerst saß das Vögelchen ganz zahm und still auf des Mädchens Hand, dann hüpfte es von dort furchtlos auf einen Pfosten der Altane, Mariandel mit den klugen Augen anblickend. Wieder flüsterte Mariandel zu dem Tierchen geneigt: „Such 's Hänsele, Lorle, such 's Hänsele.“ Und da erst schien es sich seiner Aufgabe bewußt zu werden, im Nu hatte es die Schwingen entfaltet und, den Flug um die Altane herumnehmend, war es den Blicken der Zuschauer entschwunden. Mariandel triumphierte innerlich, denn das war der von ihr eingelernte Weg zurück ins Bauer, den das Vögelchen in letzter Zeit so oft zu nehmen gewohnt war und der ihm durch Verabreichung von Lederbissen, die es am Kammerfenster vorzufinden gewohnt war, leichter zugänglich gemacht worden war. Jetzt war es an dem Försterhannes, zu handeln und seine Sache gut zu machen. Die Hände zu inbrünstigem Gebet verschlingend, schaute sie dem Davoneilenden nach und hartete ängstlich der kommenden Dinge.

Es war aber eigentlich gar kein Grund zur Bangigkeit vorhanden, wußte sie doch, daß sie den Michel sozusagen in der Hand hatte. Durch die Großmuth, welche ihr sehr zugetan war, hatte sie erfahren, daß der Michel einen Betrug im Sinn hatte. Falls es ihm einige Schwierigkeiten machen würde, den Vogel zu erhaschen, wollte er einen falschen zum Vorschein bringen, der ihm von dem Vogel-frieder besorgt worden war. Nicht allein der Vogel-frieder saß mit einem, Mariandels Kanarienvogel täuschend ähnlich sehenden Vogel im Gebüsch, sondern es waren auch von ihm vier Katzen in den Büschen herum versteckt worden, um dem Hannes seinen Spaß zu verderben. Daß des Mariandels Vögel zahm sei und allerhand kleine Künste erlernt hatte und daß sie ihren Vogel unter Hunderten heraus kennen würde, daran dachte der Michel nicht. Vogel ist Vogel, einer ist wie der andere, dachte der Michel, der alle Tiere für dumm hielt, weil er sich nie mit ihnen beschäftigt hatte. Was die Katzen anbetraf, so saßen sie längst nicht mehr in ihrem Versteck, wie der Michel glaubte. Das Mariandel hatte sie durch Joseph, den Knecht, in alle vier Winde jagen lassen, und dem Michel würde sie schon heimleuchten.

„I hob's, i hob's, 'm Mariandel sein Kanarienvögel! Fein stad is's im Busch'n g'sess'n, hob's bloß z' nehm' brauch'n, 's scheint arg zahm z' sein!“ — log der Michel.

„Ja, wenn's vum Vog'lfried'r durch d' blank'n Geldstückel nit so zahm gemacht word'n wär“, dachte das Mariandel. „Wenn nur d'r Honnes käm!“ Sie drückte die Hände auf das klopfende Herz und flehte zur heiligen Jungfrau.

Doch da kam ja auch der Hannes und hielt gleich dem Michel ein geknotetes Sacktuch in die Höhe. Gottlob! es war also alles gut gegangen!

„Jessas!“ rief das Mariandel in die Hände klatschend, „do kummt jo auch d'r Honnes mit an' knotet'n Sacktüchel! I hob' doch nit zwa Vögel flieg'n loß'n? Ab'r komm'n S' aufi, Herr Förster, un loß'n S' schau'n, was S' do g'song'n hob'n!“

„A Maus od'r an Ratt'n, leicht au an Hühnerl werd's sein“, sagte der Michel, dem es jetzt bange ward, erbot, denn allem Anschein nach hatte der Hannes trotz der lauernden Katzen den rechten Vogel erwischt. Wie hatte dies nur so rasch gehen können? — Schließlich, was scherte ihn das? Er kam ja auch mit einem Vogel und nahm sich vor, durch recht dreistes Auftreten den Hannes zu verdrängen. Der Moaßlbauer würde ihm schon das Wort reden. Es galt eben durchzusetzen! Nur immer frech, war Michels Parole.

Doch diesmal hatte er, wie immer, wenn es sich um das Mariandel drehte, Pech! Natürlich hatte das Mädchen ihr Lorle sofort wieder erkannt, und als der Michel begann, daß sie sich irren müsse, denn sein's sei auf jeden Fall das richtige Vögel, das könne und werde er beschwören, und Hannes sei ein Betrüger, der einen falschen Vogel herbeigeschafft habe, lachte das Mariandel aus vollem Halse und konnte sich nicht wieder beruhigen. Endlich sagte sie: „'s is a komische Sach' so a schnelle Heck'n, un mos Zhna anb'triift, Herr Michel, so dank' i schönst for so an Mann, der aus Weiberl'n Hühnerl moch'n kann, do kunn man sich jo versücht'n vor so an'n Her'neis'r. Gelt, Vot'rl, un ihr auch, Mirz'l un Lenerl, hobt doch g'seh'n, daß i 's Lorle hob' flieg'n loß'n?“

Der Moaßlbauer, der es mit dem Michel nicht verderben wollte — (des letzteren Dreistigkeit hatte plötzlich einem recht kleintlauten Wesen Platz gemacht; er hätte sich am liebsten gleich einem geprügelten Hund versteckt) — und die Tatsache, welche Mariandel vorbrachte, nicht leugnen konnte, sagte: „D' Schuld triffst doch di, Mariandel, w'rum host's g'heim g'holt'n vor 'm Michel un den Leut'n, daß d' 'n anders Vögel flieg'n löst, als 'n Honnel? I, d'r Vot'r, sog's, 's Lorle, was d'r Honnes brocht hot, kunn jo au an falsch's Vögel od'r 's Spiel an abg'artet's san! Mos weiß i, was dahinter steck'n tut. I hob' immer g'hört, daß an Freierrsmann immer drai solchener Prob'n b'steh'n muß, erberst er 's Madl kriagt. I, d'r Moaßlbau'r, b'steh' darauf“, jagte er jetzt zu den Leuten gewendet, „daß 's Mariandel noch zum dritt'n un lezt'nmol so ane Komödi' macht. Wer hernach vun die zwa g'winn'n tut, d'r soll mei' Madl hob'n, so wo'r i d'r Moaßlbau'r bin. Dös is mei' lezt' Wörtl, dös halt i, so wo'r i an 'n liab'n Herrgutt glab!“

Neues Geschrei und neuer Jubel entstand vor dem Hause. Die Burschen warfen ihre Mützen in die Höhe und stießen wilde Juchzer aus, wobei sie sich auf die Schenkel schlugen, daß es nur so klatschte. „Freili, drai Müßle muß an recht'r Freierrsmann z' knack'n hob'n, so steht's in d' Büchel mit d' schön'n G'schichteln g'schriab'n“, schrien sie.

„Luft amoll!“ rief der Bauer, „desmol werd' i b' Welt'n b'stimm'n und ihr sollt sehn, daß i 's mit 'm Försterhannes nit schlecht mein'. Vos i v'r-long'n tu, schlagt in san Hondwerk. Derjenigt,“ fuhr er zu sprechen fort, „der mi auf mein Komstog, wo im Herbst'n is, 's best' Stück Wild z'erst bring'n tut, dem sog' i 's Mariandl als Hochzeit'rin zu.“

Man war mit dem Vorschlag des Moaßlbauern zufrieden, auch die beiden Freier, der Hannes, sowie auch der Michel. Letzter aber erst, als ihm der Großbauer heimlich zugeblinzelt hatte. Doch dem schlauen Mariandel war des Baters Augenblinzeln nicht entgangen. „Ausposst'n,“ sagte sie, „sonst gibt's für 'n Honnes a Unglück un mi trifft's a mit.“ Doch ließ sie sich nichts merken, sondern forderte heiteren Antlitzes die Gäste auf, näher zu treten ins Stübchen, wo der appetitlich gedeckte Kaffeetisch ihrer harrete.

Während für die Verwandten und Freunde des Moaßlbauern in der Wohnstube der lange Tisch für eine Reihe von Gästen hergerichtet und mit schneeweißem Linnen gedeckt war, wurden die Dörfler unter der großen Linde mit Kaffee und Festkuchen freigebig bewirtet.

* * *

Heut galt es nun, das * beste Stück Wild bis zur nächsten Morgenfrühe herbeizuschaffen. Schon beizeiten war der Försterhannes mit seiner Büchse über der Schulter in den Wald auf die Suche gegangen, vielleicht glückte es ihm, einen Gamsbock zu erjagen. Ein Reh wäre auch nicht zu verachten. Indes legte der Michel sich auf die faule Haut, denn er gedachte sich seinen Braten leichter zu erwerben, indem er sich einen Wildbraten vom Dorfboten aus der Stadt mitbringen ließ, oder besser noch, ihm gelang der Plan, den er mit dem Moaßlbauern ausgeheckt hatte. Der Moaßlbauer wollte den Hannes mit List von zu Hause fortlocken, aber erst, wenn er ausspioniert hatte, daß der Hannes sein Stück Wild erlegt und heimgebracht habe. Das Mariandel wollte der Bauer veranlassen, den Hannes zu einem Abendimbisß einzuladen. Da der Hannes doch wohl ihr künftiger Hochzeiter sein würde, wolle er das Getue hinter dem Rücken nicht haben, drum hätte er es lieber, der Hannes käme in allen Ehren zu einem Feierabendplauderstündchen zu ihnen. Das war ein gutes Mittel, den Hannes bis spät in die Nacht von seinem Hause fernzuhalten. In der Zeit aber wollte der Michel von der alten tauben Magd, die des Försterhannes Hausstand leitete, den angeblich bei dem Förster bestellten Festbraten abholen. Die Alte würde natürlich reinfallen und das erlegte Wild für eine gute Bezahlung und ein anständiges Trinkgeld hergeben. Dann hatte der Hannes keinen saftigen Braten mehr, er, der Michel, wäre alsdann, wenn auch durch List, die ja bei dergleichen Dingen erlaubt sei, wie er sich einredete, doch immer noch durch recht-schaffenen Kauf in den Besitz eines guten Stückes Wild gelangt.

Doch das schlaue Mariandel hatte, wie sie sich

vorgenommen, die Augen und Ohren offen behalten und in ihrem Versteck im Wandschrank den neuen Plan der beiden Verbündeten erlauscht. Der alten Hanne war eingepägt worden, unter keinen Umständen das betreffende Wild zu verkaufen, wenn es jemand fordern würde, weder an den Michel, noch sonst an jemanden. So sahen die beiden Liebenden dem verhängnisvollen Tage froh entgegen, vorher wollten sie aber dem Michel einen schönen Poffen spielen.

Dem Hannes war es nicht schwer geworden, einen guten Braten heimzubringen. Nachdem er ihn gut untergebracht hatte, ging er, der Einladung des Moaßlbauern Folge zu leisten, d. h. vorher hatte er erst hinter dem Obstgärtle am Haselgebüsch eine geheimnisvolle Unterredung mit dem Mariandel, die ihm unter Flüstern und Richern einen großen in Papier eingewickelten Päckchen übergab, mit welchem sich der Hannes hinten herum durch die Felder in seine Behausung schlich.

Bald darauf sah man einen prächtigen Hasen an einem Haken außen am Stubenfenster des Hannes hängen. Auch der Michel, welcher die Stunde abgepaßt hatte, wo der Hannes zum Moaßlbauern gehen würde, schlich an dem Häuschen vorbei und sah den Hasen. „Den hol' i mir h'rnoch!“ sprach er für sich und schritt ins Haus, um den Hannes zu überlisten, indem er der alten Magd den Braten abkaufte. Doch er kam nicht weit mit seinen Lügen. „Dr Hos' is wed'r b'stellt noch feil!“ antwortete die alte Hanne mürrisch und drehte dem Michel den Rücken. Wütend ob des Fehlschlages verließ der Michel das Haus und taute ärgerlich an den langen Fingernägeln, was er zur Gewohnheit hatte, wenn ihm etwas mißlieblich war. Doch plötzlich lachte er laut auf, seine Züge verzerrten sich zu einer boshaften Grimasse bei dem Plan, welcher ihm durchs Hirn fuhr. Auf die Jagd ging er nicht, dazu war es schon zu spät, und ein Wild besorgen zu lassen, war auch nicht mehr möglich. Ob er wohl eins vom Moaßlbauern bekam, oder der Teufel es ihm im Traum schenkte? —

Ein paar Stunden später war's und finstere Nacht, kein Mondschein, kein Sternenshimmer, düstere Wolkenmassen zogen am Himmel, finstere Nebel brauten über den Wiesen und führten gespenstische Herentänze auf. Das Försterhaus lag in friedlicher Ruhe da, als schliefe es wie seine Bewohner. Auch der Försterhannes schlief bereits dort seitwärts in seiner Kammer. Mögen die Nebel wallen, die Wolken drohen, die Kobolde spuken, hier im Häuschen ist Frieden! Und doch — wer kommt da plötzlich, die feierliche Ruhe zu stören? — Ist es ein Räuber, Dieb oder gar Mörder, der es wagt, den Zaun zu überklettern, sich am Weingeländer hinaufzuschwingen, um die Fenster des niederen Stockwerkes zu erreichen? — Jetzt flammt ein Streichholz auf und — ja, ist es denn möglich, das sind ja die Gesichtszüge vom Schulzenmichel! Was will denn der reiche Michel bei dem armen Hannes? Etwa gar den Nebenbuhler

auf irgendeine Weise ins Jenseits befördern? Nein, so Graufiges liegt nicht in seiner Absicht! Den Hasen, den der Hannes an seinem Stubenfenster hängen hat, den er so schlecht gehütet, will der Michel holen. Was läßt ihn auch der Hannes so leichtsinnig die Nacht über draußen hängen, hätte er ihn wenigstens an sein Schlafkammerfenster gehängt, dann konnte er ihn besser bewachen. Solcher Leichtsinns verdient Strafe, drum kommt der Michel, um das Häslein zu holen. Ist es ein Unrecht, daß er dies tut? Freilich, sagt sein Gewissen, aber decken die blanken Taler und die roten Lippen des Mariandels nicht alles zu? — Nur fort mit dem Hasen, daß er nicht doch noch ertappt wird! Gottlob! den Braten hätte er jetzt im Sack! Was hätte es ihm auch genutzt, wenn er sich auf anderem Wege Wild beschafft hätte? Der Hannes für sein Teil hätte doch auch vielleicht noch ein besseres Brätlein gebracht, wie er es selber hätte aufreiben können. „Adjes, Försterhannes, jetzt host d' v'rspielt,“ murmelt der Michel, als er mit dem Sack über dem Rücken, in welchen er den Hasen geschoben hatte, den Zaun wieder überkletterte und seiner Behausung zuellte. Eilig kleidete er sich aus, der Sack mit dem Wild flog unter die Bettlade und finster war's auch im Schulzenhof.

Unruhige Träume verfolgten Michel im Schlaf. Er träumte, der Hannes sei ein Herrenmeister und hätte sich in einen Kanarienvogel verwandelt, der ihn von Mariandels Schulter aus, wo er sitzt, ausschilt: „Dieb, Räuber, Halunk.“ Da fühlt er sich plötzlich selber zusammenschrumpfen, er merkt und hört es, daß er in einen Hasen verwandelt ist und als Braten zur Hochzeit Mariandels verzehrt werden soll. Schwer stöhnt er und wälzt sich auf seinem Lager. Sein böses Gewissen läßt ihm keine Ruhe, es nimmt das Schattenreich zu Hilfe und bestraft den schlechten Menschen mit bösen Träumen. Erst spät verfällt der Michel in einen ruhigeren Schlaf, aus dem ihn plötzlich der Gedanke aufwachen läßt, daß er ja etwas vorhabe und die Zeit nicht verschlafen dürfe. Schnell springt er auf und wirft sich in die Kleider. Ein Blick auf die Uhr zeigt ihm, daß er sich eilen muß. Flugs zieht er den Sack mit dem Hasen unter seinem Bett hervor, und ohne mehr als einen Schluck Brantwein zu sich zu nehmen, stürzt er auf die Straße, denn er sieht plötzlich den Försterhannes vorbeikommen. „Was? d'r Försterhannes hot jo doch 'n Bünd'l,“ bestürzt und neidisch blickt der Michel zu ihm hin. „Hol's d'r Tei! Woher hot d'r Sakramentskerl denn so schnell Ersas g'schofft? Un so 'n groß's Bünd'l hot 'r, 's sieht aus wie 'n Rehblott. Am End' is's bloß an Schint'n, den 'r in d'r Not ang'schafft hot, um nit mit leere Händ' z' komm'n. Nu kommt's druf a! Mei' Has' is a stark's Tierl, is a Wild, wie's d'r Moaßlbau'r g'wünscht hot, un an Softigkeit wird's 'm nit fehl'n. Sollt' mi wundern, wenn i heit nit g'winn' mit me'm Schelm'streich.“ So des Michels Selbstgespräch.

Der Hannes war jetzt von einer Seite herangekommen, so daß beide auf der Allee zusammentrafen.

Ein Wettlauf entspann sich zwischen ihnen, denn jeder wollte dem anderen zuvorkommen. Da flogen sie die Straße entlang und stürzen fast zu gleicher Zeit in den Moaßlbauernhof. Wütende Blicke wirft der Schulzenmichel auf den Hannes, der steht immer zwischen ihm und seinem Glücke, am liebsten hätte er ihn in diesem Augenblick niedergestochen, dem Mariandel vor der Nase, doch er bezwang sich und begnügte sich, mit höhnischen Worten seinem Groll etwas Luft zu machen. Doch der Hannes tat, als höre er nichts, der Michel schien Lust für ihn zu sein.

In Hemdärmeln, das Käckle auf den spärlichen Haaren, die Pfeife im Munde kommt ihnen der Moaßlbauer entgegen. Er stößt einen Pfiff aus und läßt die Pfeife vor Erstaunen aus dem Munde fallen, als er die beiden zu gleicher Zeit mit einem Bündel antommen sieht. „Hobt jo beid' a Wild'l g'schoff'n, wie's schein'n tut.“ Er reichte jedem von ihnen die Hand zum Gruß. „Tag auch, Michl, Tag, Hannes! Ausg'schoff'n? Host uns gestern a ganz schöne Gaudi g'mocht mit dem Zitherg'piel, schön kunnst d' spial'n, dö's muß an jed'r zugeb'n.“ Der Blick des Moaßlbauern auf den Hannes ist gar nicht so unfreundlich wie sonst, auch der Händedruck ist ein warmer, — ja der Moaßlbauer hat eigentlich gar nichts gegen den Hannes, nur daß er nicht so reich ist, wie der Michel, — aber schließlich — „s wor gest'rn doch reacht scheen,“ denkt der Bauer, „hätt' gar nit denkt, daß 's sich mit 'm Hannes jo quatsch'n läßt, er werd' jo seh'n, wie's kimmt, so hot's d'r Herrgutt b'stimmt.“

Die beiden Freier wünschten dem Moaßlbauer alles Glück und eine feste Gesundheit zum Namens-tage und machten sich daran, ihre Bündel auszu-packen. Da erschien das Mariandel. Wie eine Wachs-puppe zum heiligen Christ schaute sie mit den schwarzen glänzenden Flechten in dem bunten Bauern-fittel aus. Der Michel hob eine der Flechten in die Höhe und wog sie in der Hand, „grad' so schwer, wie dein's Boters Säckle mit Güld'n,“ sagte er.

„Die Köpf vom Mariandel un die Guckerl san mi a weng liab'r, als 's Geld,“ meinte der Hannes und schaute dem Mariandel freundlich in die Augen.

Diese lächelt ihn zum Dank für seine schönen Worte herzlich an.

Natürlich ist der Michel wieder darüber voll Gift und Galle. „s wird sich jo allweil find'n, wer 's Schakerl heimsührt,“ sagt er. „Nech, Hannes, un zeig dein Wild'l, hier is meins, a schöner Hoasferl host nie nit g'seag'n.“ Er hat den Sack von dem gemauften Wild entfernt, und auch der Försterhannes knüpft sein Bündel auf und legt es auf den großen Scheintisch der Laube, an der Tür, wo sie sich befinden. Beide halten jetzt triumphierend ihr Wild in die Höhe, der Michel seinen Hasen und der Hannes eine prächtige Rehkeule. „Do schaut's, Bau'r, wer 's fastigste Brätle brocht hot!“ riefen sie wie aus einem Munde.

„Größ'r is jo 'm Hannes sei' Stück'l,“ sagt der Moaßlbauer gerecht. —

„Ob'r das meinigt' is au nit z' v'rocht'n,“ schaltete der Michel ein, „do greift amol an, Bau'r.“ Er selbst befühlte erst jetzt zum ersten Male den Hasen und beschaute ihn bei Tageslicht. — Was wird er denn plötzlich so bleich? — Jetzt faßt auch der Moaßlbauer den Hasen an.

„Wo is denn d' Schußwund'?“ ruft da das Mariandel, deren Stimme wie von verhaltenem Lachen klingt, „Bot'r, er hot jo kan Schußwund' nit, d'r Hof'. Und wo's hot 'r denn for gläserne Auglen?“ spricht sie weiter.

Auch der Bauer stutzt und betrachtet das Wild genauer, mit einem Male schreit er laut auf: „Jessas, Jessas, dös host von dei'm Maus'n, Michl, an ausg'stopft'n Hos'n hoben's di hing'hängt. Is host's verspielt, Michl, mei' Wort muß i holt'n, des i vor 'm ganz'n Dorf geb'n hob. W'rum host di a so zum Norr'n holt'n loss'n un host nit bess'r g'schaut!“

Der Michel war, als er den Hasen als einen ausgestopften Balg erkannte, vor Schreck auf die Bank gesunken und vermochte keinen Laut hervorzubringen. Erst als Mariandel sagte: „s is schonst recht, Michl, w'rum bist nit auf 'm recht'n Pfad bliab'n,“ stammelte er ein paar entschuldigende Worte.

Doch Mariandel fuhr fort: „Ghrllichkeit wäht an längst'n, un wer andern a Grub' grabt, plumpst selbst'n ein! Michl, dös kunnst d'r merk'n. D'r Hommes is jeh' und vun Rechts wegen mei' Hochzeit'r, do giab't's ka Geg'wed' nit meh'. Gelt, Boterl?!“

Dieser nickte nochmals zustimmend mit dem Kopfe. Der Michel ist darauf von dannen geschlichen und hat noch zu Hause von der Großmuhme, die schon vorher gewußt hatte, wie alles kommen würde, sein Teil abbekommen; zuletzt aber hat sie gelacht, bis ihr der Atem ausging. Auch im Moaßlbauernhause ist noch nie so viel nachher noch, als der Michel verdunstet war, gelacht worden, wie an diesem Tage. Selbst die Dörfler, die davon erfuhren, hatten ein riesiges Gaudi über des Michels Reinfall; die Buryschen versafzten ein neues Spottliedl auf den Michel, und es war das erste, womit sie ihn bei der nächsten Begegnung begrüßten.

Der Hannes hat vor den Augen des Moaßlbauern sein Mariandel ein herzhaftes Busserl geben dürfen. Kurze Zeit hat er darauf mit dem Segen des Moaßlbauern sein Mariandel heimgeführt. Ein schmuckeres Pärle als den Hannes und das Mariandel hat's seither im Ort nimmer gegeben.



Am Ziel.

er Maierchristen, seines Zeichens ein Maurer, dabei ehrbar und rechtschaffen, war bis zum sechsunddreißigsten Jahr, das ihn Gott erleben ließ, mit Gott, der Welt und insbesondere mit sich selbst so recht zufrieden und begehrte nichts Bes-
seres.

Er bezog für die Stunde 45 Pfennig, macht im Tag, diesen zu zehn Stunden gerechnet, 4 Mark 50 Pfg., gerade genug, um einen Maurer, wenn seine Ansprüche nicht über seinen Stand hinausgehen, zufriedenzustellen und bescheidene Bedürfnisse zu befriedigen.

Eine gute, kräftige Hausmannskost, ein Mansardenzimmer, alle Tage ein paar Flaschen Bier, am Sonntag ein frisches Hemd, eine Gewandung zu dreißig Mark und etliche Schoppen nebst Zigaretten war so ziemlich alles, was der Maierchristen brauchte; ein Wunsch nach Höherem war ihm bis zum Ablaufe des obenerwähnten sechsunddreißigsten Jahres noch nie aufgestiegen, und sein roter Kopf und der behäbige Umfang des Leibes taten genugsam kund, daß ihr Eigentümer bei soltaner Zufriedenheit sich sehr wohl befand.

Mit Anfang des siebenunddreißigsten Jahres aber lief dem guten Maierchristen etwas über den Weg, und dieses Etwas trug einen mit drei Volants besetzten Rock, sowie eine flatterige Bluse und ließ die Haare in die Länge wachsen und nannte sich Weib.

Dieses Weib war aus dem Ssterreichischen, seines Zeichens eine Böglerin und trauernde Witwe, aber ohne Kinder, wie sie mit bedeutungsvollen Blicken sagte.

„Hören S',“ sagte sie eines Tages zum Maierchristen, der ihr seines guten Verdienstes und insbesondere seiner Gutmütigkeit und Naivität wegen als Künstler gerade so recht gewesen wäre — „hören S', Herr Maier, Sie haben's ja, so wie Sie leben und bis jetzt gelebt haben, soweit ganz ordentlich. Aber eine Frau, wenn S' eine hätten, könnt' Ihnen das Leben doch noch ein bißel mehr versüßen. Mein Seliger zum Beispiel hat oft g'sagt: »Marie,« hat er g'sagt, »siehst, ich hab's ja den Tag meines Lebens nicht grad' so schlecht g'habt, aber seit ich dich hab', weiß ich doch so eigentlich erst, was Leben ist und was Leben heißt. Komm her, mein Schatz, und gib mir ein Busserl.« Ja, die Busserl sind sein' Seligkeit g'wesen, und mir, na ja, ich bin auch von Fleisch und Bein, mir waren s' auch nicht zuwider. Kurz, wir sind zwei glückliche Leuten g'wesen und Gott weiß, wir wären's heut noch, wenn ihn nicht der

Himmelvatter in seiner unerforschlichen Fürsichtigkeit abg'rufen hätt' zu höhern, bessern Freuden; denn daß mei' Nazl, Gott woll' 'n lieben, in Himmi kommen ist, da fehlt si sei mir. Und nun also, das wär' sei g'sagt. Mei' Nazl, daß ich den vergessen sollt' — eher geht die Welt unter. Dazu hab' ich schon z' viel ein edles Herz. Aber trotzdem, er ist eben tot, und mit den Toten, das wissen S' sei' auch, kann man eben leider Gottes nicht leben, zum Leben aber ist man doch da. Mit eins: ich möcht' schon wieder einen Mann auch, das einschichtig Wesen, na ja, das hab' ich jetzt so ziemlich satt. An Bewerbern, du lieber Gott, daran hat's ja keinen Mangel, aber wissen S', Herr Maier, so einen jeden möcht' ich sei' nit!



„Hören S'“, sagte sie eines Tages.

Es könnt' beiden, so viel ich's zu befehen vermag, nur z' gut kommen. Ich hätt' einen Mann, einen Schutz und Schirm, und Sie — na ja, ein gutes, treues und hingebendes Weib hätten S' gewiß. »Ein Weib, wie du,« hat mein seliger Nazl g'sagt, Gott woll' 'n b'segnen, »ein Weib wie du, Schakerl, gibt's in sieben Königreichen nicht wieder, und wenn eine den Himmi an ihrem Mann verdient, na ja, Marie, du bist's gewiß.«

„So, Herr Maier, hat mein Nazl immer g'sagt, und ein Wunder? Er hat's eben eing'sehen, was er an seinem Weiberl hat. Morgens seinen guten Kaffee mit Butter und Semmeln, mittags sein gutes Essen, eine Flaschen Bier dazu auch, und abends, wenn er heimkommen ist, einen freundlichen Empfang, ein Bussertl, seine weichen Pantoffeln, sein kräftiges Nachtessen, ein paar Glas Bier und nachher, na ja, sein gutes, weiches Betteerl hat er auch immer g'habt.

Und am Sonntag, na ja, da sind wir zusammen ausgegangen und haben's uns amüsiert; denn Kinder haben's wir keine g'habt, ich bin, wie mir die Doktoren sagten, nicht dazu b'schaffen, was übrigens bei den schwierigen Zeiten, wo die Kinder so viel kosten, ein so großer Fehler nicht ist. Also sagen S', Herr Maier, wollen wir Ernst machen? Freuen tät's mich schon auch.“ —

Der Maierchristen rieb sich die mörtelbespizten Augen, schaute noch einmal gehörig in der Runde herum, um sich zu überzeugen, ob er denn eigentlich noch auf irdischem Boden sich befinde, oder ob das soeben Gehörte in höheren Regionen zum Vortrag gekommen sei. Aber nein, da stand es ja, das Weiberl von 1,72 Meter Höhe und das beste im Bereiche von sieben Königreichen und neun Dörfern in der Größe von Laschottiso. Und der Herr Maier rieb sich die Augen zum zweitenmal und fragte sich mit allen Anzeichen eines himmelhohen Bewunderns, wie es nur möglich gewesen, daß er während der ganzen langen Dauer seines maierchristlichen Daseins nicht auf solche Engelsgestalten von der Qualität der im ganzen Flor ihrer weiblichen Holdseligkeit vor ihm stehenden Witwe ohne Kinder aufmerksam geworden sei.

Aber jetzt, gottlob, war es doch noch geschehen, und ein Efel mit meterlangen Ohren und steifen Beinen müßte er sein, wenn er nicht mit der Eile eines abgeschossenen Pfeiles und der Energie einer sauchenden Dampfmaschine nach dieser vornehmsten, den Honig so dick auf das Brot streichenden Perle ihres Geschlechtes greifen würde. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, wenn er an die in Aussicht gestellten süßen Bussertln, den Kaffee mit Butter und — an das weiche Betteerl und die abends so warm paratgestellten Pantoffeln dachte.

„Ja, liebe Frau,“ sagte er, „was Sie mir da offerieren, ist ja nicht so ganz ohne, aber ob Sie sich in mir nicht täuschen, sell ist halt eine andere Frag'. Mein Brot verdien' ich ja, grade Glieder, gottlob, hab' ich auch, und der Magen tut mir bis dato nie weh, als wenn nichts drin ist. Aber ich bin eben nur ein Maurer und die sind, das Geschäft bringt's so mit sich, viel Zeit ein bissel dreckig, und das müßten Sie eben mit in den Kauf nehmen. In den guten Manieren bin ich auch nicht gerade am besten bewandert; denn droben auf dem Baugerüst spricht man immer noch das Altdeutsche und das ist bekanntlich ein bissel derb. Diese mit dem Geschäft verbundenen Untugenden und Unbeholfenheiten abgerechnet, bin ich, was mir schon bessere Leute bezugten, gerade so uneben nicht, und wenn Sie es also, wie Sie sagten, mit mir wagen wollen, nun also, ich bin dabei.“

„Na, gehen S', Herr Maier, Sie sind viel zu bescheiden und haben — na ja, daß ich's doch sag', gar keine Ahnung von Ihrem Wert. Aber gerade diese Bescheidenheit ist's auch, was Ihnen satrisch gut steht. Was nun aber das zeitweise Dreckigein anbelangt, Herr Maier, mein Nazl war ein Gipsfer,

und so bin ich das g'wohnt. Und was nun Ihre Bedenken von wegen die etwas ungehobelten Manieren betrifft, Gott ja, auf breite Straßen gehört ein grober Schotter, und was die Büglerinnen und Wäscherinnen betrifft, ich sag's, die g'hören auch nicht zu den Höflichen. Ist auch nicht nötig. Man spricht, wie's einem uns Herz ist und wie einem der Schnabel gewachsen ist. Das ewige »ich bitte,« »wir haben's die Ehr'« und wie das firefanzige Zeug alles heißt — es steckt nichts dahinter, und die es immer im Mund führen, sind grad' das nichtsnußigste G'lump, außen Firnis und innen Fäulnis. Und ob ich Sie trotz Ihren Fehlern will? Na ja doch. Die machen nichts aus. Wo kein Schatten, da ist auch kein Licht, und ohne Untugend gibt's keine Tugend, und wer keine Leidenschaft nicht hat, wissen S', was der ist? Ein Wafchlappen. — Also, wir g'fallen uns und nehmen uns und nennen uns somit beim Vornamen. Nicht wahr, Christl?"

Also, sie waren einig und sie hätten sich zweifellos noch auf derselben Bank verheiratet, wenn nur die Papiere und — was noch wichtiger war, die Aussteuer der stimmungsvollen Braut in der Ordnung gewesen wären.

Aber bei den ersteren hatte es einen Haken, und bei der letzteren — na, sagen wir mal eine schlimme Bewandtnis. Die dermalige Braut und einstige Frau Nazel hatte nach dem Ableben ihres Seligen mit Ausnahme eines Bettes und eines Kastens die Möbel verkauft, das Geld verflittert und die Leintücher und Bettüberzüge zur Bewahrung vor Schaben und anderem Ungezieferfraß auf das Pfandhaus getragen. Nun galt es, die ersteren wieder anzuschaffen und die letzteren wieder auszulösen.

„Siehst du, Christel,“ sagte sie daher zu ihrem in allen Himmeln schwebenden Bräutigam, „es kost' halt noch ein bißel Müß', bis wir das Nötige z'sammen haben. Aber du hast einen schönen Verdienst, ich schaff' auch nicht umsonst und dazu bin ich auch nicht dumm. Wirst sehen, daß wir bald ans Ziel kommen. Das erste, lieber Christel, was nun sein muß: du mußt ein anständiges Zimmer, womöglich parterre mieten, daß wir in unsern freien Zeiten ein bißel ungeniert beisammen sein können. Ich selbst bekom' eine Stelle im Hotel R. . . ., eine Vertrauensstelle! Hab' zu bügeln, das Weißzeug in Ordnung zu halten und, soweit die Zeit dazu reicht, auch den Zimmermädeln ein bißel zu helfen.“

Der Plan war gut, und an die Verwirklichung deselben wurde sofort Hand gelegt. Der Maurerchristen entsprach dem Wunsche seiner Braut. Er mietete ein besseres Zimmer, in welchem sogar ein Sofa stand, in Christels Augen ein unerhörter Luxus, nach der Auffassung der Braut aber, die vor allem für eine feine Wohnung schwärmte, eine dringende Notwendigkeit.

Also die beiden hielten zusammen, arbeiteten fleißig und sparten, und ohne Zweifel wären sie auf diesem Wege so nach und nach zu ihrem Ziele gekommen. Aber die verliebte Braut hatte es eiliger, schon des-

wegen, weil sie immer noch so halb und halb mit der Möglichkeit rechnete, daß ihr der süße Bräutigam noch kurz vor Torschlusß entkommen könnte. Der beiderseitige Verdienst ließ sich leider nicht steigern. Also mußte zur Beschleunigung der Sache schon Außergewöhnliches geschehen. Die sieberhaft eilende Braut erinnerte sich daran, daß im Notfall auch ein biederer Steiermärker mit dem böhmischen Zirkel zu hantieren verstehe, und was der Steiermärker könne und dürfe, das sei auch ihr, der Steiermärkerin, erlaubt. Und folglich und also, „Herr Richter, küß' d' Hand, aber lassen S' mich 'mal ein bißel ungeniert in anderer Leute Kommoden und Kasten nachsehen!“

Sie sah auch nach und fand, daß da viele Dinge aufbewahrt wurden, die auch einer Maurerchristelsbraut kommod werden konnten. Sie fand da Decken, Servietten, Leintücher, Bettüberzüge und noch viele andere Dinge, die sie mit großer Geschicklichkeit und aus reiner Liebe zum Christel, wie sie das sich regende Gewissen zu beschwichtigen suchte, mitgehen ließ.

Der Christel, der auf dem Lande erzogen und namentlich in bezug auf das Mein und Dein von Eltern und Lehrern sehr gründlich unterrichtet worden war, wollte sich anfangs mit dieser Art Tätigkeit seiner Braut nicht einverstanden erklären. Aber sie wußte es ihm beizubringen, daß es auf die Tat als solche gar nicht ankomme, sondern auf das Wie und Warum, auf die Beweggründe. Der Zweck heilige allemal die Mittel, und wenn eine liebende Braut zum Aufbau ihres Nestchens 'mal in anderer Leute Kommoden greife, die dazu noch unnötig überfüllt seien, so sei das durch ihre Liebe zu entschuldigen und nach ihrer Auffassung so wenig ein Unrecht und eine Sünd', daß sie es nicht einmal für nötig finde, es dem Beichtvater zu sagen, den sie doch, weil es nun einmal eines rechten Christen Pflicht und Schuldigkeit sei, alle Monate besuche. Die da bloß alle Ostern zu den heiligen Sakramenten gingen, seien durch die Bank lauwasserte Lottel.

Durch solche und andere Vorträge seiner süßen Braut aufgeklärt und zu neuen, moderneren Weltanschauungen bekehrt, nahm der gute Christel alle die Federn, die sein gutes Weiberl zum Aufbau des Nestchens so fleißig zusammentrug, in seiner Wohnung bereitwillig auf. Das um so mehr, als sie auch seine unermüdliche Lieferantin von Fleisch- und Wurstwaren, feinen Likören und besseren Weinen wurde, Dinge, die sie zu günstiger Stunde den Küchenschränken und dem Keller des Hotels, ohne um die Erlaubnis beim Chef eingekommen zu sein, entnahm.

„Iß nur, Christel, und laß dir's fein schmecken,“ sagte sie jeweils, „es ist keine Sünd' und kein Unrecht nicht, wenn man solchen unverschämten Menschen, die ihren Dienstboten zum Abendessen so g'schmackloses Zeug aufstellen, ihre Sachen nimmi. Heut abend zum Beispiel haben's wir wieder so eine g'wärmte, schnodderige Suppen, Quellkartoffeln und Bippelstäs g'habt. Hab' mich aber nachher zu revanchieren g'wußt!“ —

So trieb es die weltbewanderte Ssterreicherin einige Wochen, und Christels Zimmer sah einem Warenlager gar nicht mehr so unähnlich. Die Braut aber meinte: „Jetzt, Christel, haben's wir anfangs ein feines Zeugel beisammen, und wenn's so fortgeht, nachher sind wir in drei Wochen am Ziel. — O, wie mich das g'freut!“

Und damit ihre Prophezeiung bezüglich der baldmöglichsten Erreichung ihres Ziels sich erfüllen sollte, zog sie gleich am andern Tage im Hotel wieder drei

Hemden über das ihre an, Hemden, die der Madame gehörten, gerade so gut, wie die Servietten, die sie sich unter den Kleidern auf den Leib band, so daß sie sich zu einer Erscheinung herausbildete, die den Verdacht des müßigsten Zollgardisten hätte erregen müssen.

„So, das wär' gemacht; jetzt noch eine gute Flasche Malaga für meinen lieben Christel, alsdann,“ sagte sie, „alsdann gibt's sei' einen vergnügten Abend.“

Wo der Malaga zu finden sei, wußte sie längst, und so wurde ihr auch heute die Aneignung einer dieser wertvollen Flaschen nicht schwer. Aber natürlich durfte sie dieselbe nicht offen im Hotel herumtragen, wenn sie nicht über das Woher und Wohin befragt werden wollte. Aber wo wußte sich eine verliebte Braut, zumal, wenn ihre Wiege drunten an der kroatischen Grenze gestanden, in solchen Lagen nicht Rat? Sie steckte sich die Flasche einfach in den Strumpf, und band sie fest an das Bein. Punttum.

Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu schließen. Das sollte auch diese unternehmende Person erfahren. Kurz vor dem Nachhausegehen wurde ihr noch der Auftrag, an Stelle einer unpäßig gewordenen Puhfrau die Treppe und den Hausflur zu scheuern. Bei dieser für eine Person ihrer geistigen Fortgeschrittenheit nichts weniger als passenden Be-



E. Bercht.

Wo der Malaga zu finden sei, wußte sie längst.

schäftigung suchte sie nun zur Beschleunigung der Arbeit ein wenig zu strudeln, wie man sagt, und hatte dabei, o Himmi, wie bist du so unbarmherzig! — das Unglück, mit dem bandagierten Bein sehr unsanft an einen Treppenabsatz zu stoßen. Dabei zerbrach die Malagafflasche, und nicht genug damit, daß ihr das köstliche Naß am Bein herunterfloß, nein, sie wurde durch die Flaschenscherben so erheblich verletzt, daß sie nicht mehr gehen konnte und in ärztliche Behandlung gegeben werden mußte.

Diese verräterische Malagafflasche und die beim Verbinden entdeckten Hemden, die alle den Namenszug der Madame trugen, steckten dieser bezüglich der schon lange abhandengekommenen Gegenstände ein helles Licht auf. Auf ihre Anzeige machte die verehrliche Polizei sowohl dem Christel, als dessen Braut einen Antrittsbesuch. Dabei fielen alle dem Hotel gestohlenen Sachen der Entdeckung anheim.

Der Christel wurde des Vergehens der Fehlerei, die Braut des Diebstahls angeklagt, beide aber dem Strafrichter übergeben und verurteilt, die Braut ihrer nicht wenigen Vorstrafen wegen zu einem Jahrlein und sechs Monaten Gefängnis, der Christel, als der weniger schuldige Teil, zu sechs Monaten. Und nun waren sie am Ziel, schneller als sie dachten.

Der Christel aber rieb sich zum drittenmal die Augen und sagte: „Ist auch so was möglich, daß man eines solchen Engels wegen ins Gefängnis kommen kann?“ Und in Ansehung der Taten dieses Engels, die ihm erst vor Gericht zu Ohren gekommen waren, stellte er sich allen Ernstes die Frage, ob er nach Ersetzung der Strafe sein Dasein noch weiter mit der zum Schwindel geneigten Person verknüpfen könne, und so ernsthaft er sich diese Frage gestellt hatte, ebenso ernst beantwortete er sie mit einem „Nein!“ Ans Ziel sagte er sich, käme man wohl, aber dieses Ziel wäre zweifellos das Zuchthaus. Von diesem aber sei er, da Bier und Zigarren, die bisher den Hauptteil seines Lebensglücks gewesen seien, nicht verabreicht würden, kein Freund.



Was ein Häkchen werden will. . . .

Die Russin Sonja Kowalewskaja, geborene Corvinkrukowski, verlebte den größten Teil ihrer Jugend auf dem im Gouvernement Witebsk gelegenen Familiengute Palibino, wohin ihr Vater, nachdem er vom Militär Abschied genommen hatte, verzogen war. Dort, im väterlichen Hause aufwachsend, atmete sie gleichsam eine mathematische Luft ein. In der Familie weilte nämlich oft ein älterer Bruder ihres Vaters wochenlang zu Gast. Der Onkel, dessen Ankunft die Kinder jedesmal als ein Fest betrachteten, hatte zwar nicht Mathematik studiert, war aber für diese Wissenschaft außerordentlich eingenommen. In der Bibliothek, wo er sich einen Lieblingswinkel zu stillen Studieren auserkoren hatte, sammelte er aus verschiedenen Büchern einige mathematische Kenntnisse und sprach gern darüber, wobei es ihm oft widerfuhr, daß er in Sonjas Gegenwart laut dachte. So hörte das Kind etwas über die Quadratur des Kreises und von vielen ähnlichen Dingen, deren Sinn es selbstverständlich nicht erfassen konnte, die aber auf seine Phantasie einwirkten. So stökte ihr der Onkel ganz unbewußt Begeisterung für die hohe geheimnisvolle Wissenschaft ein, die dem Kundigen eine neue herrliche Welt eröffnet, aber vielen Sterblichen aus den verschiedensten Gründen ein für allemal verschlossen bleibt. Noch ein merkwürdiger Umstand kam hinzu, der Sonja in ihrer großen Vorliebe für Mathematik bestärkte. Als der Umzug von Petersburg nach dem Lande erfolgte, wurde das ganze Haus neu hergerichtet und alle Zimmer mußten mit neuer Tapete versehen werden. Wegen der großen Zahl der Räume reichten die Tapeten für das Kinderzimmer nicht mehr aus. Es wäre zu umständlich gewesen, erst eine Tapete aus Petersburg zu beziehen, und hätte auch der Mühe nicht verlohnt, nur eine Bestellung für einen einzigen Raum zu machen; so wartete man eine günstige Gelegenheit ab und das Zimmer blieb jahrelang mit alten Schriften besetzt. Zufällig hatte man an Stelle der Tapete gerade die lithographierten Vorlesungen des Professors Ostrogradski über Differential- und Integralrechnung zum Ankleben verwendet, Schriften, die ihr Vater in seiner Jugend gekauft hatte. Diese Bogen mit den bunten, unverständlichen Formeln nahmen bald Sonjas Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie stand, wie sie sich nach vielen Jahren später erinnerte, als Kind stundenlang vor der geheimnisvollen Wand und bemühte sich, zum mindesten einzelne Sätze zu entziffern und die Ordnung herauszufinden, in der die Bogen aufeinanderfolgen mußten. Das tägliche lange Beobachten zeitigte aber doch Erfolg. Ihrem Gedächtnisse prägte sich wenigstens das äußere Aussehen vieler Formeln ein, selbst der Text hinterließ in ihrem Gehirn eine tiefe Spur, wenn sie ihn beim Lesen auch nicht verstand. So zog ihren Geist die Mathematik von Tag zu Tag mehr an. Den Kinderschuhen kaum entwachsen, als fünfzehnjähriges Mädchen, nahm sie bereits bei dem bekannten Professor der Mathe-

matik, Alexander Nikolajewitsch Strannoljubski in Petersburg, die erste Lektion in den Differentialrechnungen, und dieser wunderte sich nicht wenig, wie rasch sie die Begriffe von Asymptoten, die einer krummen Linie immer näher kommen, ohne sie jemals zu erreichen, erfaßte und festhielt, gerade als ob sie sie voraus gewußt hätte. So drückte sich der Professor aus. In der Tat kamen ihr die Begriffe Grenzwerte und anderes schon wie längst bekannt vor, denn sie erinnerte sich in jenem Augenblicke des Unterrichts lebhaft, daß all das Gelehrte auf jenen Bogen Ostrogradskis gestanden hatte.

Nun gab es für sie kein Halten mehr. Ihr Drang, sich ganz dem Studium der Mathematik zu widmen, wurde immer stärker. Nach Unabhängigkeit strebend, wurde auch sie, wie so viele Genossinnen ihres Geschlechts, von der freieren Strömung ergriffen, die damals in Rußland begann. Viele Vorurteile und berechtigte Bedenken waren zu überwinden; aber nach langen Kämpfen mit ihrem Vater, dem konservativen Adligen, setzte sie es durch, daß sie behufs Studiums ins Ausland reiste. Die kaum siebzehnjährige Sonja begab sich nach Heidelberg, studierte dort kurze Zeit unter Helmholtz und setzte später ihre mathematischen Studien bei Weierstraß in Berlin fort. Im Jahre 1874 erlangte sie auf Grund dreier Abhandlungen über „partielle Differentialgleichungen“ in Göttingen den Doktorgrad. Nach langer Abwesenheit von ihrer Heimat kam sie als „berühmte Frau“ nach Petersburg zurück, wo sie an der Seite ihres Gatten, Waldemar Kowalowski, dem sie nun nach einer fast siebenjährigen Scheinehe näher trat, mit Erfolg ihre literarische Tätigkeit begann. Einige Jahre später gelang es Professor Mittag-Leffler nach langem Widerstande der Konservativen seines Landes, ihre Berufung als Professor der Mathematik an die Stockholmer Universität durchzusetzen; diesem Rufe folgte Sonja Kowalewskaja freudig und sie widmete sich mit großen Ehren ihrer ersten Aufgabe.

So hatte sich diese seltene Frau eine hochangesehene Lebensstellung errungen. Sie stand in der Vollkraft ihres Könnens; aber schon nach wenigen Jahren, am 10. Februar 1891, setzte ihrem rastlos tätigen Leben der Tod allzufrüh ein Ende.

Ein Menschenkenner.

Ludwig XIV. spielte einst mit einem seiner Hoflinge Schach in Gegenwart mehrerer anderen. Es kam zu einem zweifelhaften Zug, über den sich keiner zu äußern wagte: „Seien Sie Schiedsrichter!“ sprach der König zu dem Grafen vom Grammont, der eben in des Königs Gemach trat. „Sire, Sie haben unrecht!“ antwortete der Graf, ohne noch auf den Stand des Spiels gesehen zu haben. „Wie können Sie mir unrecht geben,“ fragte der König, „ohne nur zu wissen, wovon eigentlich die Rede ist?“ — „Ach Sire,“ erwiderte Graf von Grammont, „wenn der Fall nur einigermaßen zweifelhaft wäre, würden diese Herren ganz gewiß Ihnen recht gegeben haben.“

Engelchen.

Von Ludwig vom Vogelsberg.
 Engelchen weinte. Saß im gleißenden, schimmernden Sonnenlicht und weinte bitterlich. Und vor ihm stand ein schlanker, zehnjähriger Junge und schaute hilflos auf das schmerzlich verzogene Gesichtchen.



Endlich setzte er sich neben Engelchen und faßte nach der kleinen Hand. „Komm, Angela! Nicht weinen!“ Er zog sie näher an sich. „Bist ja schon ein großes Mädchen, bist schon vier Jahre . . .“

Engelchen ließ das goldblonde Köpschen an die Brust des Trösters sinken, die großen blauen Augen blickten in scheinbarer Dankbarkeit zu ihm auf und über das zarte Gesicht glitt es wie Zufriedenheit.

„Du, Hubert!“

„Ja?“

„Bei dir möcht' ich immer bleiben! Du leid'st nicht, daß sie mich hauen, — wo ich's doch immer gar nicht gewesen bin!“ Sie kuschelte sich fester an ihn.

Ein stolzes Lächeln flog über das Gesicht des jungen Mitters. „Nein, ich leid's nicht, daß sie dich hauen! Mußt nur immer zu mir kommen, wenn sie dir was tun wollen! Und wenn wir erst große Leute sind, dann bleibst du ganz bei mir, hörst du?“

„Ach ja, Hubert! . . .“

Sie schwiegen, und als Hubert nach einer Weile zu Engelchen herunter sah, war sie fest eingeschlafen. Er blieb unbeweglich sitzen und sah fast ehrfürchtig auf das blonde, zierliche Dingelchen. Da schlug es acht von Sankt Marien, die Sonne verzog sich allgemach von der breiten Kirchentreppe.

„Engelchen!“

Sie hörte nicht. Er rief noch ein-, zweimal, — Engelchen schlief weiter. Hubert kam wieder in ratlose Verlegenheit, — kurz entschlossen beugte er sich nieder und küßte sie auf das leicht geöffnete rote Mündchen.

Verwundert schlug das Mädchen die Augen auf. „Ach, Hubert, wie schön! . . .“

„Was denn?“

„Das eben . . .“

„Na ja! Du komm aber, sonst nehmen sie dich gleich wieder in die Schere!“ Sie faßten sich bei den Händen und trollten davon.

Engelchen war Waise. Geheimrats, entfernte Verwandte ihrer Eltern und selbst kinderlos, hatten das heimatlose Kind aufgenommen. Allerdings, verhätschelt wurde die Kleine dort nicht; im Gegenteil, es setzte bei den Pflegeeltern, trotz aller sonstigen Vornehmerei, häufig genug und meist ungerechtfertigt Prügel. So ward Engelchen mit der Zeit schon und ängstlich, getraute sich selbst gar nicht mehr

zu weinen in Gegenwart der Pflegeeltern. Nur draußen, in einem Eckchen an der großen Treppe zu Sankt Marien, da war ein Plätzchen, an dem Engelchen still vor sich hin weinen konnte.

Warum es eigentlich weinte, das wußte Engelchen selbst nicht. Auch Hubert nicht, der oft kam, um es zu trösten. Und wenn Hubert da war, dann wurde Engelchen ganz still und sah ihn nur bewundernd mit den großen blauen Augen an. Und ab und zu, wenn das Kind durch die Gegenwart des größeren Freundes getröstet schien, dann legte es die Arme um seinen Hals und drückte das Köpschen an die Brust des verlegenen Dreinschauenden. „Mein Hubert!“ Es lag so unendlich viel gläubige Zuversicht in den zwei Worten . . .

Eigentlich sollte Engelchen mit Hubert, dem Sohn des kleinen Beamten, des „Proletariers“, wie die Frau Geheimrätin sich auszudrücken liebte, gar nicht verkehren. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, hochten sie bei jeder passenden Gelegenheit vergnügt auf der großen Treppe. Und Hubert erzählte von fernen Ländern, von Märchenschätzen und guten und bösen Menschen, wie er's aus seinen alten Schmöckern wußte, und Engelchen saß dabei und jagte kein Wort. Lauschte nur, das Köpschen in beide Hände gestützt, still und andächtig. Ab und zu eine Frage: „Hast du das alles schon gesehen, Hubert?“

„Nein! Aber wenn ich groß bin, dann geh' ich hin und seh', ob's wahr ist!“

„Ach ja, Hubert, und dann erzählst du mir davon. Ich bin auch ganz still dabei!“

„Ja, Engelchen! Und dann kommst du zu mir und gehst nicht mehr fort. Dann erzähl' ich dir den ganzen Tag und wir brauchen nicht mehr auf der dummen Kirchentreppe zu sitzen!“

„Nicht mehr auf der Kirchentreppe??“ Engelchen konnte gar nicht begreifen, daß es nach schönere Plätze geben könnte als gerade diese Kirchentreppe. Sie machte ein wehleidiges Gesichtchen und verzog den Mund.

„Aber Engelchen, du kommst doch zu mir; da ist's doch viel schöner!“

„Ist das wahr? Und warum willst du nicht mehr auf der Treppe sitzen?“

„Das paßt sich nicht für große Leute!“

„Ach! . . . dann komm' ich zu dir, Hubert!“ Mit einem schweren Seufzer erhob sich Engelchen und ließ noch einen zärtlichen Blick über die Treppe gleiten.

Als Engelchen in die Schule kam, wurden die Mitterpflichten Huberts umfangreicher. Suchten die anderen schon ab und zu an ihr herumzunedeln, so ließen sie Hubert erst recht nicht in Ruhe. An Stoff fehlte es ja nicht. Aber Hubert verstand keinen Spaß. Als er ein paar allzu Vormüßige eines Tages ganz jämmerlich zugerichtet hatte, legte sich der Schulmonarch ins Mittel. Hubert mußte natürlich den armen Sünder spielen, aber es gab fortan Ruhe.

Nach Absolvierung der Schule bezog Hubert die Universität. Ein Stipendium gab dem sonst völlig



Mittellosen die Möglichkeit, sich ganz seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, zu widmen. Und als Engelchen die Schule verließ, hatte er seine Studien schon nahezu vollendet.

Bald darauf starben seine Eltern kurz hintereinander. Der Schlag hätte ihm fast den Lebensmut gebrochen, — wenn Engelchen nicht gewesen wäre. Tapfer hatte sie ihm beigegeben, ihn sogar selbst abgeholt von der Bahn, trotzdem „die Leute“ darüber redeten. Und als Hubert von den frischen Gräbern schied, da trieb neue Hoffnung in seinem Herzen lebensfrisch empor. Aus der heiteren, innigen Jugendfreundschaft war eine heiße, gewaltige, heilige Liebe geworden.

„Nun halt aus, Engelchen! Noch ein paar Jahre, dann hol' ich dich, — denk an Sankt Marien!“ Auf der nächtig dunklen Kirchentreppe hatten sie gestanden und sich heiße Küsse auf den Mund gepreßt. Dann war er gegangen . . .

Bald darauf trat Hubert im Auftrage seines Landesherrn eine Reise nach Indien an. Er hatte Engelchen vorher nicht mehr gesehen. Heute waren's vier Jahre, daß er gegangen. Anfangs kamen die Briefe häufig, fast täglich, dann immer spärlicher, seit zwei Jahren kam überhaupt keiner mehr. Ob er überhaupt noch lebte?! Engelchen litt furchtbar unter den Zweifeln.

Der alte Geheimrat war tot und die Geheimrätin zog mit Engelchen auf ein etwa eine Stunde entferntes Dorf. Ihrer Nerven wegen, wie sie behauptete, in Wirklichkeit aber ihres Portemonnaies wegen. Ihrem Pflugeinde war aus dem Nachlaß irgendeines Verwandten ein kleines Vermögen zugefallen, dessen Zinsen sie, ohne Engelchen lange zu fragen, zur „Kräftigung ihrer Gesundheit“ verwendete. Engelchen blieb bescheiden wie immer und schwieg dazu. Hätte wohl ganz und gar darauf verzichtet, wenn nur Hubert gekommen wäre. Aber der kam nicht und Engelchens armes Herz wurde todtrank. Allerlei Pläne machte sie. Wenn Hubert nun eine andere gefunden hätte, eine viel schönere, und wenn er überhaupt nie wiederkam . . .

„Angela! Angela! Wo steckst du denn nur wieder?!“ Die Stimme der Frau Geheimrätin hallte wie ein Trompetensignal durch das Haus.

Engelchen ging langsam hinunter, müde und trostlos.

„Was ist das nur für eine Wirtschaft! Heute, am Ostersamstag, wo alles Scheuerfest hält, gehst du verschlafen herum und tust nichts! Alte Heuliese!“

Engelchen war das Weinen nahe, aber sie hielt tapfer stand.

„Und überhaupt, wenn mein Nefse, dein Vetter und zukünftiger Gatte, morgen kommt, dann kannst du schon 'n freundlicheres Gesicht machen; sonst kriegt er gleich 'n Schreck! Denn 'ne Schönheit bist du doch so wie so nicht . . .“

Jetzt standen Engelchen wirklich die Tränen in den Augen, aber sie wischte sie energisch fort. Eine

dumpfe Verzweiflung zog in ihre Seele, trostlos und traurig. Ach Gott, nun sollte sie mit aller Gewalt den verlebten Menschen, den vetterlichen Assessor, heiraten — oder der vielmehr wollte ihr bißchen Geld heiraten . . . Nein, nein, lieber tot sein . . .

Die Dämmerung glitt hernieder und in Engelchen wurde es immer trüber. Jetzt wußte sie's ja, daß sie keine Schönheit war, die Tante hatte es jetzt wieder konstatiert; und wenn der Assessor sie nahm, dann war das eine große Gnade von ihm und Engelchen mußte hochzufrieden sein. Aber sie wollte nicht, ach Gott, sie konnte ja auch nicht, so lange sie an Hubert denken würde. Und Hubert — der hatte wohl längst eine andere! Was wollte sie also noch hier?

Engelchen hob den Kopf wie in Erleuchtung, — ja, da hatte sie es: in der Dämmerung würde sie einen Spaziergang am Fluß entlang machen, dabei glitt sie aus und . . . Sie schlug verzweifelt die Hände vors Gesicht und rannte aus dem Zimmer.

Draußen sank die Dämmerung immer mehr. Engelchen mäthigte den Schritt und ging langsamer; grade, als sie an der Kirche vorbei wollte, setzte der Gesang ein. Sie blieb stehen und lauschte eine kleine Weile, dann schlüpfte sie durch ein Seitenspörtchen in den dämmerigen Raum. Ganz hinten in der Ecke, zwischen dem leeren Gefühl, wählte sie hastig einen Platz. Niemand hatte sie bemerkt. Und sie lauschte wieder dem Mann auf der Kanzel: der sprach gewaltige, hoffnungsfreudige Worte von neuem Leben, von armen, zerschlagenen Menschenherzen und Auferstehungsfreude. Ohne Salbaderei Klang's hindurch wie die Ruhe eines abgeklärten Geistes, klingende Osterbotschaft von frohem Hoffen und Erfüllen, von Menschenliebe und Glück . . . Und Engelchen saß zusammengesunken in der dunklen Ecke und die Tränen liefen ihr über das verhärmte Gesicht. Schwer erschauerte der junge Körper unter dem Schluchzen der Trostlosigkeit . . .

Gemächlich trabte ein Reiter durch die erdbuftenden Felder. Frühlingsodem strich über die braunen Flächen hin und der Mann im Sattel sah mit stillem Lächeln auf das Werden. Ostern! Er flüsterte es leise vor sich hin und über sein sommerbrauntes Gesicht glitt ein freudiger Zug. Da teilte sich der Weg und der Reiter hielt. Zwei Bauern arbeiteten nebeneinander im Feld. Er rief sie an und fragte nach dem Namen des Dorfes da drüben, dann ritt er weiter. Verwundert sahen ihm die zwei nach. „Den kenn' ich!“ meinte der eine, „das ist . . . das ist . . . hm . . . Herrgott ja, der Hubert Reittberg ist's!“ Und der andere nickte beistimmend.

Als Hubert ins Dorf kam, dunkelte es bereits stark. Er fragte einen kleinen Jungen nach irgend etwas. Der steckte den Finger in den Mund und deutete stumm nach der Kirche. Dann guckte er verständnislos auf das blanke Markstück, das ihm der schwarzbärtige Reiter in die Hand gedrückt. Der band sein Pferd am Kirchengitter an und trat leise in die Kirche. Der Raum war ihm fremd; aber

als ob er täglich hier verkehrte, schritt er ohne Besinnen auf das Gestühl in der dunklen Ecke zu.

Da saß Engelsen noch immer und weinte und dachte an Hubert. Dachte so greifbar deutlich an ihn, daß sie Wort für Wort verstand, was er sprach, fast als säße er neben ihr. „Engelsen!“ Es klang so weich und lieb; sie wagte sich nicht zu rühren, um den schönen Traum nicht zu zerstören. Leise schluchzte sie weiter.

„Engelsen!“ sagte die Stimme wieder. „Denkst du noch an Santt Marien? Und an den Sonnenschein? Wie der zehnjährige Bub neben dir saß und wunderfame Geschichten erzählte, und wie er in heiligem Eifer versprach, all das Wunderbare auf Herz und Nieren zu prüfen?! Und wie das kleine Mädchen versprochen hat, zu ihm zu kommen, wenn er wieder käme . . . Aus dem Buben ist ein Mann geworden, ein Weltfahrer — und draußen in der Welt hat er Tag und Nacht an das kleine Mädchen mit den blauen Augen und dem goldigen Haar denken müssen, an das kleine Mädchen, das zu ihm kommen und sich wunderfame Geschichten erzählen lassen wollte — ein Lebenlang . . . Denkst du noch an Santt Marien und den Sonnenschein, Engelsen?! . . .“

Engelsen war still geworden, ganz still. So deutlich war das alles! Und sie blieb auch still, als sich ein starker Arm um ihre Schultern legte, hob nur ein wenig die Lider und sah in ein frohes Männergesicht. „Hubert!!“ Engelsen zitterte wie im Fieber



„Engelsen!“ Es klang so weich und lieb; sie wagte sich nicht zu rühren.

und der Arm schloß sich fester um die zarte Gestalt. Da barg sie unter Lachen und Weinen den Kopf an der Brust des Mannes, und er beugte sich nieder auf den süßen roten Mund. . . !

Mit brausendem Halleluja setzte die Orgel ein, und die allgewaltigen, jubelnden Töne rausch-

ten durch den stillen Raum, stuteten hinüber zwischen das dunkle Gestühl und klangen weiter, hinein in die Dfernacht. Und unter den Klängen des Lebensliedes hob der starke Mann sein Lieb auf den Armen empor: „Denkst du an Santt Marien, Engelsen . . . und an das Glück?! . . .“

Das Sympathiemittel.

Eine lustige Geschichte aus den Bergen
von

Mina Lanzendorfer.



ief drinnen im grünen Tann hatte die alte Wab'n ihre Hütte. Sie war ein gar kluges Weiblein, so klug, daß ihr die Menschen gewöhnlich scheu aus dem Wege gingen und die Dorfburischen ihre derben Späße erst laut werden ließen, wenn sie sicher waren, daß auch die scharfen Ohren der Alten kein Wörtlein mehr davon auffassen konnten. Hatte aber einer ein gar besonderes Anliegen, dann paßte er wohl am Samstag

tag morgen der alten Wab'n auf, wenn sie wie allwöchentlich ins Dorf hinunterkam und dem Apotheker ihre Kräutlein brachte, die sie im Wald und an den Hängen gesammelt.

Denn das stand bei den wadern Hinterbühlern fest, daß die Wab'n mehr verstand als Doktor und Apotheker zusammen. So mancherlei „Herzleiden“ hatte sie wieder in Ordnung gebracht, und die Hauptsache: ihre Mittel waren billig; die Alte gab sich mit dem zufrieden, was man ihr bot, und wäre es auch nur ein „Vergelt's Gott“ von einem armen Häuslweib gewesen.

Es war an einem taufunkelnden Sommermorgen, als Wab'n wieder einmal den Weg nach Hinterbühl herunterkam. Der Tag versprach schön zu werden, und die Alte war seelenvergnügt. Hatte sie doch schon in aller Früh ein glänzendes Geschäft gemacht.

Oben auf der Halde ist ihr die Huberbäuerin begegnet und hat von ihr ein Mittel verlangt für ihre kranke Bleß. Und einen Gulden, wahrhaftig einen ganzen Gulden hat sie ihr dafür in die Hand gesteckt! Schmunzelnd dreht ihn die Alte hin und her, dann schaut sie sich vorsichtig um und läßt ihn schnell in ihrem dicken, schafswollenen Strumpf verschwinden. Da ist er vorderhand sicher aufgehoben.

„Gut' Morg'n, Wab'n!“

Erschrocken dreht sich die Alte um: „Na, Zenz, wie du mi jetzt derschreckt hast. Was tußt denn du heut scho da herob'n? Und so sauber hast di g'macht!“ Prüfend streicht die Alte mit ihren knochigen, rauhen Fingern über die schwarzseidene Schürze, und ihre unruhigen schwarzen Neuglein mustern das bunte Halstuch. Die zwei Stücke stechen aber auch sonderbar prozig ab von dem schlichten roten, schwarzbedruckten Kattungewand und dem derbgewebten Leinenhemd.

„A Fürta hast wie nomal a richtige Bäuerin und böß Halstuch ist a eins von die schwarren.“

„No ja, dös is a von ihm.“ Unwillig zerrt das Mädchen an den gelobten Stücken.

„Von ihm? Zenz, von wem denn? Hat di jetzt leicht a d' Liab' derwischt?“

Kichernd humpelt Wab'n neben dem Mädchen einher; sie mittelt eine interessante Neuigkeit, die sie sich nicht entgehen lassen darf.

Bei der Zenz ist nicht alles in Ordnung. So hilflos traurig und dann wieder zornig schaut sonst ein Mädchen nicht drein, wenn es einen so freigebigen Schatz hat.

Zenz hat schon unzählige Male die Schürze zwischen den Fingern zusammengefaltet und mit der Linken wieder glatt gestrichen, ohne daß sie sich dadurch zu einem guten Gedanken verholsten hätte. Jetzt schaut sie ihre Nachbarin rasch von der Seite an: „Den Achreintaler soll i heiraten,“ stößt sie heraus.

Als hätte der Blitz neben ihr eingeschlagen, so starr steht die alte Wab'n einen Augenblick. Sie muß ein paarmal ansehen, bis es ihr gelingt, möglichst gleichgültig zu sagen: „So, so, den alten Achreintaler heirat'st. No ja, Geld g'nug hat er ja.“ „I will ihn aber nüt. Lieber geh' i ins Wasser.“ Schluchzend setzt sich Zenz am Wegrand ins Gras. „Red kein' Unsinn,“ begütigt Wab'n; „wemst ihn nüt magst, brauchst ihn ja nüt z' nehmen. Die sauberst' Dirn' von ganz Hinterbühl find't scho no an andern wie den alten Geizhals. Oder hast am End' scho ein?“ forcht sie, indem sie sich neben die Schluchzende niederläßt.

Diese nickt und flüstert, als könnte es jemand erlauschen: „Den Häusltoni.“

„Den Tagwerker? Recht hast; dös is a sauberer und fleißiger Bursch; ihr zwoa paßt scho z'samm', und dös is d' Hauptsach' zum Glück.“

„Aba d' Mutter will hab'n, daß i den andern nimm. Auf 'm Häusl hat er zweihundert Gulden stehn, und die künd't er uns, wenn i ihn nüt heirat.“ —

„Der . . .“ Ingrimig verschluckt die Alte einen Titel, den sie dem Bauern zugebacht hatte. Ihre Gedanken scheinen keine freundlichen zu sein, denn sie ballt wiederholt die dürre Faust und murmelt vor sich hin. Plötzlich fragt sie: „Bist scho einig mit 'm Toni?“

Eifrig nickt Zenz: „Wohl, seit 'm lezt'n Kirchtag.“ —

Wieder denkt Wab'n nach, welche Arbeit unter etlichem Kopfschütteln und Seufzen vor sich geht. Endlich steht sie langsam auf: „D' Hauptsach' war' halt, daß dei' Mutter dem Achreintaler 's Geld zurückzahl'n könnt'; nacha kani' dös andre scho a in Ordnung. Weißt was, da bet'st heut abends a Litanei zum heilinga Antoni, der hilft am eh'ften bei solchene Anliegen wie dös deine. Jetzt muß i mi aber schlaun, daß i ins Dorf kimm.“

Damit humpelt sie weiter und läßt die schmucke Zenz in nicht sehr hoffnungsfreudiger Stimmung zurück. Könnte Zenz aber das Selbstgespräch der Alten belauschen, so würde sie gleich fröhlicher aus ihren braunen Augen schauen.

„Achreintaler, dös mal mach' i dir aber an Strich durch d' Rechnung. D' Zenz war' dir recht, dös glaub' i, dös war' wieder a saubers, jungs Dirndl. Dös mal tat'st di sogar zum Heiraten verstehn. Natürlich, d' Zenz is a Bauernstochter und du bist a in 'm Alter, wo d' bald a Pflög' brauchst. Fein hast dir's ausdenkt, aba dös mal hast mit mir z' rechnen.“

Plötzlich unterbricht sie sich: „Geht jetzt nüt der Achreintaler da unt'n auf der Straß'? Wirkli. Na wart, du kimmst mir grad recht.“

Eifrig bemüht sie sich, ihm unten den Weg abzuschneiden.

Der Bauer hat es gar nicht eilig; langsam geht er auf der Straße dahin, schaut nach den Obstbäumen, die den Weg begleiten, und schießt auch ab und zu den Gang hinaus, wo die alte Wab'n mühsam und vorsichtig heruntersteigt. Er scheint sogar auf ein Zusammentreffen anzutragen; denn wo der Steig in die Straße einmündet, bleibt er stehen, zieht seine Pfeife heraus und macht sich daran, sie mit gebührender Bedächtigkeit und Sorgfalt in Brand zu stecken, und dies Geschäft nimmt ihn so in Anspruch, daß er erst ausblickt, als Wab'n schnaufend und hustend vor ihm stehenbleibt.

„So, du bist da. Hab' di gar nüt kommen hör'n.“ Dabei zieht er mächtig an seiner Pfeife.

„Glaub's wohl; wie wird der Achreintaler so a kleins alts Weib'l kommen hör'n. War' anders, wenn a saubers Dirndl um d' Weg war“, kichert sie boshaft.

„Bist halt alleweil noch g'ispagig aufg'legt.“ —

„Freili; warum sollt' i's nüt sein? I hab's ja schön auf der Welt; dafür hast du scho' g'sorgt, gelt, Achreintaler.“ —

„Geh, red doch nimmer von dös alt'n Sachen! Was is denn auch groß dran g'wesen? Dei' Burgl is nüt die erste g'wesen und wird nüt die letzte sein, der dös passiert. Und hab' i nüt mei' Pflicht und Schuldigkeit tan und zahl, was 's Gejes verlangt? Also laß mi amal aus mit dös alt'n G'schicht'n. Dös is ja zum Lachen. Wer denkt da heut no dran?“ —

„Recht hast, Achreintaler, wer denkt da no dran? Und was liegt überhaupt an so 'm armen Dirndl, wie mei' Burgl? Hätt' do nie nig Gut's nüt g'habt auf der Welt, da is sched a Glück, daß 's der Kummer und d' Schand' damals umbracht hab'n. Wer weiß, was ihr alles eripart blieb'n is.“ —

Der Bauer schaut sie mißtrauisch von der Seite an und bemerkt ein wenig unsicher: „Heut red'st do vernünftiger als sonst. Und daß d' siehst, daß i nüt so unrecht bin . . .“ Er zieht den ledernen Beutel aus und entnimmt ihm ein paar Münzen, von denen er eine der alten Wab'n in die Hand drückt, während er die andern mit der geschlossenen Faust in die Tasche steckt.

„Was möcht'st denn, Achreintaler? Hast leicht a frantes Vieh in dei'm Stall?“ —

„Na, na; dös halbe Guldenstückl schenk' i dir; aber es kunnst sei, daß d' no was verdienen kunnst'it.“ —

„Neb nur, Bauer,“ drängt die Alte, als er zögernd innehält; „hal' i dir mit was rat'n oder helf'n ko, i tu's gern.“

„No, heirat'n möcht' i.“ —

„Ja, was du jetzt nôt sagst! Aba recht hast. Soll i dir um a Hochzeiterin schaug'n?“ —

„Dösjell' besorg' i scho selber. Aber es kumt halt do nix schad'n, wenn du mir irgend so a Mittel geb'n tät'st, daß a a bissel a Glück bei dem Ehestand is.“ —

„Ah, i versteh' di scho. Du möcht'st a Mittel, daß dö Dirn d' Liab kriegt zu dir und a rechte Bäuerin wird. Ja, dös is so leicht nôt. Wenn du um etli zeh'n Jahrl'n weniger am Buckel hätt'st, nacha hätt' i ja wohl a Mittel, dös unbedingt ei'schlagt, weist, a Trankl, dös d' bei Vollmondschein mit deiner Dirn trinken müßtest und nacha kumt's alle zwoa nimmer voneinander lass'n. Aba in dei'm Alter muß's scho a kräftigs Mittel sein. Da müß'n ma scho zur Sympathie greif'n. Heut is Neumond, da triffst es grad guet. Aba a Geld g'hört dazu. No, du hast es ja und“ — beruhigt sie den Bauern, der sie unterbrechen will — „s Geld is nôt verlor'n. Wennst alles richtig so machst, wie i dir's angib, nacha kriegst es wieder und d' Hochzeiterin dazu. Also, da bind'st a zweihundert Gulden und drei Haar' von dir in a neues weiß' Tüchel und gehst damit nachts um zwölfi dreimal um d' Kircha rum. Nacha vergrabst dös Pacl' unterm Fenster von dei'm Schatz; weck'n aba ja nôt auf; alles muß ganz heimli g'seh'n; auch derst mit tein'm Menschen a Wörl red'n bei dera Sach; dös war' g'fährli; leicht gang der gan' Zaub'r auf den andern über, mit dem d' während der G'schicht' red'st.“ —

„Und tat' dösjell Mittel bald wir'n?“

„Freili wohl. Gib nur morg'n beim Kirchgang recht acht. Leicht wirkt's scho bis morg'n und kimm nacha dei Schatz auf di zu und geht dir nimmer von da Seiten.“ —

„Sakra, so g'schwind, meinst, geht's? Dös laß i mir g'fall'n. Und wenn's was wird, soll's dei Schaden nôt sei', Wab'n.“ —

„Werd'n tu's was, wenn d' dei' Sach' recht machst. Aba stad sei', bis d' wieder daheim bist heut nacht.“ —

„I red' scho nix net, da derst di drauf verlassen.“ — Er zuckt ein paarmal mit der Faust in der Tasche, schließlich bringt er wirklich noch einen halben Gulden heraus und steckt ihn der Alten zu, ehe er seinem Hofe zugeht.

Die Wab'n aber schaut ihm fichernd nach: „Sched an Zuh'schroa kumt i macha, daß d' mir so auf'n Leim krabbelst, du Siebeng'scheiter; nacha jan ma quitt, mir zwoa.“

Nach humpelt sie ins Dorf hinunter und erlebdt ihre Gänge, aber in einer an ihr ungewohnten Gile. Raum daß sie sich noch Zeit nimmt, beim Krämer an der Ecke eine Tüte Kaffee und Zucker einzuhandeln.

Dann macht sie sich auf den Heimweg; aber an der „Reib'n“ bleibt sie stehen, und nachdem sie sich überzeugt hat, daß niemand um die Wege ist, geht

sie ab von der Straße über einen schmalen Wiesenteg, der zu einem kleinen, saubern Hause führt.

Da wohnt der Häusltoni mit einer alten Base, die das Anwesen und ein wenig auch den Toni unter ihrer Alleinherrschaft hat oder eigentlich gehabt hat, denn seit dem letzten Kirchtag ist der Bub' wie ausgewechselt.

„Kein nix mehr is aus ihm rausz'bringen,“ klagt die Base, „und zur Arbet is er a nimma viel nutz. Wenn nur da nôt so a Weiberleut dahintersteckt.“

Derselbige Toni steht jetzt auf der Wieje hinter dem Häuschen und wegt seine Sense und ist so in Gedanken, daß er die alte Wab'n erst sieht, als sie schon vor ihm steht und ihn anspricht. Aber bald wird er aufmerksam und die zwei stecken nun die Köpfe zusammen und haben es wichtig; und so leise und eifrig reden sie miteinander, daß es der Base am Fenster ganz heiß wird. Nicht ein Wort ist zu verstehen. Was können die nur miteinander haben?

Aber wie schlaue sie sich abends auch an den Toni heranpirscht und mit Fragen in ihn dringt, sie kann nichts herausbringen. Er schmunzelt, je mehr sie eifert, und schließlich nimmt er 's Licht vom Kasten und geht in seine Kammer. Die Base kann lange nicht zum Schlafen kommen und hernach plagen sie die schwersten Träume, und das alles wegen des undankbaren Bubens und seiner dummen Geheimnistuererei.

Es ist nur gut, daß ihre Schlafkammer hintenaus liegt, so daß sie den Toni nicht mitten in der Nacht forischiechen hört, sonst wär's um ihre Seelenruhe auf lange hinaus geschehen.

Auch der Achreintaler hat diesmal eine unruhige Nacht. Ein weißes Tuch hat er schon in der Früh gleich beim Kramer erstanden als „Zahnwehtüchl“, wie er erläuternd zu der neugierigen Kramerin sagte. Nun steht er vor der offenen Kommodenschublade und holt aus ihren Tiefen eine hölzerne Schüssel hervor, in der er das Geld vom letzten Viehverkauf noch liegen hat. Die Sache will doch recht überlegt sein. Nachdenklich kratzt er sich an der verlängerten Stirne. Freilich, viel ist nicht riskiert, denn er will schon vorsichtig sein bei dem heimlichen Geschäft, und wenn's gewirkt hat, dann holt er sich eben das gewichtige „Zahnwehtüchl“ wieder aus dem sichern Versteck. Also los! Langsam und bedächtig zählt er zweihundert Gulden ab, drei Haare — es sind weiße, die kann er leichter entbehren — hat er vorher schon zurechtgelegt und nun wird alles in das Tuch eingewickelt.

Der nächtliche Spaziergang um die Kirche gelingt vortrefflich und ohne Störung; kein Mensch begegnet ihm bis zum Lehner am Bühl, wo die schmucke Benz ihre Heimat hat. Den richtigen Platz hat er sich auch schon bei Tag ausgesucht, also ist die Arbeit bald geschehen und in bester Stimmung macht sich der Bauer auf den Heimweg und malt sich aus, wie er morgen auf dem Kirchweg sich an die Benz und ihre Mutter heranmachen will. Vielleicht kann er die zwei auffordern, mit ihm auf seinen Hof zu

gehen und sich die vier neuen Simmentaler anzuschauen. Die Lehrerin ist eine Großbauertochter und hält etwas aufs Vieh. Dann will er dafür sorgen, daß sie auch seine vollen Kästen und Truhen zu sehen bekommen. Es schadet nichts, wenn er dem Sympathiemittel in dieser Weise etwas nachhilft.

Da knackt und kracht's über dem Weg in den Büschen, ein Regen von Steinen und Sand rieselt



Oben aber blieb er stehen, starr vor Schrecken.

auf die Straße herunter; es seufzt und stöhnt dicht neben dem erschrockenen Bauern; ein jammervoller, langgezogener Ton schwebt in der Luft; ringsum wird's lebendig. Ein Paar grünlich schimmernde Augen starren dem Geängstigten aus dem Dunkel entgegen, und ehe er noch fähig ist, in eiliger Flucht sein Heil zu suchen, kommt es in langen, polternden Sätzen den Hang herab und etwas Schwarzes, Schweres fällt klatschend vor ihm auf die Erde und richtet sich auf, hoch, drohend und . . . lacht.

„Dösmal war's bald schieß ganga. Ja, bist es rein du, Achreintaler?“

Der aber braucht erst eine Weile, bis er sich von seinem Schrecken so weit erholt hat, daß er die folgenschweren Worte herausbringt: „Sakra, hast du mit erschreckt, Toni. Was treibst denn?“

„Mei' Stierl hat si losg'macht und is durch; jekt san der Tyras und i auf der Such' nach dem Streuner, und bei der Finsternis bin i halt da oben a wengl danebentreten, und du hast selber g'sehn, wie i da runterg'flogen bin. Was tußt denn aber du no da um dö Zeit?“

Jetzt fällt's dem Achreintaler siedendheiß ein, was er getan hat. Geredet hat er; so dumm! Freilich, es waren nur ein paar Worte; am Ende haben die doch noch nicht geschadet. Und ohne den Burschen weiter eines Wortes zu würdigen, stapft er im

Finstern seinem Hofe zu, voll Wut über den Toni, über sich, die alte Wab'n und über die ganze Welt, die nichts taugt. Hätte er sich nur auf die Dummheit nicht eingelassen! Hätte er nur 's Geld wenigstens wieder! Gleich morgen nachts wird's geholt. Am liebsten wäre er gleich wieder umgekehrt; aber der Schrecken liegt ihm noch in allen Gliedern und der Toni ist auch noch um die Wege.

Geschlafen hat der Achreintaler nicht mehr, und die frömmste Bäuerin erwartete am andern Morgen die Stunde des Kirchgangs nicht so sehnlich wie der Bauer, der als einer der ersten die steile Gasse zur Kirche hinaufstieg. Oben aber blieb er stehen, starr vor Schrecken und Zorn, als ihm das Verständnis dämmerte: da stand der Häusltoni und neben ihm die Benz. Und wie die zwei sich anschauten! Der Achreintaler meinte, es müsse ihn der Schlag treffen.

Die alte Lehrerin, die vor dem Grabhügel ihres verstorbenen Mannes stand und den Immortellenkranz an dem verwachsenen Holzkreuz zurechtzupfte, kam auf ihn zu und kündigte ihm an, daß sie die nächsten Tage wohl bei ihm vorsprechen und ihre Schuld abtragen werde.

Da war's vorbei mit dem Kirchengenhen.

Wütend und die eigene Dummheit und Unvorsichtigkeit verwünschend, stürmte der Achreintaler hinten ums Dorf herum nach seinem Hof; und als er gar erst nachts nach seinem vergrabenen Geheimnis suchte und in dem Tuch statt des Geldes nur elende Kieselsteine fand, da war es eine Zeitlang mit ihm kaum mehr auszuhalten.

Der alten Wab'n ging er seitdem scheu aus dem Wege; aber auf die Unfehlbarkeit ihrer Mittel schwor er.



Wer steht,
siehe zu, daß er
nicht falle.

In den Tagen, da der Schuster Voigt, glorreichen Angebens, die erstaunte Welt mit seinem Ruhm erfüllte, saßen im „Löwen“ zu Knickerlingen ein paar biedere Bürger am Stammtisch, der unmittelbar beim grün-glasierten Kachelofen stand und schon aus diesem Grunde wie kein anderer die wackeren Gäste zu längerem Verweilen ermutigte; denn im Winter spenden solche Kacheln eine angenehme Wärme; im Sommer aber fühlen sie sich kühl an, wie Röhren am Brunnenstock, was zu dieser Jahreszeit just auch nicht unangenehm ist.

Die Biedern, die sich da beim Bier versammelt hatten, waren, den knorrigen Wagnerchristen abgerechnet, lauter Bauern, und zwar dicke Bauern, bei denen es noch klumpete, wenn sie auf die Hosentasche schlugen. Oben am Tische saß der Bergbauer,

ein großer, starker Mann in den Fünzigern. Seine Haare waren etwas ergraut; aber das bartlose Gesicht, das im Ausdruck den Prozen verriet, glänzte wie ein frischer Apfel. Links neben dem Bergbauer saß der Michelisbauer, ein kleiner, mehr geschmeidiger und listiger als grober und proziger Mann. Zur Rechten des Bergbauern hatte sich der Eichbauer, ein etwas gelbhäutiges, scharf um sich äugendes Kerlchen, niedergelassen. Zu diesen kamen dann noch der Wagner, der Matt- und Schafbauer, ausnahmslos trinkfeste und disputierlustige Kumpane.

„Ja,“ sagte der Michelisbauer, nachdem er die Zeitung, die er unter Zuhilfenahme einer großen, altväterischen Brille gelesen, zur Seite gelegt hatte, „so was ist doch noch nit passiert, seit d' Welt steht. Solch 'ne Frechheit. Man sollt's nicht glauben. Mit des Kaisers eignen Soldaten auf Raub ausziehen und Bürgermeister und Rendanten g'fangen nehmen. Man weiß wirklich nicht, was dabei denken. Soll man lachen, oder so 'nen Kerl in Grunderdsboden verfluchen?“

„Lachen,“ sagte der Bergbauer, der längst gern Bürgermeister geworden wäre, aber seiner Prozenhaftigkeit wegen noch nie in Aussicht genommen, geschweige denn erwählt worden war und insolgedessen gegen alles, was einem Bürgermeister ähnlich sah, eine feindselige Stellung nahm. „Lachen, sag' ich! Eine Belohnung sollt' er kriegen, der Kerl, aber nicht 'ne Straf! Wenn einer 'mal Bürgermeister ist und sein will, sollt' er wenigstens so viel Grüß' im Kopf haben, daß ihn nicht der nächst' best' Kerl über'n Löffel balbieren könnt'. Bei den Wahlen, ja, da haben sie 's große Maul. Aber nachher, wenn's ans G'schäft geht, sind sie nichts. Man hat's schon erlebt. Mir, wenn ein solcher Kerl käme! Donnerwetter, wie wollt' ich dem heimleuchten! Die Köpenicker müssen wirklich ganze Generalsimpel sein, sonst hätt' ihnen doch so was nicht passieren können. Einen Hauptmann und einen Schuster, mein' ich, sollt' man doch noch voneinander unterscheiden können. Aber Simpel sind's dort droben.“

„Na,“ entgegnete der Eichbauer, „das möcht' ich doch nicht grad sagen. Die Herren sind eben überbracht und überrumpelt worden. Ein Schuster ist, das wirst du zugeben, immer auch ein Mensch. Wenn er dann noch ein gewichster, mit allen Wassern gewaschener Kerl ist, wie dieser Voigt, dann wüßt' ich wirklich nicht, was ihn von einem Hauptmann unterscheiden sollt', wenn er die Uniform von einem solchen trägt und dazu noch echte Soldaten unter seinem Befehl hat. Was dem Bürgermeister Langerhaus, das hätte unter solchen Umständen noch tausend anderen passieren können. Daß ein Kerl so frech sein könnt', das hätt' man doch im Traum nicht ahnen können.“

„Dieser Meinung bin ich auch,“ sagte der Michelisbauer. „Und zudem: wie aufrichtiger und ehrlicher einer ist, um so weniger traut er den andern solche Schlechtigkeit zu, um so eher geht er den Gaunern in die Falle. Köpenick ist, so viel ich g'lesen hab',

eine bedeutende Stadt. An die Spitze eines solchen G'meinwesens aber stellt man keine Simpel, kann keine hinstellen, denn so eine Stadt zu verwalten, gibt Arbeit, und muß einer schon was können.“

„In ihrem gelehrten Krimskrans,“ sagte polternd der Bergbauer, „mögen sie ja durch sein. Warum nicht, sie studieren ja lang g'nug dran. Aber in der Praxis, na, da nähm' ich's doch noch mit jedem auf, und ich bleib' dabei: so ein Schustershauptmann nähm' mich nicht g'fangen, beigott! Nein, niemals!“ sagte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Gläser durcheinanderhopsten.

„Und ich bleib' dabei,“ entgegnete der Eichbauer, „daß ein ehrlicher Mann den Gaunertricks nicht immer g'wachsen ist. Und wie den Köpenicker Herren, wäre es im gleichen Fall auch uns, auch dir, Bergbauer, ergangen.“

„Was,“ schrie dieser, „mir? Nein und . . .“ Er wurde durch den eintretenden Metzger Kalbmann aus der nahen Stadt unterbrochen.

„Na,“ sagte dieser, „da seid Ihr ja, Bergbauer. War auf Euerem Hof und hab' das Kalb und die beiden fetten Schwein' ang'schaut. Was soll die G'schicht' in Bausch und Bogen kosten?“

„So in Bausch und Bogen,“ erwiderte der Bergbauer, „handle ich nicht. Im Gegenteil, recht schön separiert möcht' ich's haben. Das Kalb kommt mir unter vierzig Mark nicht aus dem Stall, die größere der Sauen — ich hab' beide g'wogen — kost' nach dem jetzigen Fleischpreis einhundertundfünfzehn Mark, und die kleinere — na — ich will sie für fünf- undneunzig Mark ablassen, daß Ihr auch noch was verdient.“

„Zweihundertundvierzig für alle drei Stück,“ sagte der Metzger, „aber keinen Knopf mehr. Wenn Ihr einschlagen wollt, — hier ist das Geld,“ — er zog seinen Lederbeutel, den sogenannten „Zieharmriemen“ aus der Tasche. „Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?“

„Zweihundertfünfundvierzig,“ entgegnete der Bauer. „Nein,“ sagte der Metzger, indem er aufstand, „ich geb' keinen Knopf mehr, wie ich schon g'sagt. So ganz umsonst will ich mich mit dem Vieh nicht rumplagen. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Also, Adieu!“ Er wandte sich zum Gehen.

„So nehmt's, beigott!“ sagte der Bergbauer, „aber 's teuer ist's sicher nicht.“

Unter den Worten: „Die Ware hol' ich morgen oder übermorgen. Wird' einen meiner Burschen schicken,“ zählte der Metzger dem Bergbauer zweihundertundvierzig Mark auf den Tisch, die dieser schmunzelnd einstrich.

Man trank noch einige Schoppen auf den Handel hin, dann begab man sich in bester Stimmung nach Hause.

Als der Bergbauer am andern Morgen die Augen ausgerieben und seine Tasse Kaffee mit Wecken genossen hatte, fuhr ein Metzgerwagen in den Hof, und kurz darauf trat ein junger Bursche etwas polternd und ungeniert in die Stube. Er trug hohe Kanonentiefel, ein schwarzrot kariertes Kittelchen

und eine schieß auf das linke Ohr gestülpte Seidenmütze. An diese letztere legte er satulierend die linke Hand, während die rechte den bei Metzgern üblichen Farrenschwanz hielt.

„So, Bergbauer,“ sagte er, „seid Ihr schon in der Höh? Ist recht; denn ich soll die zwei Sauen und das Kalb mitnehmen, die mein Meister gestern abend gekauft hat.“

„Ist recht,“ entgegnete der Bergbauer. „Aber erst trinkst doch einen Schoppen oder ein Kirchwasser? Was magst lieber?“

„Ein Schnäpsle könnt' ich ja schon trinken,“ sagte der Bursche. „Aber lang kann ich mich nicht aufhalten; denn das Viehzeugs soll den Vormittag noch geschlachtet werden.“

„Na, trink nur den Schnaps, und ein Stückel Speck mit Brot kannst auch haben. Die Knechte laden derweilst,“ sagte der Bauer, dem Burschen das Kirchwasser einschenkend, während die Bäuerin auf einen Wink ihres Eheherrn in die Kammer ging, um den Speck zu holen.

Der junge Mensch ließ sich Speck und Schnaps natürlich schmecken. Als die Knechte aber das Kalb und die Schweine aufgeladen hatten, ließ er sich partout nicht mehr aufhalten.

„Ich dank' schön, Bergbauer, für die Aufwartung. Aber jetzt muß ich gehen. Adieu.“ Und hinaus-



„So, Bergbauer,“ sagte er, „seid Ihr schon in der Höh?“

springen, auf den Wagen steigen und abfahren war eins.

„En Gruß auch an den Meister!“ rief ihm der Bergbauer noch nach.

„Will's ausrichten,“ gab dieser zurück. Dabei gab er dem Pferd einen Fixer mit der Peitsche, daß es förmlich zum Galopp ausholte.

Am Nachmittag aber kam, zur größten Verwunderung des Bergbauern, Metzgermeister Kalbmann selbst, um — die gekaufte Ware zu holen.

„Ja, seid Ihr nicht recht bei Trost, Kalbmann?“ sagte der Bergbauer, „das Kalb und die Schweine hat doch heut morgen der Bursch schon geholt.“

„Welcher Bursch?“

„Na, der Eure natürlich.“

„Nicht, daß ich wüß! Meine Burschen waren heut vormittag alle drei im Schlachthaus und heut nachmittag sind sie in der Wursterei. Deshalb bin ich auch selbst gekommen.“

„Wenn Ihr einen zum Narren halten wollt, dann sucht einen andern, Metzger Kalbmann; der Bergbauer gibt sich dazu nicht her, beigott!“

„Euch zum Narren halten? Fällt mir im Traum nicht ein. Aber da ich Euch das Geld für Kalb und Schweine ausbezahlt hab', möcht' ich natürlich auch die Tiere haben,“ sagte der Metzger mit jener Ruhe, die gewöhnlich einem Gewitter voranzugehen pflegt.

Der Bauer aber wurde grob, ging ins Haus hinein und schimpfte wie ein Kohrpaß, hieß den Metzger einen Schwindler usw.

Der Metzger aber wurde klagbar; er konnte nachweisen, daß er weder einen Burschen zum Abholen der Tiere beauftragt, noch sonst jemanden von seinen Leuten am fraglichen Morgen aus dem Hause gelassen hatte.

Kurz, die Schöffengerichtsverhandlung ergab, daß der Bergbauer einem raffinierten Schwindler ins Garn gegangen war, und da dieser Gauner trotz der Bemühungen der Gendarmerie nicht aufzutreiben war, mußte der Bauer eben in die Tasche greifen und dem Metzger Kalbmann sein Geld wieder herausgeben. Dazu gab es noch einen gepfefferten Strafzettel für die vielen Beleidigungen, mit denen er den Metzger überhäuft hatte.

Seit jener Zeit sieht man den Bergbauern nicht mehr am Stammtisch im „Löwen“. Und die Kirche, die er sonst sehr als ein Proß auf der gangbarsten Straße zu besuchen pflegte, suchte er jetzt auf Umwegen zu erreichen. Auch den Bürgermeister, an dem er bisher immer etwas auszufehen hatte, ließ er nun völlig in Ruhe. Er wollte sich nun gern ein bißel bescheiden, die Leute, so viel ihm möglich war, in Ruhe lassen, wenn sie nur ihn in Frieden ließen.

Lebendig begraben.

Skizze von A. Theinert.

Kein Wölkchen am stahlblauen Himmel, von dem mit sengender Blut die Tropenionie ihre Strahlen versendet. Kein Kühlung sächelnder Windhauch. Zitternde, flimmernde Luft über leuchtender Meeresfläche und über dem blendend weißen, von der Ebbe freigelegten sandigen Strande. Jenseits des Flutbereiches ausgedörrter Boden, und inmitten einer Gruppe steifer Eukalypten zwei kleine Zelte. Eine Schar kreischender Wöwen; aufschnellende Delphine; die langsam die glatte Spiegelfläche des Ozeans durchschneidende Rückenflosse eines Hais, sonst Stille und Ruhe über Wasser und Land.

Aus dem einen der Zelte tritt ins Freie heraus ein Mann, jung, blondhaarig und blauäugig. Fest auf einen schweren Stock sich stützend, stampft er

mit unbeholfenen Schritten dem Strande zu und setzt sich dort auf ein angeschwemmtes Stück Brackholz. Bekleidet ist er nur mit Hemd und Hose, das Gesicht beschattet ein breitkrämpiger Strohhut, die Füße sind mit Bandagen umwickelt. Eine Weile ruht sein Blick mit dem Ausdruck trostloser Ergebung auf diesen formlosen Füßen, dann schweift er übers Meer. Der dunkle Streif am südlichen Horizont ist das Festland, von dorthier muß das gestern schon fällig gewesene Boot kommen.

Vor fünf Jahren hat der Mann den Boden Australiens betreten. Das Glück hat er gesucht in ferner Fremde, gefunden das bitterste Elend. In Queensland ist er



Freundlich der herumtollenden Kinderschar zulächelnd erscheint im Rahmen der Haustüre die Mutter.

von der menschlichen Gemeinschaft, in deren Mitte er zuletzt gelebt, ausgestoßen und verbannt worden nach der kleinen Insel, auf der er mit einem Leidengefährten, einem Kanaken von den Salomonen, nun seit dreizehn Monaten schon weilt, ein lebendig Begrabener.

Die Gedanken des Weltabgeschiedenen fliegen weit fort über Land und Meer, zurück in die Vergangenheit. Vor seinem seelischen Auge taucht das einfache, saubere, von wildem Wein übersponnene Häuschen auf, in dem seine Wiege gestanden; der Garten, in dem er als Knabe mit den Geschwistern gespielt; die Weißblattlaube an der Hecke und die grünen sanft gewellten Hügel des heimischen Gaues. Der Lenz hat seinen Einzug gehalten: die Apfelbäume sind aus ihrem Winterschlaf erwacht, die rosig schimmernden Knospen haben sich geöffnet; Rotdorn, Goldregen und Schneeball leuchten, die Kastanienbäume haben ihren Kerzenschmuck aufgesteckt, die Luft ist geschwängert mit dem süßen Duft des Flieder's. Bienen und Hummeln summen und surren, Schmetterlinge schweben von Blume zu Blume, Schwalben schwimmen im Aether, Lerchen jubilieren; all die kleinen gefiederten Musikanten trommeln, schmettern und flöten um die Wette. Freundlich der herumtollenden Kinderschar

zulächelnd erscheint im Rahmen der Haustüre die Mutter.

Das Bild zerrinnt, und „Mutter! — o meine Mutter!“ stöhnt der Unglückliche.

Und Klara, seine Braut; wie hoffnungsfroh hat er Abschied von ihr genommen. Ein Jahr oder zwei, dann sollte das Nest gebaut und weich gefüttert sein für das junge Ehepaar. Aber die Hoffnungen haben sich nicht erfüllt; langsam, sehr langsam ist er vorwärts gekommen, Rückschläge haben ihn getroffen, er dürfte die Geliebte noch nicht rufen. In Sehnsucht nach ihm hat sie sich verzehrt, dem Ruf des Todesengels ist sie gefolgt; unter dem weit ausgreifenden Geist der alten Linde auf dem Dorffriedhofe schläft sie den ewigen Schlaf.

Das war die letzte Botschaft, die er von daheim erhalten, gerade als bei ihm die ersten Zeichen des Auszuges sich zeigten. Wenige Wochen später ist er auf der Insel gelandet, und nie mehr hat er seither an Mutter und Geschwister geschrieben. Mögen sie ihn als einen Verschollenen, als einen Toten beweinen; der Gedanke an den lebendig Begrabenen würde sie unsäglich schwerer quälen.

Stunde um Stunde verrinnt; die Sonne steht schon tief im Westen; wie mit flüssigem Golde übergossen glitzert das Meer.

Unter den Horizont sinkt die glutrote Scheibe, im Scheiden alles in Purpur tauchend und verklärend. — Die Nacht bricht herein. — „Auch heute wieder vergebens geharrt!“

Am nächsten Tage kommt endlich der kleine Dampfer, der einmal in vier Wochen die Verbannten mit dem zum Leben Notwendigen versorgt. Auch ein Paß Zeitungen und Bücher werden für den Weißen gelandet, der diese geistige Nahrung sehnelicher erwartet hat als die leibliche.

So reißt Monat sich an Monat. Drückend lastet die Monotonie der Trockenzeit auf dem Unglücklichen. Nie erscheint auch nur der leichteste Dunststreifen am Firmament; kein Schauer erquickt das dürstende Erdreich, kein frischer Halm schießt auf, den nackten Boden zu bekleiden, auf dem die Schatten der Eukalypten sich abheben, hart und scharf.

Der Dürre folgt die Regenperiode: Gras und allerlei Geranke wuchert in blütenreicher Leppigkeit höher und höher, rings um die Zelte herum, an deren Innenseiten Schimmel und Moder erscheinen. Orkane rasen heulend und brüllend über Wasser und Land. Donnerschläge rollen, so gewaltig, daß die kleine Insel in ihren Grundfesten erzittert. Zuckende, blendende Blitze. Wildbrandende, gischtschleudernde Wogen.

All das kommt und geht mit dem Wechsel der Jahreszeiten, andere Wechsel kommen keine. Jahr reiht sich an Jahr; dem Ausgestoßenen kann nur der Tod Erlösung bringen von körperlicher und seelischer Pein.

Unseliger ist nichts, als wenn dir immer ist,
Du seiest nicht zu Hause, wo du zu Hause bist!
Bäcker.



Zwei
Flecke-
horner
Ge-
schichten.

Von
Hermine C.
Schüßinger

1. Der Fund.

Im April ist ein närrischer Monat. Das hat schon mancher erfahren, so daß es ihm später noch zumute gewesen ist, als fausten ihm die Eiskiesel des launischen Herrn über den Rücken.

Vom Flecklehorner Rathaus hatte es zwölf geschlagen, und aus allen 852 Kaminen der Stadt wirbelte es lustig in die Höhe. Da denkt ihr nun, das wäre eine ganz ordinäre Begleiterscheinung beim Kochen und Schüren. Mit nichts, liebe Freunde! Ein Kamin ist gleichsam die Nase eines Hauses, und wie die gebaut ist und was da täglich herauströmt, das war den Flecklehornern durchaus nicht gleichgültig. Jede Stadt hat irgendein Stiepenpferd, entweder Gärten oder Denkmäler oder schöne Läden. Die Flecklehorner hatten ihre Kamine. Auf die hielten sie was! Sie setzten ihnen funkelnde Blechhauben auf, ähnlich den Nachtmützen der alten Weiber, schön gerillt am Rande, oder sie zierten sie mit langen Hälsen und einem toketten Hütchen.

In keiner Stadt waren auch die Kaminteherer so angesehen. Wie stolze Herrscher klapperten sie mit ihren Holzpantoffeln über das Pflaster, die Reifen und Besen in kühnem Schwung auf den Achseln. Besonders beliebt waren sie bei den Frauen, die ihnen zu Ehren große schwarze Schürzen trugen. Es ging nichts über so ein dämonisches Kaminteherlachen, bei dem die Zähne leuchteten und die Augen funkelten. Huh! Es hätte einem gruseln mögen! Und doch sagte keine der andern, daß sie dies Gruseln für ihr Leben gern hatte. — Die Männer wiederum schächten die dunklen Gesellen, weil in ihren Händen der Kult ihres öffentlichen Lebens lag. — Was aber der Herr Basilius Schwärdtle, der Besitzer der Weinstube zum „Schwarzen Gockel“ war, so ließ er diese Leute zwei-, dreimal monatlich ins Haus kommen, denn er hatte die schönsten Kamine und die höchste Dachaltane obendrein. Das war ihm aber nicht genug. An den Rand der Kieselbestreuten Altane stellte er noch sechs grüingefrichene Kisten mit Goldlack und Eisen und ebensoviele funkelnden Glaskugeln. Wenn

er auf der Straße ging, sah er, so oft es möglich war, zu den Kugeln hinauf, und in einem der Mundwinkel hing ihm beständig eine Goldackblüte oder ein Eisenblatt, je nach der Jahreszeit. Ganz Flecklehorn wußte, daß damit eine Art Inspiration über ihm lag, und hielt ihn für den klügsten Bürger in seinen Mauern.

An jenem Aprilmittag nun ging Basilius Schwärdtle am Seehafen vorbei (im Schwabenland gibt's nämlich auch einen See, und Flecklehorn lag ja stament mit einem Zipfel daran). Da sah er, wie zwei Arbeiter aus der Baggermaschine einen schweren Klumpen heraus hoben. Ihr müßt wissen, daß, wenn ein Hafearbeiter Punkt zwölf Uhr etwas Schweres aus dem rostigen Kessel hebt, der da so flink an der Kette zum Grund hinuntertaucht, dies etwas ganz Besonderes bedeutet, denn erstens fördert man für gewöhnlich bloß grünen Schlamm und Kies, höchstens einen alten Stiefel aus dem Flecklehorner Hafen und zweitens — den Grund werdet ihr alle einsehen — hatte es eben zwölf Uhr geschlagen. Den Herrn Basilius Schwärdtle überkam diese Erkenntnis wie ein heiliger Blißschlag. Der Arbeiter hatte das Ding auf den Boden des flachen Rahns geworfen und dabei gesagt: „Do ischt ebbes!“ und war weitergegangen, um die klappernde Maschine abzustellen.

Sein Gehilfe stand unterdes tiefsinnig daneben, betastete das Ding etwas scheu mit dem Fuß und rang eine kleine Weile nach einem Ausdruck, bis er frustriert sagte: „Jo, do ischt ebbes!“

Herr Basilius Schwärdtle war langsam die Landungsbrücke hinausgewandelt. Bis er an den großen Schlammfahn gekommen war, hatte der zweite Arbeiter sich auch bereits davongemacht. Seine knappen Ruderschläge tönten schon an der Werste drüben. Schwärdtles Herz pochte stärker, als er neben dem geheimnisvollen Ding stand. Es war eine mit Sand überzogene Kugel, eigentlich ganz ordinär, aber unheimlich schwer! Schwärdtle hatte einen stark ausgeprägten Sinn für Lokalpatriotismus. Herrgott! Wenn er etwas für Flecklehorn tun könnte, etwas, das wie eine Bombe in alle Gemüter fuhr! Er sah schon eine sandsteinerner, vier-eckige Tafel über seiner Haustüre, worauf zu lesen war, daß er, Philippus Basilius Petrus Schwärdtle z. . . . Na ja! Vorläufig säuberte er die Kugel mit seinem blau und gelb getupften Taschentuch und dann nahm er sie in den Arm, so liebevoll, als wäre es eine Flasche aus seinem untersten Keller, und ging nach Hause. Sein Schatten tanzte mit flimmernden Mäandern schräg hinüber auf das Wasser. Es wäre ihm auf ein paar Luftsprünge nicht angekommen, hätte er sich nicht vor dem bloßen Flecklehorner Seewasser dieses tollen Gebarens halber schämen müssen.

Bis um zwei Uhr nachmittags ging im Städtchen alles seinen gewohnten Gang. Der Herr Bürgermeister hielt seinen Mittagschlaf auf dem abgewetzten „Nur ein Viertelstündchen“-Kissen und die Gassenbuben spielten in den Pflasterlöchern „Schusser“. Die Polizei brückte dabei gern ein Auge zu, wenn es zu einer kleinen Kauferei kam, denn der Nutzen dieses

„Schussern“ wurde allgemein anerkannt, säuberten doch die Nägel der Spieler mit peinlicher Sorgfalt die Pflasterriken von dem unheimlich sprießenden Gras.

Die Fleckehorner Bürgerinnen aber waren schon wieder am Bußen, denn es ging auf Ostern zu. Auch mußte das bißchen Sonne, das da plötzlich herauskam, gut ausgenützt werden. Allenthalben sah man deshalb das blanke Zinn- und Kupfergeschirr zum Trocknen in den Laubengängen aufgestellt.

Es schlug Viertel nach zwei Uhr und der Herr Stadtarchivar Magnus Pfäffle wanderte schräg über den Marktplatz in die Bibliothek. Er hatte ein paar Folianten unter dem Arm und nahm schon seit zwanzig Jahren immer den übernächsten Stein auf dem Pflaster. Wenn er zurückkam, so achtete er stets sorgfältig darauf, daß die ausgelassenen Steine nicht zu kurz kamen. „Jedem das Seine!“ war sein Wahlspruch, denn er war ein gerechter Mann.

Fünf Minuten später machte der Herr Redakteur einen Schlusßhändel unter den Leitartitel des „Fleckehorner Stadtboten“, spritzte die Feder aus und lehnte sich behaglich zurück. „Für und wider die Einführung des Raucholin“ lautete der Titel. Das ist nämlich ein Rauchpulver, dessen Erfindung einem Fleckehorner Drogisten zugeschrieben wird und das überraschende Wirkungen erzielen soll, z. B. rosenähnliches Parfüm, dito Farbe des Fleckehorner Rauches etc. etc. Der Magistrat hatte in einer dreistündigen geheimen Sitzung bereits der Einführung alle Wege geebnet und besonders betont, dies von einem einheimischen Bürger erfundene Pulver möchte ein gut Teil zur Hebung des Fremdenverkehrs beitragen, sowie an patriotischen Feiertagen verwendet werden. Der Herr Redakteur hatte als weitsichtiger Mann bloß noch die Frage anzuschneiden, ob nicht die vortrefflichen Rauchwaren der geschätzten Metzgerinnung ihres ursprünglichen Geschmacks verlustig gehen könnten.

Arglos war bis jetzt alles die paar Stunden Alltags weitergetrottelt, bis — ja bis Basilius Schwärdtle bei Bürgermeisters schellte und dieser stürmzuletzt im grauen Schlafrock und in roten Pantoffeln herauskam. Aber bald sah man den Herrn Redakteur über den Platz eilen, und der Herr Stadtarchivar brachte sogar die Steine untereinander, so sehr pressierte es ihn.

Um fünf Uhr holperte die „Stadtbotenfrau“ von Tür zu Tür und tappte grinsend auf ihre abgeschabte Ledertasche. Da drin stand zu lesen, daß der um das Wohl und Ansehen der Stadt hochverdiente Bürger Herr Basilius Schwärdtle eine Schwedenkugel aus dem See gezogen habe. Hiermit sei der endgültige Beweis für die Beschickung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg erbracht. Hiermit konnte jeder Fleckehorner mit Genugthuung auf seine tapferen Altvorderen blicken; hiermit (der Herr Redakteur sprach gerne in langen Satzketten) mußte der Hund ein mächtiger Ansporn sein, den wahren Patriotismus der Bürger zu heben etc. etc.

Der glückliche Finder aber lade alle Gesinnungsgenossen zur Beschichtigung der Trophäe in seine Weinstube zum „Schwarzen Gockel“ ein.

Selbigen Abend ging es dort hoch her und vor Herrn Schwärdtles Kopf hing die ganze Nacht eine steinerne Tafel.

Es lebte aber in Fleckehorn ein ehrfamer Küfermeister. Der war Vorstand des Turnvereins und dem Basilius und der ganzen Kaminsfegergilde feind gesinnt. Er tat, was keiner je sich traute, er spottete öffentlich über die „verzinkten Häufeln“, bei denen jeder Regentropfen um Entschuldigung bitten mußte, bevor er hineinfiel, und wo doch so viel Gestank und Schmutz herauskäme.“ Er war es auch, der auf seinem Haus allein den guten, alten Schornstein stehen ließ und den schwarzen Gefellen



Vorkünftig säuberte er die Kugel mit seinem Tischtuch.

wie ein Rödter zwischen die Beine fuhr, wenn sie alle halbe Jahr einmal kamen und die Frau Küfermeisterin anlachen wollten. Es arbeitete sich unter ihm im geheimen auch eine ganz neue Generation heraus,

welche umstürzende Ideen züchtete und unten in den Gassen gäerte, während oben auf den Dächern die anderen ihre Kamine pflegten.

Nun, um zu unserer Kugelgeschichte zurückzukommen, so behauptete dieser Markus Tuffentamer etwas ganz Ungeheuerliches. Er war nämlich ein ausgerechnet unwürdiger Charakter. Nicht allein wegen der obigen Schmähungen, sondern weil seinem Geschlecht jene schimmelüberzogene Reife fehlte, die erst den wahren Fleckehorner ausmacht.

Am jenem ereignisvollen Aprilmittag saß er gerade beim Vespermost auf seinem Ledersofa und studierte den „Stadtboten“. Mit seinem derben Zeigefinger fuhr er die Zeilen nach und dann schlug er sich plötzlich mit der Hand auf den Schenkel, daß es knallte, und, ohne seiner blautarierten Hemdbärmel zu achten, fuhr er mit dem Blatt in der Hand wie ein Pfeil über die Straße, zuerst zum Kuttler Lingenhöhlen, dann zum Dohlenpüßer Schmergle und zum Gemerzler Bärgle. Und jedesmal flüsterete er ihnen etwas ins Ohr, und jedesmal plähten sie heraus und lachten, als ob der Dreißigjährige Krieg die spaßhafteste Sache der Welt gewesen wäre.

Als Markus Tuffentamer spät abends nach Hause kam, fand er seine Frau, wie sie in der Küche grüne Holzkästen lackierte und Leinwand säen wollte. Es käme jetzt sehr in Mode, sagte sie ein wenig großmütig, und man dürfe sich doch nicht foppen lassen von der Schwarzen Gockelwirtin drüben. Da schlug

ihr der Markus den „Stadtboten“ um den Kopf, daß ihr der Pinsel aus der Hand fiel, und dann verkündigte er laut und stolz, daß die Schwedentugler rein gar nichts mit einer Schwedentugler zu tun habe, sintemalen sie eine ganz gewöhnliche Turnerschocktugler sei, die der Kuttler Lingenhöhlen aus Versehen vom Turnplatz am Hafen ins Wasser geworfen habe.



Fragt er ihn, so bekommt er prompt zur Antwort: „Weil er ein Schocktugler ist!“

Und das Ende der Geschichte? Je nun, erwiejen ist nichts Bestimmtes, und wenn es wäre, so würde es die Partei des Basilus Schwändle auch nicht glauben. Wenn aber seitdem ein Fremder durch Flecklehorn kommt, dann kann es ihm passieren, daß der Gassenbub, der ihn führt, plötzlich ausspuckt und einem Vorübergehenden einen giftigen Blick nachwirft. Fragt er ihn, warum er das tue, so bekommt er prompt zur Antwort: „Weil er ein Schocktugler ist!“

„Und du?“

„Ich bin ein Schwedentugler!“ Dies im Brustton der höchsten Ueberzeugung. —

2. Wie Meister Gordian zu seinem Frühling kam.



Der Flecklehorner Frühling hat etwas ganz Besonderes an sich. Ganz gewiß stäubt er aus seiner Puderbüchse die Haselsträucher genau so voll wie anderwärts, und an den Samttupfen der Weiden läßt er's wohl nirgends fehlen, aber das Feinste in seinem Korb spart er bloß für die Flecklehorner auf. Er

läßt nämlich den See herauf große Züge „Früschchen“ kommen; das sind mittelgroße Fische, die man in Schmalz bäckt und die einen ganz eigenen, guten Geschmack besitzen sollen. Die Wirtinnen in den Dörfern draußen halten dann in der Zeit die Bratpfannen immer blank gepußt, denn die Städter wandeln an schönen Sonntagen gern hinaus und verschmähen es auch nicht, abends ein paar der leckeren Fische in Papier eingeschlagen mit nach Hause zu bringen.

Meister Gordian aus der hinteren Krippengasse mußte das ganz genau und er schaute von seinem Kleistertopf oft genug zu dem Frischen Himmel hinauf, welches der dunkle Hof nicht mehr umklammern konnte. Wenn seine Frau in der Küche zu ihm durch das Fenster in die Werkstatt schaute und mit dem Knöchel hart an die Scheibe klopfte, dann fuhr er ordentlich zusammen, und das ganze Jahr hindurch fand er es nie so schwer, ein gehorsamer Gatte zu sein, als wie gerade im Frühling.

Auf Ostern zu gab es viel Arbeit. Da kam der Palmsonntag heran, an dem die Flecklehorner jungen Mädchen und Knaben konfirmiert werden sollten, und drei Wochen vorher kam die spitze, scharfe Ladentinsel nie zur Ruh. Frau Friederike hatte die schwarze Schürze umgebunden und ihre salbungsvollste Miene aufgesetzt. Wenn so ein Mädchen unschlüssig vor dem Ladentisch stand, dann half sie feierlich die Wahl erleichtern und sprach nebenbei von der entschwindenen Jugendzeit und von dem Ernst des Lebens, der nun herantrete. Diese Ansicht war weit verbreitet in Flecklehorn und manch einer rofigen Konfirmandin kam es in schwachen Stunden ein bißel sauer vor, daß sie nun einen Strich machen sollte durch alle goldenen Jugenddummheiten. Und doch! Die Meisterin redete so schön! Sie lebte gleichsam nur unter den Engeln mit den weißen Flügeln und den durchbrochenen Lilienkarten, von deren silbernem Rand es wie ein wahres Himmelsleuchten ausging.

Herr Gordian hörte es den ganzen Tag drunten murmeln und kommen und gehen. Es wurde ihm manchmal ganz schwül dabei, und einmal wagte er es, das kleine weißgerahmte Fenster eine Spalte weit aufzumachen, und heimlich steckte er die große, breite Nase schnubbernd dazwischen, nur um so ein wenig Frühlingsluft zu kriegen und an die Früschchen denken zu können.

Der Palmsonntag kam immer näher. Die Meisterin hatte für nichts anderes auch nur einen Gedanken mehr übrig. Ihr Kirchensitz lag schräg gegenüber von der Kanzel. Wenn die große Glocke dröhnte, ging sie jedesmal mit ihrem Mann stolz durch die geöffneten Flügeltüren. Sie wußte, daß auf den Geschenktischen in ganz Flecklehorn ihre Bilder und Karten lagen, denn sie hatte Geschäftsverbindungen mit den ältesten Familien der Stadt. Und dann kamen in zwei Zügen die Jungen, alle peinlich sauber gekleidet, mit den feierlich ernstern Sonntagsgesichtern. Die Goldschnittgesangbücher funkelten. Wochenlang hatte ihre Hand sie gestreift, die echten lebernen,

denen ein feiner Duft entstieg, aber auch die imitierten aus gepreßtem Papier. Sie hätte den Preis wahrhaftig so gut auswendig hersagen können, wie ihr Glaubensbekenntnis. Und da setzt plötzlich mit einem rauschenden Akkord die Orgel ein und die Lippen der Kinder öffnen sich zaghaft und die Luft wird immer dicker und die Bänke sind voller andächtiger Lauscher bis in den hohen Chor hinein. Der Herr Pfarrer aber predigt jedesmal so eindringlich und überzeugend, daß der Frau Friederike die hellen Tränen herunterkollern und sie sich immer wundert, warum der Gordian so ruhig, ja fast trottelhaft in seinem Stuhl sitzen kann.

Dieses Mal sollte es anders werden. Am Samstag vor dem heiligen Tag klapperte der große eiserne Pustkübel der Meistlerin bald auf der Treppe, bald im Laden und in der Küche. Um zwei Uhr hing sie den „Häbern“ an den Nagel und zog sich an, um zur Konfirmandenprüfung in die Kirche hinüberzulaufen. Da stellte Gordian mit ungewohnter Energie den Kleistertopf in die Ecke und ging an seinen Schrank, zog den Sonntagsanzug an, stülpte den steifen Hut auf und in die Tasche steckte er rasch den Inhalt der Ladentasse. So ging er ostentativ durch die breitesten Straßen. Erst als er an die Kirche kam, die mit ihrem grauen, feuchten Gemäuer ein wenig düster in dem Sonnenschein lag, überließ es ihn wie ein kleiner Schauer, und er horchte an der Türe. Das zitternde Brummen des Orgelzwischenstücks beruhigte ihn und so schritt er eiligst zum Tor hinaus.

Es war ein gar komischer ungewohnter Anblick, der bucklige Meister mit dem übermäßig großen Kopf und den langen Armen, die in der Werkstatt so geschickt waren und auf der Straße so unbeholfen herumfuchtelten. Wenn der Weg glatt war, lief er nebenan auf einem holprigen Acker, und war er schlecht, so pantschte er in der Mitte der gelben Pfützen, anstatt sich auf einen trockenen Rain zu retten. Er sah sich aber fleißig um, und als er über eine einsame Wiese hinter einem Wäldchen schritt, da — ihr mögt mir's nun glauben oder nicht — da stimmte er mit seiner verrosteten Kehle das Lied von des Müllers Lust an. Daß zwei kohlschwarze Raben vor ihm aufstiegen, war gewiß nur Zufall. Aber er blieb stehen und lachte aus vollem Halse, denn es kam ihm so unsäglich komisch vor, daß er mit seinem Gesang die zwei Vögel verscheucht hatte, die nun über den nächsten Tannenwipfeln ihre schweren Flügel schlugen.

Er mochte lange gewandert sein, und seine Kurzatmigkeit machte sich bereits bemerkbar, bis er in das Seedorf Nachborn kam. In den schmucken Gärtlein standen schon vereinzelt Aurikeln- und Primelnbüsche, und unter den Obstbäumen wucherte bis an den Straßenrand der dunkellila Lerchensporn.

Vor dem Wirtshaus zum „Schiff“ lag ein Garten mit einer Buchshecke umzäunt. Der eine Teil ging bereits allmählich in den Kiesboden am See über. Da herauf gurgelten die kleinen Wellen in ihrer

durchsichtigen, blanken Bläue und wälzten schon seit vielen Jahren die Kiesel so glatt, daß sie ausfähen wie runde, kleine Brotlaibe. Keines Bäckers Hand hätte sie schöner formen können.

Meister Gordian ließ sich ein Tischlein dort hinüberstellen, und die Wirtin, eine junge Witwe, barg ihr Verwundern unter einem Lächeln, als sie das rot und blau karierte Tischtuch darüberbreitete. „Es wäre wohl noch zu kühl da draußen,“ meinte sie wohlwollend. Der Gast sah sie verlegen an, wie einer der gewohnt ist nachzugeben; aber dann stammelte er doch etwas vom Freien und von einer Stube, wo er den ganzen Tag sitzen könne.

An den Zweigen um ihn herum waren die Knospen schon geplatzt und appetitliche grüne und gelbe Blättlein sprangen der Sonne entgegen. Dann und wann kollerten ein paar verlassene Regentropfen silbern herunter. Der schweigsame Meister saß regungslos



Sie sah, wie es ihm schmeckte, und freute sich darüber.

auf seinem Stuhl, aber im Herzen, da hätte er springen und tanzen mögen über die Stühle und Bänke bis auf den flimmernden See hinaus. War das ein Blitzen und Aufwachen überall! Und um dies zu erleben, hatte er sechzig Jahre alt werden und sich einen Buckel anarbeiten und zum Bessersehen Gläser vor seine Augen setzen müssen!

Derweilen kam die Schiffswirtin mit einer Platte frischgebackener Trüfchen heraus. Sie war eine freundliche Frau, mit zwei vollen Backen und festen, runden Armen. Sie trat gedrungen auf. Man konnte sie schon von weitem kommen hören. Auch hatte sie so etwas Mütterliches an sich. Man sah, sie war gewohnt über vielen zu sein. Als sie hinter Gordian stand, da merkte er, wie sie ihn beobachtete. Es war ihm aber gar nicht bange dabei und er langte fest zu. Sie sah, wie es ihm schmeckte, und freute sich darüber. Dann sprachen sie zusammen über dies und das, über den letzten Winter und die Obstgärten und den Fischfang. Ihm gewährte es ein ganz

eigentümliches Vergnügen, über diese Dinge zu reden, die so weit von seiner Werkstatt entfernt lagen. Sie sah dabei einmal gedankenlos in die Sonne hinauf und er auf den hellen, ein wenig gar zu stark gleißenden Spiegel, der mitten im See lag und von dem aus ein blendendes Leuchten ging.

„Es wird Regen geben morgen,“ unterbrach sie die Stille, „das wird den Konfirmanden nicht lieb sein.“ —

Meister Gordian blieb hier justament eine Gräte im Halse stecken. Sein altes, gutmütiges Gesicht wurde ganz rot; er würgte schrecklich daran. Als es wieder besser wurde, bestellte er einen Liter alten Seewein. Die Wirtin brachte ein dickes, geschweiftes Schoppenglas und ging dann ins Haus zurück.

Hastig griff er zum Glas und goß einen guten Zug hinunter. Es schmeckte ein wenig herb und sauer, aber er griff doch immer wieder darnach. Plötzlich meinte er, die große, dumpfe Glocke käme über den See herüber, denn die Konfirmandenprüfung mußte nun zu Ende sein. Jetzt geht Frau Friederike — so spann er seine Gedanken weiter — arglos die Treppe hinauf und jetzt hängt sie Schal und Kapott-hut in den Schrank. Jetzt rasseln ihre Schlüssel an der Werkstatttür und jetzt — Gordian muß mit jeder Falte seines Gesichtes lächeln und blinzeln. Er bestellt noch mehr Wein. Die Wirtin kommt ein wenig zögernd durch die Buchsrabatten gegangen. Sie gibt ihm unbemerkt einen mißtrauischen Blick.

Er fühlt eine singende, rauschende Kraft in sich wachsen. Er muß mit der Faust auf den Tisch schlagen und der Nachbarner Schiffswirtin sagen, was er, Meister Gordian aus der Flecklehorner hinteren Krippengasse, über die Weiber denkt, wie sie einen Mann ein ganzes Lebtag zwischen den Zangen halten können und eintrocknen lassen, bis kein Aderlein Blut mehr in ihm fließt und er nichts weiter ist, als eine Mumie. Er sieht ihre hellen Augen lachend über den roten Backen glänzen. „Was bist du für ein armer Kauz!“ scheinen sie zu blinken. Ihr Arm macht eine mitleidige Bewegung, so als wollte sie seine verarbeiteten Hände streicheln.

Alles wird Nebel um ihn. Er will der Frau noch etwas sagen und sucht sie; aber sie ist schon leiser, als es sonst ihre Gewohnheit war, ins Haus zurückgegangen. Er merkt nicht, wie die Sonne hinter den Hügeln hinuntergegangen ist, wie aus allen Seewinkeln die Glocken himmeln, und wie der Tageslärm allmählich schweigt und die Wellen vernehmlicher gurgeln. Es friert ihn ein bißchen, und er knöpft seinen Ueberrock bis oben hinauf zu. Draußen fährt ein Dampfschiff mit roten und gelben Lichtern vorbei.

Mitten in der Nacht glaubt Meister Gordian, es fasse ihn jemand mit zwei runden Armen unter der Achsel an. Auch hört er unterdrücktes Flüstern und Richern. Er weiß auf einmal, daß die Wirtin seine müde, zerbrechliche Gestalt ins Haus hinein trägt und er rührt sich nicht. Auch nicht ein bißchen hilft er ihr das Gewicht erleichtern. Er kommt sich so geborgen vor. Ihre jungkräftige Gestalt ist unter der Last

gebogen, die Muskeln sind straff gespannt und aus ihrer schwer atmenden Brust kommt ein leises Keuchen. „In Gottes Namen!“ sagte sie zu der Magd, als sie im Haus sind, „richt ihm das Bett in der blauen Kammer und nimm vom besseren Bettzeug, hörst du?“

In der blauen Kammer roch es nach Äpfeln und Schinken, und das Linnen im Bett war kalt. Die Magd zog sich gleich zurück. Gordian kam sich wie im Traum vor. Er hörte die Frau nebenan auf den knarrenden Dielen auf und ab gehen, und er wünschte, sie möchte noch einmal kommen, damit er ihr auch danken könne. Als hätte sie seine Gedanken erraten, so öffnete sie die Türe. Aber sie hatte kein Licht bei sich und schlich vorsichtig auf den Pantoffeln herein. Gordian dachte, sie wäre vielleicht bloß halb angezogen und er wollte sie nicht in Verlegenheit bringen; drum schwieg er. An seinem Bett angelangt, schob sie ihm etwas unter die Füße. Er merkte bald, daß es eine Wärmflasche war. Dann fuhr sie mit der Hand über den kleinkarierten, rosa Bettüberzug, als ob sie ihn glattstreicheln wollte; er rührte sich auch dann nicht und sie ging, wie sie gekommen, wieder hinaus. Und doch wußten's beide voneinander — sie, daß er den Atem anhielt und er, daß ihr kräftiger Körper in der Dunkelheit neben ihm stand. —

Am nächsten Morgen spannte sie ein Wäglein an. „Ich fahre nach Flecklehorn,“ sagte sie, „belieb's Euch mitzufahren, so ist auf dem Bock ein freier Platz.“ Sie tat sehr gleichmütig und stellte sich, als ob er das Zimmer schon bestellt gehabt hätte und um zehn Uhr grad und nüchtern hinaufgegangen wäre. Schließlich fing er an, es selbst zu glauben. Er sah nicht ihr gutmütiges Lachen, als sie ihm den Rücken bot und aus einem Kübel Wasser die blauen Krüge auf das Schenkbrett stellte. Er wunderte sich nur, warum ihm der Kopf so braunte und die Nase tikelte, als säßen zwanzig Schnaken drauf.

Als er auf dem Bock saß, redete er kaum ein Wort. Er sah ihr zu, wie sicher sie das braune, übermütige Kopf lenkte. Auch fiel es ihm auf, wie freundlich die Leute grüßten. Als sie über das Pflaster von Flecklehorn rasselten, wurde es dem armen Gordian plötzlich heidenangst zumute. Er hätte etwas drum gegeben, hätte er sich in den Falten ihres Mantels verstecken dürfen. In der hinteren Krippengasse hielt sie an. Sie gebot dem Meister sitzen zu bleiben und die Zügel zu halten, derweilen sie auf ein Sprünglein in den Laden müsse, um ihrem Patentkind einen frommen Spruch zu kaufen. Gordian saß nachdenklich auf dem Bock und überlegte, auf welche Art und Weise er wohl am besten in seine Stube gelangen könnte.

Das war eine böse Nacht für Frau Friederike gewesen! Zuerst konnte sie sich nicht genug tun im Schimpfen und Türenzuschlagen. Die ganze fromme Stimmung der letzten fünf Wochen war dahin. Als es dunkel wurde und der Meister noch nicht kam, setzte sie sich ans Fenster und nahm eines von ihren Erbauungs-

büchern. Wäre Gordian um diese Zeit gekommen, so hätte er das „Lustgärtlein für fromme Seelen“ zwar immer noch an den Kopf bekommen. — Dann schloß sie mit zitternden Händen alle Türen ab und suchte ihr Lager auf. Wenn ich euch sage, daß der Rand ihres Messingleuchters am nächsten Morgen bis obenan voller ausgebrannter Zündhölzer lag, so könnt ihr euch wohl denken, daß sie nicht den Schlaf des Gerechten schlief.

Das Schwerste aber kam erst, als die Konfirmanden in die Kirche zogen und der Wind die Orgeltöne bis in die Krippengasse herübertrug, und sie nicht auf ihrem gewohnten Platz sitzen und die Gesangbücher nachzählen und vor Nührung weinen durfte. Es hätte sie ja alles nach dem Meister gefragt und was hätte sie sagen sollen? Da stürzten ihr die Tränen aus den Augen, und sie hielt sich für das unglücklichste Weib in ganz Fleklehorn.

In solcher Stimmung war sie noch, als die Witwe des Nachborner Schiffswirts den großen Kopf beugte und durch die niedere Ladentür hereinkam. Als sie die verweinten Augen der Frau sah, huschte etwas



Sie hob ihn herunter und führte ihn ins Haus.

wie ein Lächeln ihr um den Mund. Die Meisterin war aus dem trüben Brüten gar nicht herausgekommen. Nun verdunkelte jemand das bißchen Licht, das durch die Türe hereinkam, und jetzt blickte sie zagend auf.

Ihr ganzes Lebtage erinnerte sich Frau Friederike nicht, daß sie jemals eifersüchtig gewesen wäre; aber wie nun die starke, gesunde, junge Frau den Namen ihres Mannes in den Mund nahm und den ganzen Hergang erzählte, da wurde sie dunkelrot im Gesicht, und ohne den Schluß der Geschichte abzuwarten, schoß sie wie ein Pfeil auf die Straße hinaus, wo sie dem Gordian die Zügel aus den Händen riß und ihn

selbst wie ein krankes Kind herunterhob und ins Haus führte. Die Schiffswirtin vergaß ganz auf den frommen Spruch. Sie sprang mit einem derben Schwung auf den leeren Sitz hinauf, gab dem Braunen einen Hieb und holperte lustig weiter. —

Seit der Zeit bekam Meister Gordian bis an sein seliges Ende regelmäßig seinen Frühling. Aber Frau Friederike achtete sorgsam darauf, daß er nicht zu weit ging, denn er wurde mit den Jahren immer asthmatischer. Da Nachborn zu fern lag, so kehrten sie in Hegenbach ein; dort gab es gerade so gute Trübschen, und überdies waren die Wirtskleute ein freundliches, steinaltes Ehepaar, mit dem man gut ein harmloses Gespräch anknüpfen konnte.



Was dem einen schadet, kann dem andern nützen.

auf der Landstrafewanderte ein junger Mann, dem man es auf den ersten Blick anjah, daß er nicht zu den Privilegierten gehörte. Ein kleiner, schwächlicher Mensch mit beinahe ausdruckslosem Gesicht leuchte er unter der Last eines für seine Person riesig zu nennenden Tornisters, an dessen Seiten zwei abgetretene Schuhe aufgeschnallt waren, während oben drauf ein alter, schmiererger Rock lag, der nicht weniger als jene von der Armseligkeit des Besitzers sprach.

Der Bursche, er mochte der Jahre vierundzwanzig zählen, ging sehr matt an einem dicken Knotenstock, und seinem mageren, bleichen Gesicht sah man es an, daß er in der letzten Zeit an keiner üppigen Tafel gespeist worden war. Er mußte Hunger oder Durst oder beides haben; denn er hob wiederholt unreifes Obst vom Straßengraben auf, um es gierig nach dem Munde zu führen und, ohne es ordentlich gekaut zu haben, zu verschlucken.

Es war ein heißer, schwüler Tag und es war dem Burschen anzumerken, daß ihm das Liegen lieber gewesen wäre als das Gehen. Die an der Straße stehenden Bäume waren noch zu jung und zu wenig belaubt, um genügend Schatten spenden zu können. So schlich der Mensch denn langsam fürbass, bis er weiter oben, wo die Straße eine Biegung machte, auf einem abseits liegenden Rasenplatz vier mächtige, mit ihrem Geäste weit ausholende Linden traf, die gleich den Kuppeln eines Domes ins Blaue des Himmels sich hoben und ein großes weißes Kreuz beschatteten, an dem das ziemlich gut gearbeitete Bronzebild des Erlösers glänzte.

„Gottlob,“ sagte der Bursche, „hier kann ich doch mal hinliegen und ausruhen,“ und damit warf er den Tornister ab und streckte sich wohligh in das weiche, kühle Gras.

Eine Viertelstunde mochte er so gelegen und über das Traurige seiner Lage nachgedacht haben, da kam

einer des Weges daher, der ihn mit einem: „Kunde“ begrüßte.

„Kenn,“ entgegnete der im Grase Liegende, was in diesem Fall so viel als ja bedeuten sollte.

„Ja, ein Kunde bin ich leider und Sie — sind Sie vielleicht auch auf der Reise?“

„Kenn,“ entgegnete der andere, „dat heißt, ich mache man eenen Spaziergang durch die jesegneten



„Kenn,“ entgegnete der im Grase Liegende.

Zesilde des neuen Deutschen Reiches und befinde mir so ordentlich wohl dabei. Aber dir,

Bruder, muß es in die lekte Zeit nich so ganz jut zejangen sind; denn du siehst, verzeih 'mal, so wie en richter lederner Heiland aus, dat heißt im Momang. Im jewöhnlichen, normalen Zustand magst du ja en ganz netter Kerl sind. Vermutlich bist du in die lekte Zeit krank jewesen, oder sie hatten dir beim Dalfen, beim Fechten, erwischt und auf einje Tage injespinnen, und in die Kittchen, dat is ja bekannt, füttern sie eenen jerade nich mit Beefsteaks un Kotletts. Aber wenn du Hunger hast, Bruder, ich bin wirklich froh, wenn dein rebellierender Magen mir Gelegenheit jibt, meine überfüllten Taschen zu leeren. Hier hast du eene Wurst,“ sagte er, ein ziemlich umfangreiches Bäckchen aus der Tasche ziehend und sich neben dem andern niederlassend, „mit der Wurst kannst du wieder 'mal en anständigen Freund legen und der Braten hier wird ooch dem Zaumen ein Verjnjüßen machen. Also freis zu, Bruder, und rejakter dir man recht, dann kannst du mir erzählen, wie es dir zejangen hat.“

Der andere ließ sich nicht zweimal einladen. Mit wahrer Gier verschlang er die ihm dargereichten leckeren Bissen.

„Ja,“ sagte er, „das schmeckt freilich etwas besser als die Wasserschnalle, die ich während vierzehn Tagen im Kittchen zu kosten bekam.“

„Aber warum, mein juter Jung, bist du eijentlich in das Kittchen jekommen?“

„Weil man mich beim Fechten erwischte,“ ent-

gegnete der andere. „In zwei Häusern war ich, ohne etwas bekommen zu haben, und als ich aus dem dritten kam, stand schon so ein verdammter Buß da, der mich mitnahm.“

„Na, wenn ich dir so anseh', Bruder, dann jloob' ich dir aufs Wort, daß du beim Fechten noch nie Seide jesponnen hast; denn wenn een Metier verstanden sein muß, so ist es dat Fechten, Bruder. Aber so, wie du aussiehst, na, da muß dir jeder „Deckel“ und jeder Buß schon auf tausend Schritte ansehen, wat du in die „Winden“ (Häuser) treiben tuft. Nu hör mal, wat ich dir sagen tu. Zum Bestand unseres menschlichen Daseins ist vor allen Dingen nötig, daß wir immer etwas Nichtjes unter die Zähne bekommen. Ist dies beschafft, dann müssen wir ooch für eene jeeignete Kleidung sorgen, schon wejen den Anstand und die Schamhaftigkeit, die en juter Christ und en richter deutscher Reichsbürger nie aus den Dogen lassen darf, ganz abjesehen davon, daß wir die Fänschhaut, die sich so jerne unter eener zerrissenen dünnen Buchse (Hose) und unter eendem durchlöchernten Wallmusch (Rock) einmisten tut, nich so ganz zum Regiment kommen lassen dürfen, wenn wir nicht eenen ganz ekligen Schnupfen, eene kritische Lungenentzündung, vielleicht noch Schlimmeres und das Allerschlimmste, den Tod, davon haben wollen, vor dem denn doch die jesamte Menschheit, einje verschrobene Köpfe ausjenommen, trotz des Niederjgangs der bisher jeheiligten Autoritäten noch einjermaßen Respekt hat.

Siehste: um nun alles dat, wat dat Leben schön, anjenehm und überhaupt möglich machen tut, zu erwerben, sollten eijentlich alle, die nich jerade dat Glück haben, in einer joldenen Wieje jeboren zu sind, arbeiten und zwar noch so lange, als die jebrautenen Tauben nich an die Tannenbeeme wachsen, wat nach die jenauesten Berechnungen der Zelehrten denn doch noch einje hunderttausend Jahre dauern könnte.

Wat nun aber dat Arbeiten betrifft, mein Jung, so sind davon doch nicht jerade alle Ebenbilder Jottes sehr erbaut, schon wejen den abscheulichen Schwielen und Schrunden, die es zuweilen an den Händen verurfachen tut, — ganz abjesehen von der Mühe, Langweiligkeit und Monotonigkeit, die auch nich selten damit verbunden sind. Nämlich alle nun, die der Arbeit keenen Reiz abjuzewinnen vermöjen und doch leben wollen und zwar wie besser, je lieber, alle dieje müssen sich auf eene andere, ihnen mehr zujagende Art zu helfen suchen. Die eenen verlegen sich jelejenheitlich auf dat Stehlen, die andern aufs Betteln.

Wat nun dat Stehlen anbetrifft, so lass' ich da meine Hände davon, mein Jung; denn bei Licht besehen, is dat doch man ein sehr unreelles und dazu mit nich wenig Zefahren verknüpftes Zeschäft. Bei aller Findigkeit, Vorsicht und Zeistesjehewart, die man dabei aufwendet, kann es doch 'mal vorjkommen, daß man am Schlaffittchen jenommen und dann rejekrecht ins Zuchthaus jesteckt wird. Von solch

een Kanarienvogelleben bin ich nun aber keen Freund nich. Die goldene Freiheit geht mir über alles.

Einermagen mehr Sympathie bringe ich schon dem Betrug entgegen; denn abjesehen davon, daß een Betrüger eben doch nur een Betrüger und keen Dieb is, kann man sich bei dieses Geschäfte auch im Interesse der menschlichen Uffklärung nicht selten einermagen nützlich machen; denn nich selten kommt es vor, daß so ein Dummkopp, wenn man ihm die Nase ein paar mal jejen die Wand jedrückt hat, doch nach und nach ein bißchen helle und auch für den besseren Teil der menschlichen Jesellschaft jeniekbar wird. Eenem Menschen aber so weit jebracht zu haben, dat, mein Jung, ist denn doch een Verdienst, selbst dann, wenn der Bursche einje Haare dabei einjebüßt hat. Also jut, dann und wann eenen zünftigen Betrug lasse ich mich jerne jefallen, schon wejen der Abwechslung und dat Verjnußen, dat er in das Leben bringt.

Im großen und ganzen aber halte ich mir immer an dat Betteln; denn abjesehen davon, daß es dabei doch man immer noch mehr oder wenjer ehrlich zusehen tut, ist es man doch auch mit die wenigsten Jesahren verbunden. Was nun die ganz dämlichen, spißfindigen und mißjünstigen Kerls sind, die sagen allerdinge, daß dat Betteln für eenen jungen, jesunden Menschen eine Schande sei. Aber wat kann eener dafür, wenn er mit der Veranlagung zum Touristen zur Welt jekommen und nich als Steeneklopper jeboren is? Es macht eben jeder, wat er kann und muß. Und dabei ist es doch jewis im höchsten Grade ehrens- und lobenswert, wenn eener, der doch ooch siehlen könnte, sich mit so en bißel Betteln bejnußt. Weiter kann man doch jewis die Bescheidenheit und Jenügsamkeit nicht treiben. Überhaupt, wat kehren wir uns an dat Jequatsch solch mißjünstiger Kritiker? Sie schimpfen und wir betteln, und so lange man uns nicht erwischt, kann man uns nicht dat jeringste antun. Hier aber, mein Jung, sind wir nun beim springenden Punkt anjekommen. Daß er nicht erwischt wird, muß det Bettlers vornehmste Sorge sind; denn siehste, mein Jung, das Jeseh, das so mitten aus die mißjünstige Jesellschaft heraus jeboren ist, ist natürlich ooch sehr strenge jejen uns, und die „Buzen“ und „Deckels“ (Polizisten und Gendarmen) kennen keen jroßeres Verjnußen, als so en armen Fachtbruder am Schlafittich zu nehmen. Und wer nach altem Stil, das heißt, in zerrissenen Lappen betteln geht, entrinnt ihnen sicher nich. Früher, als das Mitleid, dieses Jeschwisterkind der Liebe, sich noch alljemein in den Herzen der Menschen einjenistet hatte, ja, da war et jut, wenn der Bettler so en bißchen in Dalles in das Geschäfte stieg. Wie verlumpter und wie schmieriger, um so besser.

Heutzutach aber, wo das Mitleid so ziemlich auf den Aussterbeetat jeseht ist, zieht so wat nich mehr, höchstens bei eenen alten, dämlichen Weibe. Was aber die hellen Köppe sind oder gar die feinen Damens, die bekommen schon eine Jänsehaut, wenn sie man so en schmierigen, zerlumpten Kerl von weitem sehen.

Lehrer Hintender Bote für 1911.

Mit eens: nur das Glanzvolle, Imponierende hat heutzutach Erfolg, und wer nich en großes Tier aus sich zu machen versteht, der geht überall leer aus. Der Höhe unserer Zeit ist der Erfolg. Vor den rutscht die ganze jebildete und unjebildete Welt auf den Bauche herum. Dat kannst du schon bei Zeppelinlinen sehen. Solange er noch an seinen Luftschiff — übrigens alle Hochachtung for dat Ding — also, solange Zeppelinlinen noch an dat Luftschiff planierte, baute und probierte und die Sache nich so recht vorwärts zu gehen schien, da haben sie ihn so von die Seite anjeshielt, jelächelt, oder gar für eenen Narren jehalten. Seit sein Schiff aber hoch über die Köppe der jewöhnlichen Sterblichen dahinjegelt, seither tun sie verrückt um den Zeppelinlinen, und wenn er nur wollte, könnte er Tausende aus seinen Hemdenzippel herausjchlagen. Er brauchte den Zippel nur in kleine Stückchen von je zwee Millimeter im Geviert zu jerschneiden, und ganz jewis wären Leute da, die so en Fetzen mit hundert Mark bezahlten, um nur en Andenken an den jroßen Zeppelinlinen zu haben. Verstehste, dat ist jewis und soll damit dem Zeppelinlinen, den ooch ich hochachten tu, nicht im jeringsten zu nahe jetreten werden. Ich wollte dir nur an dieses Beispiel zejen, wie die heutje Generation man ist. Nur alles ins Froße und Außerjewöhnliche und man hat jewonnenes Spiel, selbst wenn man en Bettler ist.

Und weil du, armer Deubel, mich dauern tußt, will ich dich eenmal in die Jheimnisse des modernen Bettlers einweihen, gratis und for umsonst. Also hör man zu, wie die Sache, wenn sie klappen soll, jemacht werden muß.

Dat erste, wat en zünftiger Kunde sich beschaffen muß, ist eene jute, feine, womöglich elejante Klust. Sie ist die Klustung, mit der man unanjefochten in jedes Haus hmeinsteigen und unanjefochten wieder herauskommen kann; denn nich so bald wird et eenen Buzen oder eenen Deckel einsallen, eenen elejant jeklebedeten jungen Mann for einen Bettler zu halten, wogegen er jeden, der mit etwas schiefen Trittlingen, abjewehten Buchsen und abjeshossenen Wallmusch aufzutreten tut, sofort nich nur für einen Bettler, sondern auch für eenen Schelmen und Jeneralvagabunden anjehen und behandeln tut.

Hast du dir so eene Klust mit elejantem Schnitt und tabellofen Bügelsalten beschafft, dazu noch en Paar Glanzstiebeln, einen sauberen, handbreiten Stehtragen, eenen Seidenschlips und einen feinen, modernen Hut, womöglich Panama, jekoost, anjezogen und den Schnurrbart nach neudeutscher Fassong nach oben jedreht, dann bist du jentlemanlik und salonsfähig. In den Fall werden sich die Herrschaften, die du mit deinen Besuchen zu beehren jedenkst, nich nur nich vor dir verstecken, im Jeseendeel, sie werden dir höflich entjegenkommen.

Nun aber gilt es, den Mann zu zejen und den Herrschaften eenen möglichst annehmbaren Senf unter die jehrten Nasen zu reiben und wie die Buzen zur Winterszeit mit Schneeballen mit den „gnädigen Herrn“ und der „gnädigen Frau“ um sich zu werfen,

und das zieht, sag' ich dir; denn een gnädiger Herr und eene gnädige Frau wollen in unserer fortgeschrittenen Zeit doch alle sind, und um die gute Meinung, die man von ihnen hat und offenbaren tut, nicht unnötig zu zerstören, preisen sie immer mal ins Portemannee und jeben sich wie en Schuster oder Schneider jibt, sondern wie eben gnädige Herren und Damen jeben.

Bist du aber jar von die liebe Mutter Natur in dein Äußeres bedorzugt worden, so daß du eenen hübschen Kerl vorstellst, dann darfst du die Damens und Fräuleins nur noch en Paar verliebte Nasenlöcher zeigen und du hast ganz jewonnenes Spiel.

„Ach Jott,“ hörst du dann sagen, „so en netter, junger und dazu anständiger Mensch und schon in solches Un Glück, in solche Notlage jekommen. Da muß man ja helfen. So eenen schönen, jungen Mann, der unter Umständen noch eene oder die andere von uns glücklich machen könnte, darf man nich verkommen lassen,“ und sie helfen, so viel sie nur helfen können.

Siehste, Jung, so hab' ich's immer jemacht und in eenen Hause mehr herausjeholt, als so en Dallesbruder, den seiner Schmutzigkeit wejen niemand nich jehen mag, in die ganze Stadt. Vier volle Jahre bin ich nu auf der Tippelei, ich habe dat Deutsche Reich von Nord nach Süd, von Ost nach West und wieder umjehkehrt bereist, habe sozusagen wie en Vogel in Hanfsamen jelebt, aber daß die hohe Polizei mich schon eenmal an dat Schlaffittchen jekriegt hat, nee, das kann sie sich nich rühmen. Und dat habe ich alleene den Umstand zu verdanken, daß ich mich den modernen Zeiste, der neuen Zeit mit ihren jesteigerten Anforderungen anjepasst habe, mit eenen: weil ich ein moderner Bettler bin und keen so altmodischer Kunde, der mit eenen Halbzentnerpacken auf den Rücken und eenen Knotenstock in die Hand wie so en Kosak aus dem Mittelalter in die Städte und Dörfer einziehen tut.

Aber jebt, mein Jung, jehen wir vollends hinein in die Stadt. Natürlich bist du heute mein Jast, und wenn du mit mir reisen willst und dich meinen Anordnungen einjermassen fügen tust, ich javantiere, daß du in einjen Wochen ein ganz jeriebener Kerl wirst. Also, man los!“ sagte er, sich vom Boden erhebend.

Sinnsprüche.

Ein jeder lernt auf seiner Lebensreise:
Die Wahrheit ist nur immer eine Waise.
Doch wird sie noch so bitterlich verstoßen —
Sie kommt zurück und klopft ans Pförtchen leise
Dort wieder an — wo man der Obdachlosen
Schon hundertmal versagte Trant und Speise!

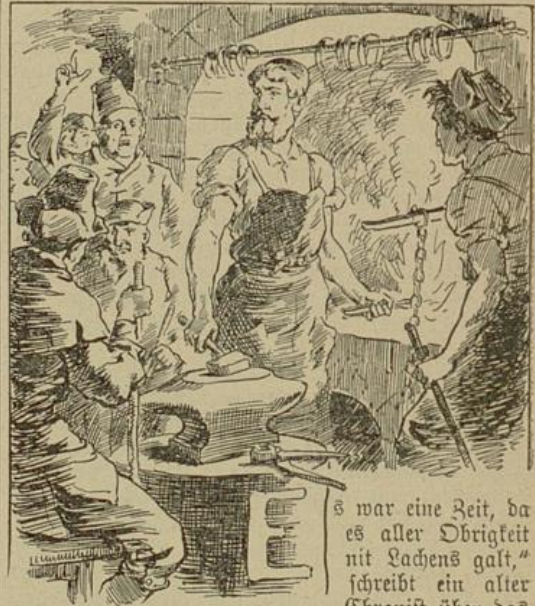
Ein Siebelstübchen. Vier schmale Wände.
Das Kind spielt am Tische. Die Frau regt die Hände.
Im Ofen brodelt's; — rings Sturmgetön;
Der Mann tritt ins Stübchen, mit Schnee behangen.
„Schön guten Abend!“ — Ein Kuß auf die Wangen. —
Du Bild der Armut — wie bist du so schön!

Otto Promber.

Der Gotteshauptmann.

Eine Bodenseegeschichte aus der Zeit des großen Bauernkrieges von Franz Wichmann.

I.



Es war eine Zeit, da es aller Obrigkeit nit Lachens galt,“ schreibt ein alter Chronist über das

Frühjahr 1525.

Mißverständene Lehren der Reformatoren hatten die seit Jahrhunderten hart geknechteten Bauern rebellisch gemacht. Die evangelische Freiheit mit der persönlichen verwechselnd, begannen sie sich überall in deutschen Landen gegen ihre Herren aufzulehnen, und auch gegen das vielfach wucherische, übermütige und selbstbewußte Bürgertum der freien Städte richtete sich ihr Haß. Im Gegensatz zum gepornen Stiefel des Ritters machten sie den Bundschuh, die damals allgemein übliche Fußbekleidung des Landvolks, zu ihrem Wahrzeichen, und wo ein solcher aufgerichtet wurde, da hatten sich adelige Herren und Bürger des Schlimmsten zu versehen. Besonders im Süden des Reiches, wo das Vorbild der republikanischen Freiheit in der Schweiz den Neid erweckte und zur Nachahmung reizte, wurden die Bauern immer schwieriger.

Die Bewegung, die zunächst in Schwaben und Franken unter dem Namen des „Armen Konrad“ entstand, war noch mit Mühe niedergeschlagen worden, bald aber lebte sie zu Leben im Breisgau, wo Joß Fritz einen Bundschuh aufrichtete, von neuem auf, doch auch hier wurde der Befreiungsversuch, noch ehe er recht zum Ausbruch kam, schnell und blutig unterdrückt. Wirklich gefährlich gestaltete sich die Sache erst einige Jahre später, als es im Herbst 1524 in Stühlingen zu offener Empörung gegen den Grafen von Lupfen kam.

Die Bauern, die eben die Ernte einbrachten, hatte ihr Herr vom Felde gerufen, damit sie der Gräfin

Schneckenhäuser zum Garnabwinden sammeln sollten, doch entüßet war ihm der Gehorsam verweigert worden. Auf der Kirchweih zu Hiltzingen rotteten sich die Empörer zusammen, kündigten den Rittern Fron- und Lebenspflicht, und durch starke Haufen aus dem Schwarzwald verstärkt, waren ihrer bald an 1200 unter Waffen. Zu Waldbshut, das dem Erzhaus Österreich feindlich gesinnt war, gründete man eine evangelische Bruderschaft, die in allen Nachbarlanden eifrig Anhänger warb.

Der Graf von Lupfen mußte sich um Hilfe an den Schwäbischen Bund wenden, die ihm auch bereitwillig zugesagt wurde, aber Monate vergingen, ohne daß etwas geschah, und da auch der „Mann von Tüwil“, der aus Württemberg verjagte Herzog Ulrich, der mit Hilfe der Bauern sein Land wiederzugewinnen hoffte, sich ihrer Sache anschloß, breitete sich die Bewegung inzwischen nach allen Seiten weiter aus. Ulrichs Zug gegen Stuttgart, den er zu Fastnacht 1524 unternahm, mißlang, aber das empörte Landvolk kam deshalb nicht zur Ruhe. Man sah sich bald genötigt, mit dem starken Bauernheere, das noch zu Ewattingen lag, zu unterhandeln, und vereinbarte, daß die Beschwerden aller jener Untertanen in der Seegegend, die sich mit ihren Herren nicht in Güte vertragen wollten, durch das Landgericht Stocach untersucht werden sollten.

Bis zum rechtlichen Austrag ihrer Angelegenheit versprachen die Bauern sich ruhig zu halten, kaum aber waren sie wieder in ihre Dörfer zurückgekehrt, als sich die Lage sehr zu ihren Ungunsten veränderte. Nach der Schlacht von Bavia kamen Österreichs waffenerprobte Krieger siegreich aus Italien zurück, der schwäbische Bund hatte nach Herzog Ulrichs Mißerfolg die Hände wieder frei, seine Truppen harrierten unter dem Truchseß von Waldburg neuer Verwendung, und jetzt schien der Augenblick gekommen, dem rebellischen Landvolk, das man so lange mit Versprechungen und Verträgen hingehalten, ernstlich zu Leibe zu gehen. Die fieberhafte Erregung welche die ersten Apriltage für die Seegegend mit sich brachten, spiegelte sich auch in dem an der von Salem über Neufnach und Markdorf gegen Meersburg und Konstanz führenden Straße gelegenen städtlichen Dörfe Bermatingen wieder. Sie erreichte ihren Höhepunkt in der Schmiede Citel Hans Ziegelmüllers, denn der kaum dreißigjährige Meister, der mit einigen Freunden bereits ein paar Jahre zuvor an der Erhebung zu Lehen im Breisgau tätigen Anteil genommen hatte, galt in der Gegend als Freiheitsheld, und bei ihm fanden sich alle ein, die Neues erfahren und beratend die schweren Zeitläufte besprechen wollten.

Sonst geschah das in der etwas abseits vom Hause stehenden Werkstatt erst, wenn das Feierabendläuten den Arbeitstag beendet hatte, heute aber war das beruhte, hallende Gewölbe schon in den ersten Nachmittagsstunden von alten und jungen Dorfbewohnern erfüllt, die lebhaft die Ereignisse der letzten Tage besprachen.

Kaspar Frohnholzer, ein stämmiger Bauernbursche, der eben dem Schmied eine beschädigte Pflugschär zum Ausbessern gebracht hatte, trat an die sich längs der Wand hinziehende, schmale beruhte Bank, die dicht mit mißvergünstigten Bauern besetzt war.

„Narren sind alle, die an Versöhnung und Frieden glauben,“ mischte er sich in ihr Gespräch.

„Kannst recht haben,“ stimmte ihm Wendelin Lohr zu, — „nur hinhalten wollen uns die Herren, bis sie genügend Truppen und Geld beisammen haben, um über uns herfallen zu können.“

„Drum sollte auch unsere Geduld zergehen, wie der Schnee auf den Bergen,“ rief Ambros Raub mit düster glühenden Augen. „Seit wir wieder zu Hause sind, fordern unsere Grundherren Fronen, Abgaben und alle Lasten wie bisher.“

„Ja, wir sollen unser Versprechen halten, ruhig zu bleiben,“ schrie wütend Thomas Ott, „aber von dem ihrigen, unsere Lage zu verbessern, wollen sie nichts wissen.“

„Wartet's ab, Leut,“ mahnte der greise Gregor Rosenlacher, — „auf dem Gerichtstag, den sie gestern zu Stocach gehalten, werden sie schon Wandel geschafft haben.“

Kaspar Frohnholzer lachte spöttlich auf. „Der Henker hole ihre Landtage. Nichts als Worte gibt man uns, — und hernach heißt's wieder zahlen wie vorher. Mit Affenschmalz wollen sie die Leichtigläubigen zu Stocach bestreichen, das ist alles.“

„Ist schon geschehen.“ — Die tiefe Bassstimme des Viehhüters Lambert Regauer, der eben in die Schmiede trat, übertönte selbst das taktmäßige Dröhnen der Hämmer, die auf das auf dem Amboss liegende glühende Eisen niederfielen.

„Woher wißt Ihr's?“ rief man ihm entgegen.

„Von Anselm Schroff, der eben von Stocach zurückgekommen ist. Eine Postle haben sie aufgeführt, weiter nichts. Lauter adelige Herren sind als Schiedsrichter zu Gericht geseßen und haben gegen die Abgeordneten der Bauern Protest erhoben. Zum besten haben sie uns gehalten und nie ist's ihnen Ernst gewesen mit einer gerechten Entscheidung.“

Ein wildes Durcheinanderschreien entstand.

„Pos' Marter und Kraft, so sollen die Bundschuher ihnen zuvorkommen!“

„Ja, mit der Geduld ist's am Ende. Jetzt heißt's, den rechten Ernst vorwenden.“

„Unsere Spieße mögen ihr Friedhof werden!“

„Die Sporen wollen wir den Rittern abziehen, daß ihnen das Blut über die Fersen läuft!“

„Seid vernünftig, Leut,“ mahnte wieder Gregor Rosenlacher, und sein weißer Bart zitterte erregt. „Mit dem Truchseß ist nicht zu spaßen, und wenn der Schwäbische Bund wider uns rüstet —“

Man ließ den Warner nicht ausreden. „Das ehrlos Bündlein komme nur,“ höhnte Ambros Raub, — „wir wollen es binden.“

„Recht so,“ unterstützte ihn Lambert Regauer. „Diesmal haben wir nichts zu fürchten. Gegen den Abt von Rempten haben sich bereits seine Untertanen

empört und das Stift verwüstet. Das ganze Allgäu wird sich erheben und uns gegen die Bündischen und Sterreich den Rücken decken."

Zur Tür drängte sich der hagere Martin Gelwein, der Mühlknecht, in weiß bestaubtem Gewande herein: "Neue Botschaft, Bruder. Der Baldringer Haufe ist bereits von Leipheim und Ulm aufgebrochen, die Allgäuer sammeln sich bei Leutkirch und Wangen."

Hinter ihm tauchte die lange Gestalt Rudolf Reibles auf. In der überfüllten Schmiede keinen Platz mehr findend, rief er von draußen herein: "Auch vom Högau ist ein heller Haufen unterwegs."

"Fehlt nur noch ein Seehaufe," triumpfierte Kaspar Frohnholzer, — "nachher sind's ihrer vier Bauernheere, genug, um den Truchseß und die Bündischen zu erdrücken."

"Ein Seehaufe hat sich bereits gebildet," schrie der Mühlknecht, — "mein Herr hat die Kunde mitgebracht. Zu Markdorf hat sich die ganze Gemeinde in den Bund geschworen und die Meersburger haben sich denen vom Ruck, die zu Schiff herübergekommen, mit allem Geschütz übergeben. Wird nicht lange dauern, so kommt der helle Haufe auch zu uns."

Seine Worte sollten eine unerwartete Bestätigung finden.

II.

Am Eingang der breiten Dorfstraße wurde vermorrer Lärm laut. In den schweren Tritt marschierender Füße klang das dumpfe Rasseln von Trom-



Schon wollte er gehen, als sich eine weiche Hand auf seine breite Schulter legte.

meln, das schrille Getöse der Schwegelpfeifen. Türen und Fenster öffneten sich, ein wildes Getümmel entstand und von allen Seiten tönten die Rufe: "Sie sind da! Die Bundschuhler kommen!"

Im Handumdrehen hatte sich die Schmiede geleert.

Neugierig und voll freudiger Hoffnung stürzten die Männer auf die Straße hinaus, dem hellen Haufen der Befreier entgegen. Auch Meister Zieglmüllers Gesellen liefen davon und der eben noch unter ihren kräftigen Tritten wüchtig arbeitende Blasbalg fachte nicht mehr die Kohlen zu heller Glut. Der Schmied mußte den Huf von Wendelin Lohrs Hengste fahren lassen und das funkenprühende Eisen beiseite legen. Die starken, schwarz beruhten Arme in die Seiten stemmend, blieb er zögernd auf der gebielten Beschlagbrücke, über die schützend das graue Schindeldach vorsprang, stehen. Sollte auch er den andern folgen, dem Ruf der Freiheit entgegen, der so berauschend lockte?

Schon wollte er gehen, als sich eine weiche Hand auf seine breite Schulter legte. Sich umblickend, sah er hinter sich die zierliche Gestalt seines jungen Weibes.

"Willst doch nicht gehen, Hans, mich nicht verlassen in so schwerer Zeit?" — Die runden Arme, die weiß aus den aufgestreiften Hemdärmeln schimmerten, legten sich bittend um seinen Hals. Unschlüssig ruhten seine Augen auf der anmutigen Frau im blauen Leibchen, die über dem faltigen Oberrock aus farbigem Zwillich eine bunte, schmucke Schürze trug und die goldroten Zöpfe fest um den Kopf gewunden hatte. Dann aber schüttelte er unwillig das Haupt. "Halte mich nicht zurück, Rosi! Wo alle ausziehen, kann ich nicht daheim bleiben."

Rosi erblaßte. Ihre blauen Augen füllten sich mit Tränen. "Versteh mich recht, Hans. Auch ich hasse die stolzen Herren auf den Schlössern, die reichen Scharhans in den Städten, — und je eher sie vertrieben werden, desto besser."

"Und doch hast du mich im letzten Herbst, als sie zu Stühlingen aufstanden, abgehalten, mich der evangelischen Sache anzuschließen," sagte er vorwurfsvoll.

"Weil ich um dein Leben bangte. Kaum hast du zu Lehen dich vor dem Nichtheil retten können, und wenn ich auch dich verlieren sollte, wie vor Jahren den Werner —"

Sie stockte, denn ein finsterner Schatten glitt über das Gesicht ihres Mannes. "Erinnere mich nicht daran. Viel gäb' ich drum, wäre es nie geschehen."

"Vergib mir. — Aber ein schrecklicher Traum ängstigte mich diese Nacht. Dein Haupt sah ich blutig im Sande rollen."

"Träume schrecken mich nicht," entgegnete er fest. "Im Herbst habe ich dir gehorcht, weil meine heiße Liebe zu dir stärker war, als mein grimmiger Haß. Ein zweites Mal darf es nimmer geschehen."

"Hans, hab Erbarmen mit mir. So hat der Werner auch gesprochen."

Die Schatten unter den Augen des Schmieds wurden dunkler, wie ein leichtes Beben ging es durch seine kraftvolle, untersezte Gestalt. "Laß die Toten ruhen," sagte er dumpf. Und mit unsteinem Blicke angstvoll fragend ihre Züge streifend, fügte er hinzu: "Du liebst ihn noch immer?"

„Als einen Toten, der fern von irdischen Wünschen weilt.“

„Einen Toten,“ — wiederholte er und starrte die Straße hinauf, durch die eine breite Staubwolke sich heranwälzte. Eben wich der graue Dunst, und der in breiter Masse daherslutende Zug der empörten Bauern wurde sichtbar. Unter Kittel und Lodenwämser mischten sich verschabte, fettige Lederkoller, zerbeulte Kürasse, und auf den Köpfen wechselten mit grauen Filzhüten verwitterte Gugeln und eiserne Sturmhauben. Was nur an Waffen denkbar, hatte die wilde Schar zusammengerafft, kurze Schweinspieße, verrostete Schwerter und Morgensterne, selbst ungefüge Heugabeln und wuchtige Dreschflegel wurden drohend von schwieligen Fäusten geschwungen. Dazwischen knarrten schwer mit Beute belastete Wagen, die zu Meersburg eroberten, mühsam von vielen Pferden geschleppten Geschütze und Fuhrwerke voll Hakenbüchsen. Während das Echo von den steinernen Mauern gellend das Rasseln der Trommeln, das scharfe Schreien der Pfeifen zurückwarf, eilten Frauen und Mädchen mit Butten, Kannen und Krügen auf die Gasse, um die Durstigen zu laben, und alle betrachteten neugierig den bändergeschmückten mit Laubgewinden bekränzten Bierwagen, der die blauweiße Haupt- und Sturmflagge trug. Neben ihm schritten Savenksammer einher, die singend den Reim umriefen:

„Steuert ans Fähnlein der Gerechtigkeit
Uns armen Bauern zur Seligkeit.“

Kreuzer und Heller wurden ihnen reichlich zugeworfen, der Schmied aber, der eben in die Tasche greifen wollte, hemmte die Hand und sein Blick blieb überrascht auf dem hinter dem Wagen in schwarzem Kleide daherschreitenden Manne haften, der den gedruckten Artikelbrief schwenkte, um die Gemeinden, die man durchzog, aufzurufen und die Forderungen der Bauern zu verlesen.

„Soll Gottes Marter mich schänden, wenn das nicht der Daniel Schlehborn ist!“

Sein lauter Ausruf war zu des Bundschuhers Ohren gedrungen. Überrascht ausblickend eilte er plötzlich freudig auf den Schmied zu.

„Hans Zieglmüller, du —? Hier sehen wir uns wieder!“

Grüßend griff er an seinen breittrempigen Hut und reichte dem alten Freunde die Hand. „Jetzt sollen sie's uns nimmer machen wie zu Lehen im Breisgau.“

„Bist aus dem Schreiber wieder ein Prediger geworden?“ fragte der Schmied.

„Ein Prädikant der neuen Lehre. Aus der Kanzlei des Bogtes von Krähen bin ich entflohen, um den Blutsaugern mit dem Schwerte unsere Rechnungen auf den Rücken zu schreiben. Und jetzt mußt mit uns kommen, — auf den Friedhof, wo wir den Bundschuh aufrichten.“

„Wär' auch ohne dich nicht zurückgeblieben,“ rief Hans Zieglmüller entschlossen und riß sich von seinem Weibe los, das gleich darauf in dem Getümmel der Weiterziehenden abgedrängt wurde.

Zur Ruhestätte der Toten ging, begleitet von der Dorfbevölkerung, der Marsch, und als man die enge Pforte durchschritt, stimmten rauhe Kehlen den Vers an:

„Wir wollen's Gott im Himmel klagen,
Kyrie eleys,
Daß wir Herren nit sollen zu Tode schlagen,
Kyrie eleys!“

Über den stillen Gräbern scholl es vom eisernen Gerassel der Waffen, vom tobenden Lärm rauher Stimmen, und Tausende schwerer Schritte traten das dürre Gras des Friedhofs nieder. Jeder Grabhügel ward zu einem begehrten Platz, dicht und schwarz wimmelte es selbst auf der niederen Mauer, und als der Prädikant, den Arm auf ein steinern Kreuz gestützt, inmitten des Kreises zu sprechen begann, wurde es still.

„Liebe Brüder,“ klang seine weithin schallende Stimme, — „die zwölf Artikel, wie sie uns Johann Heuglin, der Frühmesser von Sernatingen, schriftlich aufgesetzt hat, sind Euch schon bekannt. Wir wollen unsere Pfarrer selbst wählen, keinen Zehnten, keine Leibeigenschaft soll es mehr geben, das Wild und die Wälder müssen den Bauern sein.“

„Und alle Fürsten und Herren, die dawider sind, soll man abtun,“ tönte Lohrs Stimme aus dem Haufen.

Der Mühlknecht aber hub spottend zu singen an:

„Essen, trinken, schlafen gan,
Kleider aus und Kleider an,
Ist die Arbeit, die die Herren han.“

Johlend und jauchzend fielen andere ein. „Ja, fort mit den mutwilligen frechen Gassenjüngern, die nichts tun als rauben, spielen und prassen.“

Der Prädikant, mit der Hand winkend, fuhr fort: „Darum wollen wir hier auf den Gräbern unserer Vorfahren das neue Haus der Freiheit errichten und keinen Herrn nimmermehr annehmen, als den Kaiser. Frei, wie Gott uns geschaffen hat, wollen wir ihm dienen. So werde denn abgetan alle Herrschaft und Obrigkeit und an ihre Stelle trete der Evangelische Bund. Alle Güter sollen fortan gemein sein und die Arbeit wie die Güter. So ihr also dem Bunde beitreten wollt, so kommt her und schwöret auf die Artikel.“

Indem er zur Seite trat, wurde hinter ihm der Profosz sichtbar, der eben die von hoher Stange wehende Bundesflagge in den Boden pflanzte. Das blutige Leiden Christi war darauf gemalt. Neben dem Kreuze standen Maria, die Gottesmutter, St. Johann, der Täufer, der Papst und der Kaiser. Mitten vor dem Marterstamme aber kniete ein Bäuerlein, neben sich einen Bundschuh, und rings um das Banner zogen sich die Worte: „Herr, steh deiner göttlichen Gerechtigkeit bei.“

Titel Hans Zieglmüller war der erste, der hervortrat und den ihm vorgeschprochenen Eid wiederholte: „Ich soll und will weder geistlichen noch weltlichen Fürsten Zoll, Zins, Steuer oder Zehnt geben, nur einen Gott und keinen Herrn als den

Kaiser haben, das helfe mir der Allmächtige und das heilige Evangelium!"

Kaum hatte er schwörend und gelobend, dem Bunde treu zu bleiben bis in den Tod, die Hand auf das zwischen zwei Stangen aufgehängte Schlachtschwert gelegt, so drängten sich unter lauten, begeisterten Zurufen Hunderte von Männern hinzu, um seinem Beispiel zu folgen. Ununterbrochen klang dazu vom Turme mit rasselnden, mahnenden Schlägen die Sturm- glocke und auch aus der Ferne, von den Nachbar- dörfern, tönte es summend und singend herüber. Überall ward zur gleichen Stunde der Bundschuh aufgerichtet und die Stimme der neuen Freiheit, ringsum lauten Widerhall weckend, scholl mächtig durchs Land.

Als das Geläut verstummte, ließ der Prädikant die Trommler eine Stille umschlagen und nahm



Im letzten Augenblick war es Rost gelungen, sich durch das Getümmel zu drängen und seine Hand zu fassen.

nochmals das Wort: „Liebe evangelische Brüder! Der Seehaufen ist jetzt stark genug, um zu den Klettgauern zu stoßen und mit ihnen wider den Truchseß zu ziehen. Aber er hat noch keinen Führer. Nach freiem Willen sollt ihr ihn selber wählen. Ich aber schlage euch den Würdigsten vor. Eine Narbe schmückt seine Stirn. Zu Lehen im Breisgau hat er schon für die Freiheit geblutet. Ihr kennt ihn alle, — Hans Ziegel Müller, den Schmied von Vermatungen.“

Zustimmendes Murren lief durch die Reihen. Daniel Schlehborn aber fuhr fort: „Ernste, schwere Stunden werden kommen. Nur reinen Herzens können wir den großen Kampf beginnen. Dann wird der Nazarener zum zweitenmal herniedersteigen und alle Ketten sprengen. Seiner Hilfe aber müssen wir uns wert erzeigen. Nur würdige Gefäße kann er brau-

chen. Echte Streiter Gottes sollen wir sein in seinem Namen, dann wird er uns zum Siege führen. Solch ein wahrer Streiter Gottes aber ist Hans Ziegel- müller. Darum wählt ihn zum Hauptmann, zu einem gerechten Hauptmann Gottes.“

Begeistertes Geschrei erhob sich. „Der Schmied sei unser Führer!“

„Als Gottes Hauptmann ziehe er uns voran!“

„Hans Ziegel Müller, der Gotteshauptmann lebe!“

Der Blick des Prädikanten ruhte fragend auf dem Schmied, der noch zögernd beiseite stand. Er schien mit sich zu kämpfen. Sein scharfes markiges Gesicht mit der starken geraden Nase und den buschigen Brauen war erblaßt, nur die breite Narbe auf seiner Stirne glühte. Schon wollte er vortreten, als noch einmal wie warnend die Stimme seines Weibes an sein Ohr schlug. Im letzten Augenblick war es Rost gelungen, sich durch das Getümmel zu drängen und seine Hand zu fassen. „Du wirst nicht mit ihnen ziehen, Hans! Es endet nicht gut. Einst waret ihr drei, in enger Freundschaft verbunden, der Daniel, der Werner — —“

„Er und immer er,“ murmelte Ziegel Müller zu- sammenzuckend, — „jetzt ist nicht Zeit, des Vergan- genen zu gedenken.“

„Ich kann nicht anders, Hans. Du wußtest ja alles, als ich dir diese Hand reichte.“

„Ich wußte nicht, daß du nie vergessen könntest,“ klang es hart.

„Du zwingst mich dazu. Jetzt, wo ich vielleicht auch dich verlieren soll.“

„Und wenn ich fern bin,“ preßte er zwischen den Zähnen hervor, „wirst du dann auch seiner gedenken?“

Sie würgte die Tränen zurück. „Duäle mich nicht, Hans. Wer ist seiner Gedanken Herr? Oft kommt es über mich, als wenn ich ihm die Treue gebrochen hätte.“

Sein Gesicht verzerrte sich. „Einem, der nie mehr wiederkehrt?“

Nur noch fester klammerte sie sich an ihn. „Ver- laß mich nicht,“ flehte sie, „rette mich vor mir selbst, vor meinen Gedanken.“

Immer noch zauderte er. Seine leidenschaftliche Liebe machte ihn schwach. Aber die harrende Menge ward ungeduldig. Mit kräftiger Stimme hub einer zu singen an:

„O Gott, wer rächt der Armen Blut?“

Es steht in deinen Händen —“

und begeistert, mit leuchtenden Augen fielen alle ein. Die Hände klammerten sich fester um die Waffen, in denen das letzte Heil lag, und da, wie er Tausende von Blicken auf sich gerichtet sah, wie das Brausen der zornigen Männerstimmen die Luft erschütterte, da war des Schmiedes Widerstandskraft gebrochen.

Die Brüder sollten nicht umsonst ihn rufen. Viel- leicht, daß ein stolzer Tod im Blachfeld alles Ver- gangene sühnte. Freier hob sich seine Brust, und als das Lied verhallte, rief er mit mächtiger Stimme über den Platz: „Ich will es rächen, das Blut der Armen, mit Euch, als Euer Führer und Hauptmann.“

Der betäubend losbrechende Jubel der Bundschuhler erstikte den schmerzlichen Aufschrei, mit dem Kosi halb bewußtlos an die Brust ihres Mannes sank.

III.

Lange blickte am nächsten Morgen das junge Weib des Schmieds den abziehenden Bundschuhern nach, die zunächst ins Salemsche einrückten, um die unzufriedenen Untertanen des Abtes von Salmannsweiler unter ihren Fahnen zu sammeln und dann im Linggau mit den Klettgauern zusammenzustößen.

Ein weher Schmerz in der Brust sagte ihr, daß ihr Mann einem dunklen Schicksal entgegenging, und die Hand auf das wunde Herz pressend, wandte sie in das vereinsamte Haus zurück. So, die Seele von freudiger Hoffnung erfüllt, hatte sie ja einst auch Werner Schildhauer scheiden sehen. Des Dorfschulmeisters Sohn war er gewesen und hatte geistlich studieren sollen. Aber die Freiheit über alles liebend, war er davongelaufen und mit der Fiedel durchs Land gezogen. Von besseren Zeiten sang er den Bauern, der Vater Kosis aber, die Werner mit innigster Liebe zugetan war, wollte von des unsteten Spielmanns Werbung nichts wissen. Ihn, der bald darauf gestorben, gab sie die Schuld am frühen Tode des Geliebten. Wäre sie sein Weib geworden, gewiß wäre er nicht mit Hans Ziegmüller und Daniel Schlehborn, die schon die Gespielen seiner Kindheit gewesen, in den Breisgau gezogen, um den Brüdern von Lehen zu helfen. „Warte nur in Geduld,“ hatte er zuversichtlich beim Abschied gesagt, „wenn ich zurückkomme, nicht mehr als armer Fiedler, sondern als Held und Befreier der Unseren, dann muß auch dein Vater ein Einsehen haben, und wir, die wir füreinander bestimmt sind, müssen uns doch noch zusammensinden.“ Aber Woche um Woche hartete Kosi vergebens. Dann kehrte eines Tages Eitel Hans als einziger von den drei Freunden zurück und brachte traurige Kunde mit.

Allzufrüh war die noch ungenügend vorbereitete Verschwörung der Bauern zu Lehen entdeckt worden. Die Anstifter des Bundschuhs flohen, wurden aber in einem kleinen Dorfe nahe der Grenze von den verfolgenden Reitern der österreichischen Regierung eingeholt. Es kam zu einem kurzen, blutigen Gefechte. Joß Frits, das Vergebliche des Widerstands einsehend, entkam noch glücklich in die Schweiz, Daniel flüchtete in den Höhgau hinüber, wo er unerkannt auf der Burg des Vogtes von Krähen Aufnahme fand, und nur Ziegmüller und Werner wehrten sich zuletzt noch mit der Waffe in der Hand. Da streckte ein wuchtiger Schwertstreich den jungen Spielmann mit gepaltem Haupte zu Boden, und der Schmied, um nicht in die Hände der erbarmungslosen Feinde zu fallen, zog den Tod in den Wellen des Rheins vor. Doch die Flut, in die er sich verzweifelt gestürzt, behielt ihn nicht. Weit abwärts getrieben, blieb er am Buschwerk hängen und rettete sich ans Land, um das unheilvolle Ende des Unternehmens und den Tod des Freundes in der Heimat zu melden.

Kaum ein Jahr war vergangen, als Kosi bemerkte,

wie Hans Ziegmüllers Blicke jedem ihrer Schritte mit heißer Sehnsucht folgten. Wie ein heiliges Vermächtnis seines geschiedenen Freundes schien er sie zu ehren, und nach dem Tode ihres Vaters ward es auch bald der einzige Trost der Verwaisten, mit ihm die schönen Erinnerungen der Jugend noch einmal zu durchleben. Allmählich milderte sich ihr Schmerz und jetzt glaubte Hans seine Zeit gekommen. Fast furchtsam gestand er ihr seine heiße Liebe. Sie konnte seine Gefühle nicht mit gleicher Glut erwidern, aber ehrlich gab sie ihm Antwort. „Auch du, als Werners liebster Freund, bist mir wert und teuer. Sein Bild freilich kannst du mir im Herzen nicht ersetzen. Aber wenn du dich begnügen willst mit einem Plaze neben ihm —“ Er ließ sie nicht ausreden. Wild, einem Tiger gleich, der sich hungrig auf die langgesuchte Beute stürzt, riß er sie in seine Arme und rief: „Kosi, mein willst du sein, endlich mein?“

„Ich denke, er, der jetzt droben in der ewigen Freiheit wohnt, wird es gut heißen und unsern Bund segnen,“ erwiderte sie und gab ihm den ersten Kuß.

Rasch war zwischen beiden der Bund fürs Leben geschlossen worden. Aber jenes Glück, das Kosi von ihrer ersten Liebe erhofft hatte, war es nicht. Werners Bild wollte nicht aus ihrer Seele schwinden, und es war mehr Freundschaft und Teilnahme, als wahre Zuneigung, was sie an Ziegmüller knüpfte. Mit diesem aber war eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen. Daß ihnen Kinder versagt blieben, konnte der Grund nicht sein. Denn schon kurz vor der Hochzeit war ihr die Veränderung aufgefallen. Sein sonst so frisches Gesicht verlor die heitere Farbe der Gesundheit und tiefe Schatten legten sich unter die Augen, die früher so frei und offen geblüht, nun aber unstet und zerstreut umherschweiften. Jrgendein Geheimnis schien ihn zu bedrücken, aber jeder Frage ängstlich ausweichend, teilte er ihr nicht mit, was ihn quälte. So war erst bei dem Abschied das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Manne in Kosis Brust mit voller Stärke erwacht und die erste Zeit verging ihr in bangen Sorgen.

Allmählich aber sagte sie sich selbst, daß dieselben übertrieben waren, denn alles schien gut zu gehen. So oft es möglich war, sandte der Hauptmann des Seehaufens Botschaft und diese lautete immer freudiger. Seine Scharen hatten die festen Schlösser von Lettnang und Ittendorf in ihre Gewalt gebracht, alle Städte und Dörfer des Linggaus unterworfen und schickten sich an, mit ganzer Macht gegen das stark besetzte Überlingen zu ziehen.

Eines Tages aber kam unerwartet schlimme Kunde. Zu Wurzach hatte der Truchseß die durch trügerische Verhandlungen irreführten Bauern plötzlich überfallen und ein furchtbares Blutbad angerichtet, dem siebentaufend Bundschuhler zum Opfer gefallen waren. Jetzt rückte er mit seinen siegreichen Truppen in Gilmarschen über Gaisbeuern dem See zu, ausgerüstet mit einem Schreiben des Erzherzogs zu Innsbruck, von dem man schreckliche Dinge zu erzählen

wußte. Mit Martern, Erwürgen und Brennen sollte er als oberster Feldhauptmann gegen die Reuterer vorgehen, ohne Gnade verfahren, die Führer und Anführer des Aufstands aufspüren, nächtlich in Herbergen oder Hütten überfallen, den Entflohenen Haus, Hab und Gut ohne alles Erbarmen veröden, verderben und verbrennen, ihre Weiber und Kinder verjagen und aus dem Lande treiben.

Bald aber, nachdem man sich von dem ersten Schrecken erholte, klangen des Schmieds Meldungen wieder zuversichtlicher. Die Allgäuer lagerten, die Entscheidung erwartend, bei Leutkirch, und der Bülgenbacher, der bei Bonndorf alle Häufen aus dem Schwarzwald, der Baar, dem Fürstenbergischen und dem Klettgau vereinigt hatte, war bereits vor Nabolzell erschienen. Auf Ziegelmüllers dringendes Ersuchen hatte er sich entschlossen, ihm eilends zu Hilfe zu ziehen, und während der Truchseß mit den Bündischen sich von Gaisbeuern gegen Weingarten und Ravensburg wandte, konnten seine Scharen bereits am nächsten Tage zu Immensee eintreffen. So schienen nur schnelles Handeln und standhafte Einigkeit noch nötig zu sein, um den gewissen Sieg zu erlangen.

Mit fieberhafter Spannung wartete daher Kosi auf die nächste Botschaft ihres Mannes. Bald sah sie auch einen Burschen die Dorfstraße heraufkommen, der suchend an den Häusern entlang blickte. Da er das Haar nicht wie die Bauern rund um den Kopf abgeschnitten trug, mußte es ein Fremder sein, den bestaubten Bluderhosen, dem abgeschabten Wams und dem breitrandigen Hute nach wohl ein Gardenbruder, ein entlaufener Landsknecht, wie sie bereits zahlreich in das Heer der Bauern eingetreten waren. Die Schmiede bemerkend, kam er, seine Schritte beschleunigend, gerade auf das Haus zu, und die junge Frau ging ihm auf die Straße entgegen.

„Hans Ziegelmüller schickt Euch?“ fragte sie in erregtem Tone. „Ich bin sein Weib.“

„Dem Schmied von Bermatingen such' ich.“

„Es gibt sonst keinen. Aber sie haben ihn zum Hauptmann gemacht und er ist mit dem hellen Häufen ins Vinzgau.“

Der Unbekannte zögerte. „Dann, — dann muß ich's wohl Euch geben?“

„Was habt Ihr denn?“

„Einen Brief, den ich ihm selber geben sollt.“

„Ja — von wem kommt Ihr denn?“ forschte Kosi mit wachsendem Erstaunen.

„Von einem, der mir seinen Namen nicht genannt hat. Gefährlich sei's für ihn, hat er gemeint. Wie ich von des Kaisers Heer aus Italien zurückgekommen bin, hab' ich ihn zu Lauchringen, wo ich einen Tag rastete, in der Schenke kennen gelernt. Zu den Bundschuhern wollte er, aber da er sich den Fuß verletz, konnte er nicht fort und mußte auf Heilung warten. Als er hörte, daß ich über Markdorf in meine Heimat bei Leutkirch wandere, da bat er mich um Gottes willen, das Schreiben in Bermatingen zu bestellen, und gern sagte ich's zu. Bin aber zu Staad, wo kein Schiff zur Überfahrt über den See zu finden

war, ein paar Tage aufgehalten und jetzt mag er wohl schon selbst am Wege sein.“ In seinem Wams suchend, zog er ein beschmutztes, zerknittertes Pergament hervor, das er der jungen Schmiedsfrau reichte.

Kaum hatte Kosi einen Blick auf die steife, eckige Aufschrift geworfen, als sie mit einem lauten Aufschrei, kreidebleich werdend, gegen die Wand des Hauses taumelte. „Hanna, — hilf mir!“



Kosi taumelte mit einem lauten Aufschrei gegen die Wand des Hauses.

Als die alte Magd erschrocken herausflüzte, fand sie die Meisterin ohnmächtig am Boden ausgestreckt. Betroffen über die seltsame Wirkung seines Auftrags hatte der Gardenbruder es vorgezogen, statt einen Botenlohn abzuwarten, sich aus dem Staube zu machen, um nicht in schlimmen Verdacht zu kommen. Hanna, die ihn eben noch in der nächsten Seitengasse verschwinden sah, glaubte, er habe dem jungen Weibe ein Leides getan, doch das Schreiben, das Kosis Hände krampfhaft umschlossen hielten, deutete auf anderes. Sie konnte nicht lesen. Aber eine schreckliche Botschaft mußte es sein. Vielleicht war Hans Ziegelmüller tot oder in die Hände des Feindes gefallen.

Indem sie versuchte, den leblosen Körper ins Haus zu tragen, erweckte sie die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein. Ein angstvoller Blick traf die treue Alte, zitternd suchten ihre Finger den Brief im Gewande über dem Herzen zu bergen. „Laß mich,“ brachte sie mühsam hervor, „es war nichts, geht schon vorüber, nur eine Schwäche, und Ruhe brauche ich, Ruhe.“

„Soll ich nicht um den Medikus schauen?“

„Nein, nein,“ wehrte Rosi hastig, „da kann kein Wundarzt helfen, ich bin ja nicht krank.“

Kopfschüttelnd ließ die alte Hanna die junge Frau allein, die wankenden Schrittes in das Blumengärtlein neben dem Hause ging und erst hinter dem kahlen Geäst einer dichtverschlungenen Laube den Brief wieder hervorzog. Ihre Lippen preßte sie darauf und halb stöhnend, halb jubelnd kam es aus ihrem Munde: „Gleich hab' ich die Schrift erkannt. Werner, — ein Toter kann nicht schreiben! Du mußt leben!“ Und dann, während ihre Augen sich tränengerödet in das Pergament bohrten, las sie die ihr unerklärlichen Worte:

„Lieber Getreuer!

Ich bin außer mir. Endlich ist es mir gelungen, worauf ich seit Jahren gehofft. Aus ewiger Gefangenschaft neu geboren zu Licht und Freiheit! Nur eine leichte Verletzung, die ich mir auf der Flucht zugezogen, hindert mich noch, zu den Bundschuhern zu stoßen. Einem Boten geb' ich dieses Schreiben mit. Bald hoff' ich, beim Seehausen einzutreffen. Bis dahin wirst auch Du schon dort sein. Nach Vermatungen mag ich nicht mehr kommen. Es brähe mir das Herz, die Heimat wiederzusehen, seit die Rosi mir verloren ist. Du hast mir nie mehr geschrieben, als nur das eine Mal, daß sie, mich für tot haltend, einem andern die Hand gereicht. Aber ich danke Dir, daß Du, nachdem Du es anders wußtest, ihr die Wahrheit verschwiegst. Es ist besser so, auch für mich. Nun, da mir nichts geblieben, als ein freudloses Leben, kann ich es um so freudiger zum Opfer für die Brüder, für die evangelische Sache bringen. Im großen Kampfe um die Freiheit sollst Du bald wieder an Deiner Seite sehen

Deinen Werner.“

Das Schreiben entsank Rosis erstarrender Hand. Die Tränen stockten in ihren Augen, regungslos wie Stein glichen die Züge ihres blutleeren Gesichts. So saß sie lange, lange, ein Bild des Grauens. Endlich zuckte sie auf. Ein eisiger Schauer durchrannt ihren Körper und bebend öffneten sich die bleichen Lippen: „Verraten, wir beide, von ihm, betrogen um Glück und Seligkeit! Warum, warum? Er weiß es, er allein kann dieses dunkle Geheimnis lichten. Er soll mir Rechenschaft geben. Unter Tod und Wunden will ich ihn suchen, im Lager, auf dem Schlachtfeld, wo ich ihn finde. O Werner, Werner!“ —

IV.

In der ganzen Gegend um Weingarten und Ravensburg dröhnte seit dem frühen Morgen das Sturmgeläut. Eine Glocke weckte die andere, und nie, seit das Christentum seine Kirchen erbaut, war solch ein lärmender Karfreitag ins Land gebrochen. Naheher Waffenlärm, der Zinken Geschmetter, das Geschrill der Pfeisen und dumpfer Trummenklang begrüßten die sonst so weißevoll stillen Stunden des Trauertages, an dem der Heiland für Wahrheit und Menschenliebe am Kreuze starb, und heulend, einer

Windsbraut gleich, brauste der Glockensturm von Markung zu Markung. Alle Dörfer hatten sich in lärmgefüllte Heerlager verwandelt, von einem zum andern zogen mit wehenden Fähnlein und schwerem Geschüt, wie schwarze Ameisen wimmelnd, die Rotten der Bauern dem nahenden Truchseß entgegen.

Im Lager bei Baiensfurt saßen im Zelte Cittel Hans Ziegmüller und der Prädikant, den gefüllten Weintrug vor sich. Der Gotteshauptmann hatte seinen schlichten Kittel abgelegt und glich im Purpurmantel mit breitem Schwert und rotem Federbaret einem stattlichen Kriegsmann. Seine dunklen Augen funkelten in wilder Freude.

„Wie ich dir's gesagt habe, kommt's,“ lachte er mit sieghafter Zuversicht. „Der Truchseß, der Mann von Blut und Feuer, geht uns in die Falle! Vom Kloster Baidt ist er aufgebrochen, aber wir lassen ihn nicht über die Nach. Die beste Stellung ist unser und bei Schlier lagern achttausend Mann stark die Allgäuer. Brauchen nur noch des Vulgenbachers Haufen von Westen zu kommen, so halten wir ihn im Netze, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt.“

„Gebe Gott, daß wir die Bündischen alle erdrücken, zertreten wie das Gewürm am Wege,“ rief grimmig der Prädikant.

Ziegmüller erhob sein Glas. „Stoß an, Bruder. Es lebe das Glück und alles, was wir lieben!“

Daniels Augen trübten sich. „Ich liebe nichts mehr als die Freiheit!“

„Und Mechtild von Krähen?“ meinte fragend der Hauptmann.

„Mag sie leben und glücklich sein.“ Sein klirrend angestoßenes Glas zerbrach mit grellem Mißklang. „Was hast du? Ist des Vogtes Nichte nicht frei, und hat sie sich nicht heimlich mit dir verlobt?“

„Ich hab' sie zu Grabe getragen in meinem Herzen, ich habe entsagt. Daß ich zu den Bundschuhern ging, hat uns für immer getrennt. Das herrliche Blut war stärker in ihr, als die Liebe. Sie ließ mir die Wahl. Die evangelische Sache oder ihre Hand. Da ließ ich sie und wählte die Freiheit.“

„Entsagen! Es muß eine schwere Kunst sein,“ sprach sinnend der Hauptmann. „Ich könnte nicht vergessen, wo ich liebte, und wenn es das Glück meines besten Freundes kostete.“ Er schwieg, erschrocken über seine eigenen Worte und jähe Röte überzog seine Wangen.

Der Prädikant bemerkte es nicht. „Ich konnte die Feindin der Bauern nicht mehr meine Braut nennen,“ fuhr er fort, „feig und ehrlos wäre ich mir vorgekommen. Kein Unwürdiger darf in diesen großen Kampf ziehen.“

„Kein Unwürdiger,“ wiederholte Ziegmüller und es rang sich wie Stöhnen aus seiner Brust.

„Ja,“ rief Daniel hart und scharf, „ich sag' es immer wieder, das ist es, was unseren Sieg noch verzögert, denn nicht alle kämpfen mit reinem Herzen und —“

Der Eintritt Wendelin Lohrs, der als Rottmeister das weiße Kreuz der Bundschuhler auf dem Armel

trug, unterbrach ihn. „Der Truchseß versucht Kriegsvolk und Geschütz durch die Lach zu bringen, um Weingarten einzunehmen,“ meldete er, „seine Reiter gehen schon gegen den Graben vor.“

Jäh sprang Hans Ziegmüller auf. „So ziehen wir über die Schussen ins Feld. Alle Höhen sollen besetzt werden und hinter den Graben die besten Schützen vom See und von den Bergen, daß die bündischen Reiter nicht hinüberkommen.“

Zugleich mit dem Rottmeister entfernte sich auch der Prädikant. „Nach Schlier geh' ich hinüber,“ sagte er, dem Freunde die Hand zum Abschied reichend, „um mit den Allgäuern alles für den morgigen Angriff zu vereinbaren.“

Als Ziegmüller einige Minuten später vor das Zelt hinaustrat, zog eben ein fliegendes Fähnlein, vor dem zwei Trommler eifrig die Schlegel rührten, vorüber. Aller Augen richteten sich auf den Hauptmann. Mitten aus der Schar aber sprang einer heraus, stürzte auf ihn zu und rief mit ausgebreiteten Armen: „Hans, lieber Getreuer, hab' ich dich wieder!“ Wie vom Blitze getroffen, taumelte der Überraschte zurück. Durch das Braunrot seiner sonnenverbrannten



„Werner, bist du es, oder ein Spuk, der mich äffen will?“

Wangen schimmerte fahle Blässe, seine Knie zitterten. „Werner, bist du es, oder ein Spuk, der mich äffen will?“

„Ich bin es wirklich.“ Betroffen von dem seltsamen Empfang lieh der Fiedler die ausgestreckten Arme sinken. „Entflohen aus dem Kerker. Ja, hast du denn die Botschaft nicht erhalten, die ich dir nach Bermatingen sandte?“

„Botschaft — nach Bermatingen,“ schrieb Ziegel-

müller wie ein zu Tod Betroffener auf, „bei Gottes Blut, so hat sie —“ er stockte und verwirrte sich — „sie, meine Frau, die Kunde erhalten; ich wußte von nichts, ich —“

„Du hast ein Weib?“

„Ich, ja, aber verzeih, die Pflicht ruft mich, jede Minute ist wichtig, nach dem Siege magst du mir alles erzählen.“

„Ja, du hast recht, auch ich muß mit dem Haufen ziehen, dem ich zu Bodnegg mich angeschlossen. Leb wohl und auf baldiges frohes Wiedersehen!“

Der Hauptmann brachte das Wort nicht heraus, nur stumm, wie ein Verurteilter, dem es den Abschied vom Leben gilt, reichte er dem Freunde die Hand.

Nur sterben, jetzt nur sterben! Es war der einzige Gedanke, den er fassen konnte. Aber sein Wunsch, im Getümmel der Schlacht zu enden, erfüllte sich nicht. Nachdem eine Weile das Geschütz gespielt, einige bündische Knechte und Bauern hüben wie drüben getödet waren, zog Herr Georg von Waldburg, als er jenseits des Grabens die gut postierten Schützen entdeckte, seine Vorhut zurück, und die uneinnehmbaren Höhen blieben in den Händen der Bundschuhler.

Schon wollte Hans Ziegmüller nach seinem Zelte zurückkehren, als er eine Gruppe Vermatinger um einen Schwerverwundeten gedrängt sah. Herzutretend erkundigte er sich und während die anderen dem Hauptmann Platz machten, gab Ambros Rauh Bericht. „Der Prädikant ist's. Am Wege nach Schlier hat ihn eine verirrte Stückkugel in die Brust getroffen. Wir können ihn nicht weiterbringen, er stirbt uns unter den Händen.“

Der Führer des Seehäufens reichte dem Freunde, den er um seine Todeswunde neidete, zum letztenmal die Hand. Daniel Schlehorns brechende Augen glänzten noch einmal auf, da er den Hauptmann erkannte.

„Es ist anders gekommen,“ stöhnte er, „hier soll ich die Freiheit nicht mehr sehen, Gott ruft mich ab zur ewigen —“

Hans Ziegmüller wagte den Sterbenden nicht anzusehen. Schuldbehaftet, den Blick zur Erde gesenkt, sprach er erschüttert: „Auch ich, bald werde ich dir folgen.“

Der Prädikant raffte seine letzte Kraft zusammen. „Du wirst, du mußt leben, um der evangelischen Sache willen, um die Brüder zum Siege zu führen.“

Die letzte schwache Flamme erlosch, eine neue Blutwelle brach aus der Wunde und noch einmal krampfhaft sich aufrichtend, fiel er zurück und die Glieder streckten sich aus zur ewigen Ruhe. Langsam ließ der Hauptmann die erkaltende Hand des Toten aus der seinen gleiten. „Armer Freund,“ murmelte er, „du weißt nicht, wie wahr du gesprochen. Wir werden nicht siegen, weil wir nicht reinen Herzens sind. Die eigene Schuld erschlägt uns.“

Im Augenblick, da er sich erheben wollte, stürzte ein Bauer, den kurzen Schweinspieß in der Hand, in zerrissenem Koller und mit zerbeulter Eisenhaube

atemlos und schweißbedeckt heran. „Hauptmann, helfst!“ stieß er keuchend hervor.

„Was ist? Versucht der Truchseß einen neuen Angriff?“

„Das nicht. Aber die Bodnegger, die die zurückgehenden Reiter über den Graben verfolgten, haben sich zu weit vorgewagt. Bei Erbisreute sind sie von den Bündischen abgesehritten und erwehren sich kaum noch des Todes.“

„Die Bodnegger?“ fuhr Zieglmüller zurück und seine Augen blühten düster auf. Bei ihrem Haufen befand sich ja Werner! Wenn der Tolkühne fiel, ehe er die ganze Wahrheit erfahren, so ging der Kelch noch einmal an ihm vorüber. Eine verbrecherische Hoffnung durchzuckte ihn und häufte neue Schuld zu der alten, eben erst bereuten. Die Bodnegger durften nicht gerettet werden.

„Sie haben meinem Befehle getrotzt,“ zögerte er, „mögen sie tragen, was sie verschuldet.“

Aber er hatte nicht mit der Stimmung seiner Leute gerechnet. Zum ersten Male erhob sich unwilliges Murren um ihn. „Nein, Hauptmann,“ rief Kaspar Frohnholzer, „wir lassen die Brüder nicht im Stich. Eine Schande wär's!“ Und da Hunderte ihm stürmisch zustimmten, blieb Zieglmüller nichts übrig, als widerwillig den Befehl zum Vorrücken zu geben.

Von allen Höhen setzten sich die Schützen gegen den Talgrund zu in Bewegung und schon sah man deutlich in der Ferne den Haufen der Eingeschlossenen, der sich verzweifelt gegen die anstürmenden Reiter wehrte. Mählich aber hörte man auf der ganzen Linie der Bündischen die Signalhörner gellen. Es wurde zum Rückzug geblasen.

Der Truchseß, da er den allgemeinen Vormarsch der Bundschuhler wahrnahm, schien eine ihm gestellte Falle zu vermuten und rief die Seinen zurück. Die Reitergeschwader, ihre Rosse zügelnd, gaben den Angriff auf und kehrten um. Die Bodnegger waren frei.

Die Bewegung der Bauern kam damit ebenfalls zum Stillstand. Man sah, daß die Bodnegger auf ihrem vorgeschobenen Posten blieben, und Zieglmüller ließ die Seinen wieder die früheren günstigen Stellungen einnehmen.

Während er noch damit beschäftigt war, nahte sich ihm staubbedeckt und blutend, den blauen Kittel vom Gestrüpp zerrissen, ein weißhaariger Mann, dessen schreckensstarrer Blick schweres Unheil kündete.

„Ihr, Rosenlächer,“ rief der Hauptmann erstaunt, „wo kommt Ihr her? Wart Ihr doch, mein' ich, in Vermatungen geblieben?“

„Wohl, Herr, bis vor drei Tagen.“ Nur mühsam brachte der zitternde Mann die Worte über die ausgetrockneten Lippen. „Da aber kam Euer Weib zu mir.“

„Die Rosi?“ Hans Zieglmüller erblaßte. „Was wollte sie?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Sie war ganz verstört und beschwor mich, sie zu begleiten. Eine Nachricht sei gekommen, und sie müsse Euch sprechen. Ich sollte sie zu Euch begleiten ins Lager und konnte ihr die Bitte nicht abschlagen.“

Der Hauptmann erstarb in tödlichem Schrecken.

„Die Unselige,“ murmelte er, „sie hat Werners Botschaft erhalten. Darum ist sie mir gefolgt, Rechenhaft zu fordern, die ich nicht geben kann. Wo ist sie?“ preßte er gequält hervor.

„Im Lager der Bündischen, aus dem ich entflohen bin.“

„Herr und Heiland, was sagst du? Gefangen, in der Gewalt des Truchseß?“

Gregor Rosenlächer neigte in tiefem Schmerz das Haupt. „Es war nicht meine Schuld, Hauptmann. Wir wußten nicht, wo Eure Haufen standen. Auf's Geratewohl suchten und fragten wir in allen Dörfern. So kamen wir, irregegangen, nach Hintermoos und fielen einem Fähnlein Bündischer in die Hände, das uns vor den Truchseß führte.“

„Marter und Tod! Und er, der Feldobrist?“

„Er lachte grimmig ob der willkommenen Beute.“

Dem greifen Rosenlächer brach fast die Stimme.

„Ich hätte mir die Zunge ausreißen lassen, Hauptmann, ehe ich Euer Weib verraten. Sie selbst aber war so unbesonnen, die Wahrheit zu bekennen, daß ihr Mann den hellen Haufen vom See führe.“

„Und dann, und dann?“ Hans Zieglmüller schwindelte es. Wie schwarze Schatten des Todes wogte es vor seinen Augen. Er mußte sich auf das breite Schwert stützen, um sich aufrechtzuhalten.

„Dann hat der Truchseß in grimmer Wut Eurem Weibe martervollen Tod geschworen, wenn sie Euch nicht zur Stelle schaffe, oder Ihr selbst für sie Euch ausliefern würdet. Die Boten, die es Euch melden sollen, werden schon am Wege sein. Mir aber gelang es zuvor, meinem Wächter zu entspringen und Euch die furchtbare Kunde zu bringen.“

Hans Zieglmüllers Knie drachen ein. Unstet irrten seine Blicke umher und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. In jammervollem Stöhnen hob sich seine Brust: „Gott straft mich an dem, was mir das Liebste ist, für meine schwere Schuld.“ Sprach er zu sich selbst. Dann aber, während die Umstehenden erschüttert schwiegen, wandte er sich noch einmal an Rosenlächer. „Ihr habt mir noch nicht alles berichtet. Wie nahm sie, mein unglückliches Weib, es auf?“

„Keiner Antwort hat sie den Truchseß gewürdigt. Sie ist entschlossen zu sterben.“

Bittere Tränen drängten sich in des Hauptmanns Augen. „Ich wußte es, groß, frei und edel kennt sie keine Furcht. Aber nicht für einen Unwürdigen darf sie sich opfern.“ In kurzem, schweren Kampfe rang er mit sich selbst. Dann richtete er sich entschlossen auf und rief: „Sie soll leben. Die Boten mögen den Weg sich sparen. Ich gehe selbst.“

Ein jäher Schrecken ergriff die Bundschuhler. „Hauptmann, es ist Euer letzter Gang! Der Truchseß kennt kein Erbarmen. Nie sehen wir Euch wieder!“

Unerschüttert riß er sich los, kehrte auf kurze Zeit in sein Zelt zurück, schrieb und siegelte einen Brief und trat noch einmal vor die draußen in schmerzlicher Niedergeschlagenheit harrende Menge.

Die Vordersten warfen sich auf die Knie, ergriffen und küßten seine Hand. „Hauptmann, Ihr wollt wirklich, Ihr könnt von den Brüdern gehen, die Sache der Freiheit verlassen?“

Schmerzvoll, in feierlichem Ernste wehrte er sie ab und stolz wie einen echten König umwallte ihn der Purpurmantel, als er mit fester Stimme die Abschiedsworte zu den Brüdern sprach: „Ich muß, weil ich ihrer nicht wert bin. Später, wenn des Truchseß Rache meine Tat gesühnt, werdet Ihr alles verstehen. Den Gotteshauptmann habt Ihr mich genannt. Aber für die Hand des Höchsten war ich nur ein unreines Gefäß, das er zürnend zerbrechen will. Sein Wille soll geschehen.“

V.

In Antenreute, wohin sich das Fähulein der Bodnegger auf die Vorhut der Allgäuer zurückgezogen hatte, ging es übel zu. Alle Bande von Zucht und Ordnung waren gelöst, Rachsucht, grausame Zerstörungswut und üppige Begierde feierten ein wildes Fest. Der Herrschaftssitz wie die Kirche waren geplündert, Weinberauschte lagen überall in den Gassen und beutegierige, haßersüchtige Weiber liefen mit Gabeln und Stangen umher, um etwaige noch verborgene Herrenleute aufzuspüren. Um das zerstörte Gotteshaus zogen tobend und schreiend in schauerlicher Prozeßion mit Spießen, Lanzen und Knütteln die trunkenen Rebellen und ein wilder Geselle warf das grauweisse Knochenhaupt eines Märtyrers, das er aus seinem goldenen Schrein gerissen, wie eine Kugel über die Gasse.

„Bei unserer lieben Frau und St. Johann,“ rief der eben vorbeikommende Fiedler empört, „ist das noch christlicher Brüder Gebaren! Den Hauptleuten sollte man's melden, daß Ihr glaubt, mit Rauben und Kirchenhändlung dem Volke die Freiheit zu bringen!“

Aber nur Schimpfworte, Drohungen und spöttisches Lachen wurden ihm zur Antwort.

„Wir sind nicht für der Hauptleut' Launen da!“

„Uns müssen sie folgen, wir haben sie bestellt!“

„Wir lassen uns nichts befehlen!“

„Stopft ihm das Maul! Drauf und dran!“

Wütend, mit erhobenen Spießen und Gabeln drang die wüste Schar auf Werner Schildhauer ein. Es blieb ihm nichts übrig, als sich vor der Übermacht in das nächste Wirtshaus zu flüchten. Aber auch da ging es nicht besser zu. Ein Harfner, Geiger und Zitherspieler entlockten dort ihren Instrumenten ausgelassene Weisen und mitten im tollen Getümmel der Tanzenden zerrte man ein junges, sich sträubendes Weib hin und her.

„Zum Geier und Kuckuck, mir laß die Dirne!“

„Gibt der Weibsleut' genug. Such dir eine andere.“

„Aber die gefällt mir just. Brauchst dich nicht zieren, Jungfer. Wir sind nicht schlechter als andere.“ Vergeblich suchte das junge, blasse Weib sich aus den Armen ihrer Bedränger loszureißen. „So laßt mich doch! Was wollt Ihr von mir?“

„Tanzen sollst du.“

„Mir ist nicht ums Tanzen, ich —“

Mit einem Sprunge war Werner, der die Stimme erkannt hatte, an ihrer Seite und stieß in aufflammendem Zorne die Zubringlichen zurück.

„Rossi, ja du bist's, hab' nicht geglaubt, daß ich dich noch einmal wiedersehen würde.“

Heiße Glut flog über ihr eben noch blaßes Gesicht. „Werner! Ich wußte es schon, daß du auferstanden



Mit einem Sprunge war Werner an ihrer Seite und stieß die Zubringlichen zurück.

warst von den Toten, und da ich ihn suchte, finde ich dich.“

„Wen suchst du und was führt dich hierher?“ fragte ahnungslos der Fiedler.

„Meinen Mann. Aber ehe ich ihn fand, fiel ich den Bündischen in die Hände.“

„Wer ist dein Mann?“

„Der Hans, dein Freund, der Schmied von Vermatingen.“

„Der Hauptmann, er, der wußte, daß ich lebte!“ Wie vom Donner gerührt stand der Fiedler und schlug stöhnend die Hände vors Gesicht. „O, der schändliche Verräter! Schwarz wie die Nacht ist seine Seele! Und kein Wort sagte er mir.“

Die Umstehenden, ahnend, daß es sich um etwas Furchtbares handle, wichen scheu und ernüchtert zurück.

„Vergib ihm, Werner. Er ist in des grimmen Truchseß Gewalt,“ klang bittend Rossis Stimme.

Ein Aufschrei ging durch den Raum. Die Spielleute verstummten, die Tänzer ließen ihre Mädchen fahren. Und Werner starrte die Sprechende fassungslos an.

„Ziegmüller gefangen? Wie ist das möglich! Vor wenigen Stunden erst hab' ich ihn wiedergesehen und gesprochen.“

„Er opferte sich. Um mich zu lösen, lieferte er sich aus, denn der Bauernjörg wollte mich statt seiner richten. So haben es mir die Schergen, die mich aus dem Lager stießen, gesagt, ohne daß ich ihn sah.“

Der Fiedler schauderte. „Dann wollte er sterben! Das Schuldbewußtsein war es, das ihn in den Tod trieb. Aber er muß leben, für uns, um unserer gerechten Sache willen. Ohne Führer ist der Seehaufe verloren. Wir müssen den Hauptmann retten, Brüder!“

Wildes, zustimmendes Geschrei erhob sich und verschlang fast Rosis Worte, die sich angstvoll an den noch immer heiß Geliebten klammerte. „Das müssen wir, Werner. Drum kam ich hierher. Aber man hörte mich nicht, man ließ mich nicht zu Worte kommen.“

„Vormärts, Brüder, zum Lager der Bündischen,“ rief der Fiedler, sein Schwert aus der Scheide reißend. „Wir retten ihn oder sterben. Ich will Euch führen.“

In einem Augenblick leerte sich die Schenke. Blitzschnell verbreitete sich die Kunde des Geschehenen. Die Trommeln dröhnten und mit schrillum Getöse fielen die Pfeifen ein. Schon scharte sich der Haufen zum Ausbruch, da gellte der Klang einer fremden Trompete in den lärmenden Tumult. Auf dem freien Platz vor der zerstörten Kirche erschien, von einem Hornisten begleitet, ein Rottmeister der Bündischen, das rote Kreuz am Armel.

„Ein Abgeandter des Truchseß! Still, hört, was er zu sagen hat.“

Ein erwartungsvolles Schweigen entstand. Dann klang die Stimme des Rottmeisters klar und scharf über den Platz.

„Herr Jörg von Waldburg, des Schwäbischen Bundes Feldobriste, läßt Euch kund und zu wissen tun, daß Eitel Hans Ziegelmüller, Euer Hauptmann, sein rebellisches Ver-

gehen mit dem Tode gebüßt hat. Vor einer Stunde hat ihm der Henker das Haupt vor die Füße gelegt. Euch aber bietet der Truchseß gütlichen Vergleich. So Ihr Eure Stücke und Fähnlein ausliefert, Eure Beschwerden wider die Herren durch sechs unparteiische Städtechieds-



Schmerzlich ergriffen legte der Fiedler den Arm um den Nacken der weinenden Geliebten.

richterlich ordnen laffet, soll alles verziehen und vergessen sein.“

„Zu spät!“ In dem bangen Schweigen, das seinen Worten folgte, vernahm man nur Rosis schmerzlichen Aufschrei, mit dem sie tränenüberströmt ihr Haupt an die Brust des Fiedlers lehnte.

Der beste und gefürchtetste Führer tot! Alle fühlten die furchtbare Schwere des Ereignisses, das ihnen jeden Mut zu weiterem Kampfe nahm. Nach einer Weile traten die Bauern zusammen und wählten

Abgeordnete, um mit dem Gesandten den ihnen so günstig scheinenden Vertrag abzuschließen, mit dem der listige Truchseß einen Hauptflügel des allgemeinen Aufstandes lahm legte und die vereinzelte Macht des Vulgenbachers wehrlos machte.

Als sich Rosi ein wenig von der ersten, furchtbaren Betäubung erholt hatte, trat Werner mit ihr den Rückweg zum Lager des Seehaufens bei Baiensfurt an und klärte sie auf über seine so rätselhaft erscheinende Rettung. Schwer verwundet war er damals zu Lehen in die Hände der österreichischen Reiter gefallen und zu Breisgau in den Kerker geworfen. Des sicheren Todesurteils gewärtig aber genas er dort wieder zum Leben und der Zufall ließ ihn bei einer unter den Gefangenen entstandenen Meuterei einem Aufseher das Leben retten. Das rettete auch ihn vor dem Tode von Henkershand. Man begnadigte ihn zu ewiger Gefangenschaft und gestattete ihm, ein einziges Mal in einem Briefe seinem Freunde, dem Schmied von Bermatingen, Kunde darüber zu geben.

„Nun begreif' ich alles,“ schluchzte Rosi. „Kurz vor unserer Hochzeit hat er, der dich bis dahin selbst für tot gehalten, deinen Brief empfangen und in der heißen Leidenschaft, die ihn für mich beselte, mir die Wahrheit verschwiegen.“

„Ja, wähnend, daß es mir nie gelingen würde, zu entfliehen, ließ er sich zu dem schweren Verbrechen an der Freundschaft und unserer Liebe hinreißen.“

„Glaube mir, er hat seither keine glückliche Stunde mehr gehabt.“

„Und bitter hat er gebüßt,“ sprach der Fiedler bewegt.

Im Zelte des Gotteshauptmanns fanden sie einen Brief. Als Werner das Siegel, auf dem aus einem Andreaskreuz mit übereinandergelegter Pflugschär, Gabel und Dreschflegel ein Bundschuh heraus sah, erbrochen, las er die Worte: „Vergebt mir beide, wie Gott auch mir vergeben möge. Nur allzugroße Liebe war es, was mich in Schuld und Sünde stürzte. Mit meinem Leben, Werner, mußte ich retten, was ich Dir geraubt. Seid glücklich.“

Schmerzlich ergriffen legte der Fiedler den Arm um den Nacken der weinenden Geliebten. „Rosi, das freie Reich Gottes, das wir erträumten, wir haben es heute begraben. Er und viele von uns waren nicht reif dafür. Eine spätere Zeit mag es bringen. Du aber bist frei und auf dem dunklen, traurigen Grabe darf fortan die lichte Blume unserer Liebe blühen.“

Das Erbe.

Von Harry Nitsch.

Lieber! Wenn es dir unangenehm ist, mit einem Menschen zu verkehren, an dem alle besseren Bürger von D. ein volles Jahr in maßloser Empörung vorbeigesehen haben, ja, der fünf lange Wochen auf Festung saß, dann lege diese Zeilen aus deiner zarten, weißen Hand, wenn du eine Vertreterin des schönen

Geschlechtes bist, oder aus deiner biederen männlichen Rechten, falls du dem starken Geschlecht angehörst. Besitztst du aber das, was gesellschaftlich taktvoll Erzogene Mitgefühl, Realisten aber Neugier nennen, so lies weiter, denn ich verdiene dein Mitleid und auch deine Neugierde wird Befriedigung finden.

Von Onkel Heinsius wußte ich nicht viel, und ich dachte nie an ihn, bis ich eines Tages durch seine Todesanzeige überrascht, aber, ehrlich gesagt, nicht in Trauer versetzt wurde. Ich besaß aus meiner Kindheit nur eine dunkle Erinnerung daran, daß meine Mutter in einem kleinen Städtchen an der äußersten Ostgrenze des Reiches einen jüngeren Bruder hatte, der als Sonderling, Querkopf und Geizhals übel beleumundet war.

Nun wurde ich durch die schwarzgeränderte Karte, die der Onkel freilich nicht selbst sandte, wieder an ihn erinnert. Meta Hudebein zeigte an, daß ihr lieber, unvergeßlicher Herr ganz plötzlich verschieden sei. Also hatte der Onkel keinen Menschen außer dieser Meta, die wohl Wirtschaftlerin bei ihm gewesen war.

Ich sandte Meta ein paar trostreiche Worte, die mich eine Flasche Mosel, eine Stunde Zeit und zehn Pfennig Porto kosteten. Denn es ist nicht leicht, einer unbekanntem Meta Hudebein für den Verlust eines ebenso unbekanntem Onkels Trost zu spenden. Doch es gelang mir leidlich und bald darauf hatte ich den Fall aus dem Gedächtnis verloren.

Nach zehn Tagen gab mein toter Onkel wiederum ein Lebenszeichen. Ein amtliches Schreiben eröffnete mir, daß Onkel Heinsius mich zum Universalerben seines zweihundertundfünfundsiebzigtausend Mark betragenden Vermögens gemacht, aber daran eine kleine, leicht erfüllbare und harmlose Bedingung geknüpft habe. Ich sollte mich erklären, ob ich die Erbschaft annähme oder ausschlage!

Als ich das Wort „ausschlage“ las, setzte mir fast der Herzschlag aus. Was dachte sich das Gericht in D. eigentlich? Hielt es mich für einen Narren oder Krösus? Wer für zweihundertfünzig Mark monatlich den Kunden der Firma Simonsohn u. Sohn in Berlin abwechselnd, je nach der Wertschätzung, die der Kunde genoß, lebenswürdige, höfliche, kurze, energische, grobe und saugrobe Briefe schreiben muß, der schlägt zweihundertundfünfundsiebzigtausend Mark nicht aus. Müßte er selbst dafür den Südpol entdecken.

Ich nahm also mittelst Eilbotenbrief an und bereitete in ebensolcher Eile meine Übersiedelung nach D. vor. Das war nämlich die kleine, leicht erfüllbare und harmlose Bedingung meines arbeitsam gewesenen Onkels. Er hatte testiert: „Wenn mein Neffe Gottlieb Ernst Quellsalz sich dazu entschließt, sofort und für den ganzen Rest seines Lebens dauernd nach D. zu übersiedeln, so soll er mein Universalerbe sein. Ich gedenke damit eine Dankeschuld an D. abzutragen, dem ich als Lieferant der städtischen Behörden mein Vermögen in erster Linie verbanke. D. verliert auf diese Weise nicht die Einkommensteuer.

Lehnt er die Bedingung aber ab, kann er sich vom dem liederlichen Leben in Berlin nicht trennen, dann soll mein ganzes Vermögen der Stadt D. zufallen. Dies auch dann, wenn mein Neffe nur einmal sich länger als vier Wochen fern von D. aufhalten sollte. Ich will damit verhindern, daß er mein Geld wo anders als in D. verzehrt.“

Ich konnte also wenigstens vier Wochen im Jahre reisen. Herrlich! Dann würde ich in diesen acht- undzwanzig Tagen schneller leben, um die Freuden eines halben Jahres während dieser kurzen Zeit zu genießen.

Als ich nach D. kam, wurde ich keineswegs festlich empfangen, wie ich als reicher Mann im stillen gehofft hatte. Im Gegenteil! Man schikanierte mich, wo es nur anging, und boykottierte mich gesellschaftlich. Es wurde mir nicht verziehen, daß ich mich von dem schlechten Rufe D's als einer der langweiligsten und häßlichsten Städte nicht hatte abschrecken lassen und es somit um die große Erbschaft brachte. Nun, ich war trotzdem getrost! Mit zweihundertundfünfundsiebzigtausend Mark läßt sich das Übelwollen einer ganzen Stadt, in der man gezwungenerweise leben muß, schon ertragen. Außerdem bringt die Zeit Rosen. —

Ach nein! In D. nicht! Diese Weltgegend war den Rosen zu wenig günstig. D. liegt im östlichsten Osten, hart an der Grenze, und wird zu acht Zehnteln von jener Rasse bewohnt, die sich durch schwarze Haare, eigenartigen Gesichtsschnitt und besondere Vorliebe für Wasser auszeichnet. Aber nur gebranntes! Ich war schon über ein Jahr in D. und mußte meine Tage immer noch einsam verbringen.

Nun wußte ich: man legte es darauf an, mir D. zu verfehlen. Ich sollte gezwungen werden, es freiwillig zu verlassen und auf die Erbschaft zu verzichten. Aber das fiel mir gar nicht ein! Ich hatte das Arbeiten verlernt und wollte es nicht wieder lernen.

Herr Eustachius Zimtspieß, der Bürgermeister von D., war ein ebenso ehrgeiziger wie kluger Mann. Ihn kränkte es am meisten, daß der Stadt die Erbschaft entgangen war, wodurch ihm die Erfüllung still gehegter Pläne vereitelt wurde. Er hatte die Hoffnung auch nicht aufgegeben und dachte: Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! Das erfuhr ich, leider, aber erst zu spät.

Vorläufig entzückte es mich, als der Bürgermeister im Honoratiorenstübel des „Schwarzen Koffes“, in dem ich einsam und gemieden zechen mußte, sich eines Abends an meinem Tisch niederließ.

„Mit Verlaub, Herr Quellsalz,“ sagte er verbindlich. „Ich wollte mich schon immer einmal darnach erkundigen, wie Ihnen D. eigentlich gefällt?“

Ich war aufgesprungen und hatte eine tiefe Verbeugung gemacht. Wer früher als schlichter Korrespondent bei Simonsohn u. Sohn Kundenbriefe geschrieben, dann ein Jahr lang als Viertelmillionär wie ein Einsiedler gelebt hat, der weiß die Ehre wohl zu würdigen, wenn das hochmögende Oberhaupt der

Stadt sich höchst eigenbeinig zu ihm an den Arme-
sündertisch setzt. In meinem Bestreben, dem Bürger-
meister etwas Unangenehmes zu sagen, entgegnete ich
hastig: „Es gefällt mir außerordentlich gut in D.,
Herr Oberbürgermeister. Das Jahr in D. gehört
zu den schönsten meines Lebens. Ich möchte D.
niemals wieder verlassen!“

In meinem Eifer sah ich nicht, daß das Gesicht
des Bürgermeisters, dessen Rang ich eigenmächtig
erhöht hatte, sich verzog, als habe er unreife Schlehen
geessen oder statt des Mojels die Essigflasche erwischt.

„Das freut mich, Herr Quellsalz,“ sagte er, wie
mir schien wirklich hochehrent. Denn er schlug mich
so kräftig auf die Schulter, daß sie mich noch am
nächsten Tage schmerzte. „Offen gestanden, hatten
wir gefürchtet, daß es Ihnen in unserem stillen Nest
nicht gefallen würde.“

„Gerade die Stille, das Ländliche und Abgeschie-
dene tut mir nach dem Berliner Trubel ungemein
wohl!“ rief ich begeistert. Ich wollte dem Bürger-
meister nur Unangenehmes sagen.

Von dieser Stunde an setzte er sich öfter zu mir.
Dann kam auch Stadtrat Wiebald und sagte mir
einige verbindliche Worte. Ihm folgten Stadtrat
Honigseim und mehrere Stadtratsverordnete. Allen ver-
sicherte ich immer wieder mit biederer Treuherzigkeit,
daß ich von D. geradezu entzückt sei. Im stillen
triumphierte ich. Die Zeit hatte also doch Rosen
gebracht! Man muß nur Geduld haben und es
erwarten können.

Ganz allmählich änderte sich das Bild. Als
Bürgermeister, Stadträte und Stadtratsverordnete an
meinem Tisch sich heimlich fühlten, wurden sie ver-
traulicher. Ich mußte manche spitzige Bemerkung
über mich ergehen lassen. Was mich aber besonders
verdroß, war die Nichtachtung, der ich auch jetzt noch
außerhalb des „Schwarzen Kosses“ begegnete. Nie-
mand lud mich in seine Häuslichkeit, und der Bürger-
meister und Stadtrat Honigseim hatten doch so ent-
zückende Töchter. Ich wurde daher immer gereizter
und verärgelter, wenn ich im „Schwarzen Koss“ der
Zielpunkt gehässiger Bemerkungen war oder in meinen
politischen Anschauungen stets auf schärfste Opposition
stieß. Doch äußerlich ließ ich nichts davon merken.

Habe ich schon erzählt, daß ich nach der zweiten
Flasche Wein zu fröhlichem Liederfang geneigt bin,
nach der dritten aber keinen Widerspruch mehr ver-
trage und händelsüchtig werde? Meine Berliner
Freunde wußten das wohl, in D. war es aber un-
bekannt. Ich wollte den neugewonnenen Boden
nicht wieder unter den Füßen verlieren und trank
daher nie mehr als zwei Flaschen. Sehr zum Leid-
wesen des Kosswirts, dessen bester Kunde ich während
meiner Vereinsamung gewesen war.

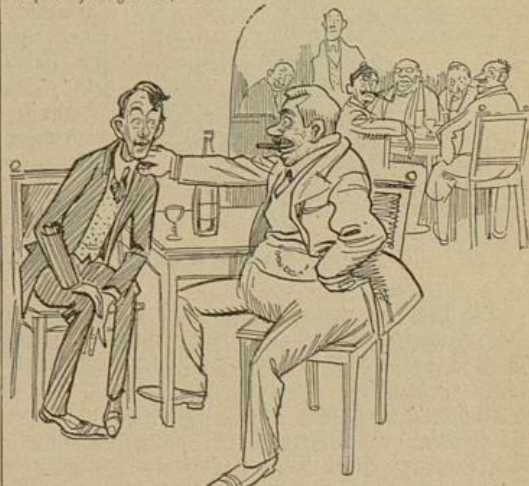
Den Bürgermeister hatte eine wichtige Mission
nach Berlin geführt. Als er zurückkehrte, kannte ich
ihn kaum wieder. Er war herzlich und widersprach
mir nicht mehr. Auch die anderen behandelten mich
in gleicher Weise. Ja, Stadtrat Honigseim lud mich
sogar zu einem gemütlichen Abendbrot — entre-

nanous — sagte er lächelnd, zu sich ein. Herta
würde sich freuen. Herta war seine entzückende Tochter.

In der Freude meines Herzens bestellte ich eine
dritte Flasche und zwar von besserer Marke. Ich
sah nicht, daß der Bürgermeister dabei dem liebens-
würdigen Stadtrat Honigseim listig zuwinkerte. Diese
dritte Flasche wurde merkwürdig schnell leer. Schließ-
lich war es aber doch kein Wunder; denn Bürger-
meister, Stadträte und Stadtratsverordnete tranken mir
in herzlicher Weise immer wieder zu.

Zur vierten Flasche lud mich der Bürgermeister
ein. „Sie dürfen es mir nicht abschlagen,“ sagte
er dringend, „denn ich möchte den guten Ausgang
meiner Berliner Reise feiern.“

Wie war es denn nur gekommen? Ich habe den
Bürgermeister, unser hochmögendes städtisches Ober-
haupt, einen Schajstopf genannt und die von ihm
selbst bezahlte Flasche an seinem Kopf zerfchlagen.
Das heißt, ich soll es getan haben, ich weiß mich
auf nichts zu besinnen.



„Das freut mich, Herr Quellsalz,“ sagte er.

Bürgermeister Zimtspieß war Reserveoffizier. Schon
am nächsten Morgen mußte ich mit schmerzdem
Schädel seine beiden Sekundanten empfangen, von
denen ich meine Heldentaten überhaupt erst erfuhr.
Sie überzeugten mich auch davon, daß ich mich
schlagen müsse, wollte ich gesellschaftlich nicht völlig
unmöglich werden. Das gab den Ausschlag. Noch
einmal eine Zeit — und diesmal ohne Aussicht auf
neue Rosen — durchleben wie das erste Jahr? Nie
und nimmer! Lieber ließ ich mich totschießen.

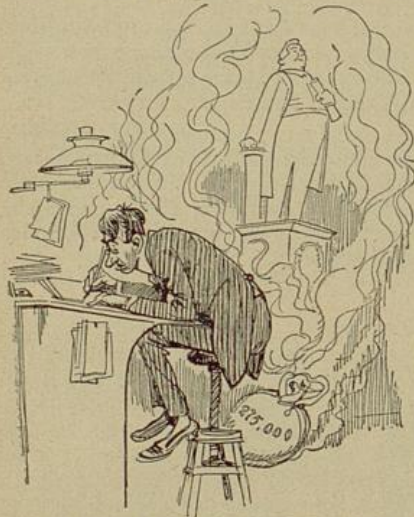
Das Duell fand am nächsten Morgen statt. Wir
schossen gleichzeitig; der Bürgermeister edelmütig in
die Luft und ich mir beinahe in die rechte große Zehe.
Meine Pistole hatte nämlich das Fieber und zitterte
heftig. Dann reichten wir uns die Hände und der
Bürgermeister gab mir sogar einen Kuß.

„Sie sind ein Held!“ sagte er gerührt und nahm
meinen Arm. Denn ich strauchelte ein wenig.

Einige Tage später bekam ich die übliche Anklage

und nach einigen Wochen waren der Bürgermeister und ich jeder zu drei Monaten Festung verurteilt. Ich trug es als Mann und Held, zu dem der Bürgermeister mich proklamiert hatte.

Nach fünf Wochen wurde ich begnadigt und kehrte glückstrahlend nach D. zurück. Ich fand mein Haus versiegelt und mein Vermögen im Gewahrsam des Gerichts. Bürgermeister Zimtspieß hatte es namens der Stadt und auf Grund des Testaments beansprucht.



Ich bin jetzt wieder bei Simonsohn u. Sohn und schreibe.

Ich war D. länger als vier Wochen fern geblieben!

Daran hatte ich nicht ein einziges Mal gedacht. Mir schwebte immer nur ein Fernsein des Vergnügens wegen vor. Festungshaft ist doch schließlich kein Vergnügen.

Die Stadt gewann natürlich den Prozeß, der zwei Jahre dauerte. Da ich nichts mehr besaß, war Zimtspieß so großmütig, die mir zugefallenen Gerichtskosten zu bezahlen.

Auf dem Marktplatz in D. steht jetzt, in kühner Fächterpose, des Bürgermeisters Zimtspieß Denkmal. Die dankbare Stadt hat von meinen zweihundert- und fünfundsiebzigtausend Mark fünfundzwanzigtausend Mark hierfür verwendet. Für die restlichen zweihundert- und fünfzigtausend Mark hat D. sich eine Wasserleitung zugelegt. So ist meine schöne Erbschaft buchstäblich zu Wasser geworden.

Ich bin jetzt wieder bei Simonsohn und Sohn und schreibe, je nach Wertschätzung des Kunden, lebenswürdige, höfliche, kurze, energische, grobe und saugrohe Briefe. Doch mit meinen früheren Freunden habe ich gebrochen. Sie waren es, die in ihrer Dummheit dem schlauen lokalpatriotischen Bürgermeister meine Schwäche verrieten, die mich nach der dritten Flasche Wein zu befallen pflegt.

Dr. Katzenbergers Drohung.

Einen anmutigen Scherz erlaubte sich einst der Arzt Langermann, der in Berlin als vortragender Rat für Medizinalsachen im Altensteinschen Kultusministerium angestellt war, mit dem ihm befreundeten Romanschriftsteller Jean Paul Friedrich Richter. Jean

Paul tat sich nämlich viel darauf zu gute, daß alle in seinen späteren Romanen von ihm dichterisch erfundenen Personennamen sonst nicht weiter, am wenigsten im wirklichen Leben vorkämen. Bei den früheren Schriften, z. B. dem Hesperus, war dies nicht der Fall gewesen; denn Namen wie Schoppe, Siebenkäs, Leibgerber sind bekannt. Aus dem Titan möchten Froulag, Hasenreffer, Fraischdörfer, Roquairol, Nabette und andere schwer in der Wirklichkeit zu finden sein.

Als nun Jean Paul 1809 „Katzenbergers Vadereise“ herausgegeben hatte, worin der Charakter des Helden nicht eben als der lebenswürdigste dargestellt wird, hielt Jean Paul auch diesen Namen für sonst unfindbar. Langermann wußte aber, daß in Prag ein Dr. Katzenberger als sehr geschätzter Arzt lebte, dessen Doktordissertation von irgendeiner unregelmäßigen Bildung des menschlichen Körpers handelte. Diese Dissertation ließ sich Langermann kommen und schrieb in Katzenbergers Namen einen sehr gereizten Brief an Jean Paul, worin er sich über den Mißbrauch seines Namens bitter beklagte. Mit dem nach Abnormitäten und Monstrositäten begierigen Dr. Katzenberger könnte doch niemand anders gemeint sein als er. Zum Beweise lege er seine Dissertation bei. Dergleichen habe er sich von einem so allgemein geschätzten Schriftsteller, wie der Legationsrat Richter sei, nicht versehen; übrigens behalte er sich weitere Schritte zur Wiederherstellung seiner ärztlichen Ehre vor. Am folgenden Morgen fand Langermann den guten Jean Paul in sehr gedrückter Stimmung bei seinem Krüge Bier sitzen. Brief und Dissertation lagen vor ihm auf dem Tisch. „Lesen Sie und raten Sie mir,“ sagte der Dichter kleinlaut, indem er dem Arzte den Brief hinschob. Ein scharfer Beobachter des menschlichen Gesichtsausdrucks als Jean Paul würde wohl in Langermanns Mienen die Zeichen unverkennbarer Heiterkeit entdeckt haben. „Da sehen Sie nun, lieber Richter,“ entgegnete Langermann mit geheucheltem Ernst, „wie Ihre Romanpersonen Ihnen in der Wirklichkeit entgentreten. Der Poet erhält durch Eingebung seiner himmlischen Phantasie einzig vorkommende, schöne Namen, die Alltagswelt spielt ihm manchmal den Schabernack, sie zu wiederholen.“ — Nach kurzer Frist wurde der betretene Dichter über den kleinen ihm gespielten Betrug aufgefärrt; in der Folge aber vermaß er sich nie wieder, seine erdichteten Namen für Unfa zu halten.

Ich habe schon öfter erklärt, daß ich in jeder Periode meines Lebens das gewollt und erstrebt habe, was ich für das Vaterland und den Herrn, dem ich diene, am nützlichsten hielt.

Jürst Bismard.

Die bedauernswertesten Menschen sind diejenigen, welche Pflichtgefühl besitzen, aber nicht die Kraft, ihm zu genügen.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Sobald der Mensch in Zorn gerät, gerät er in Irrtum.

Cal mud.